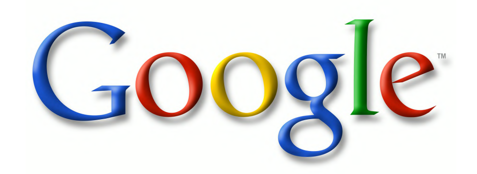
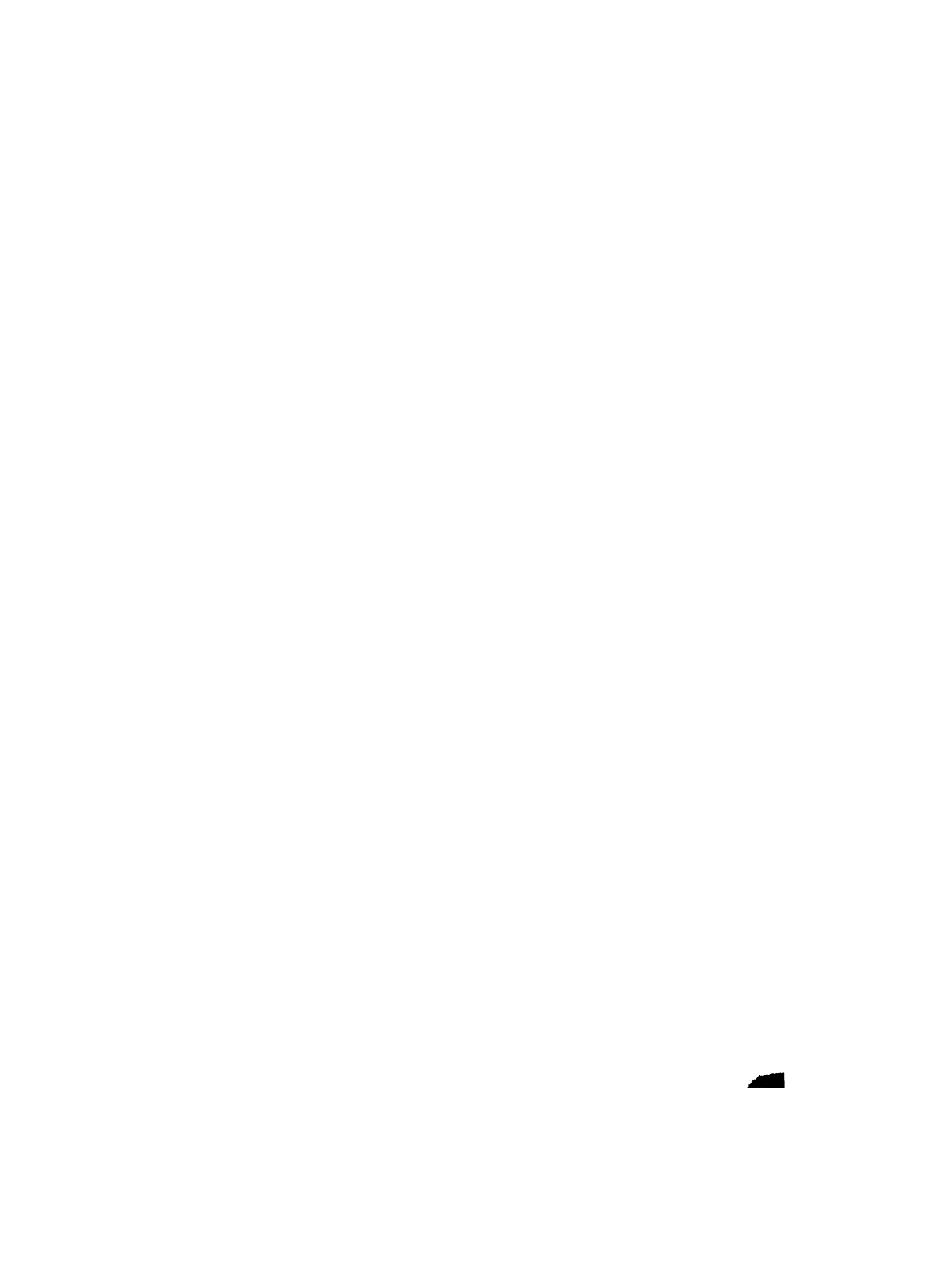
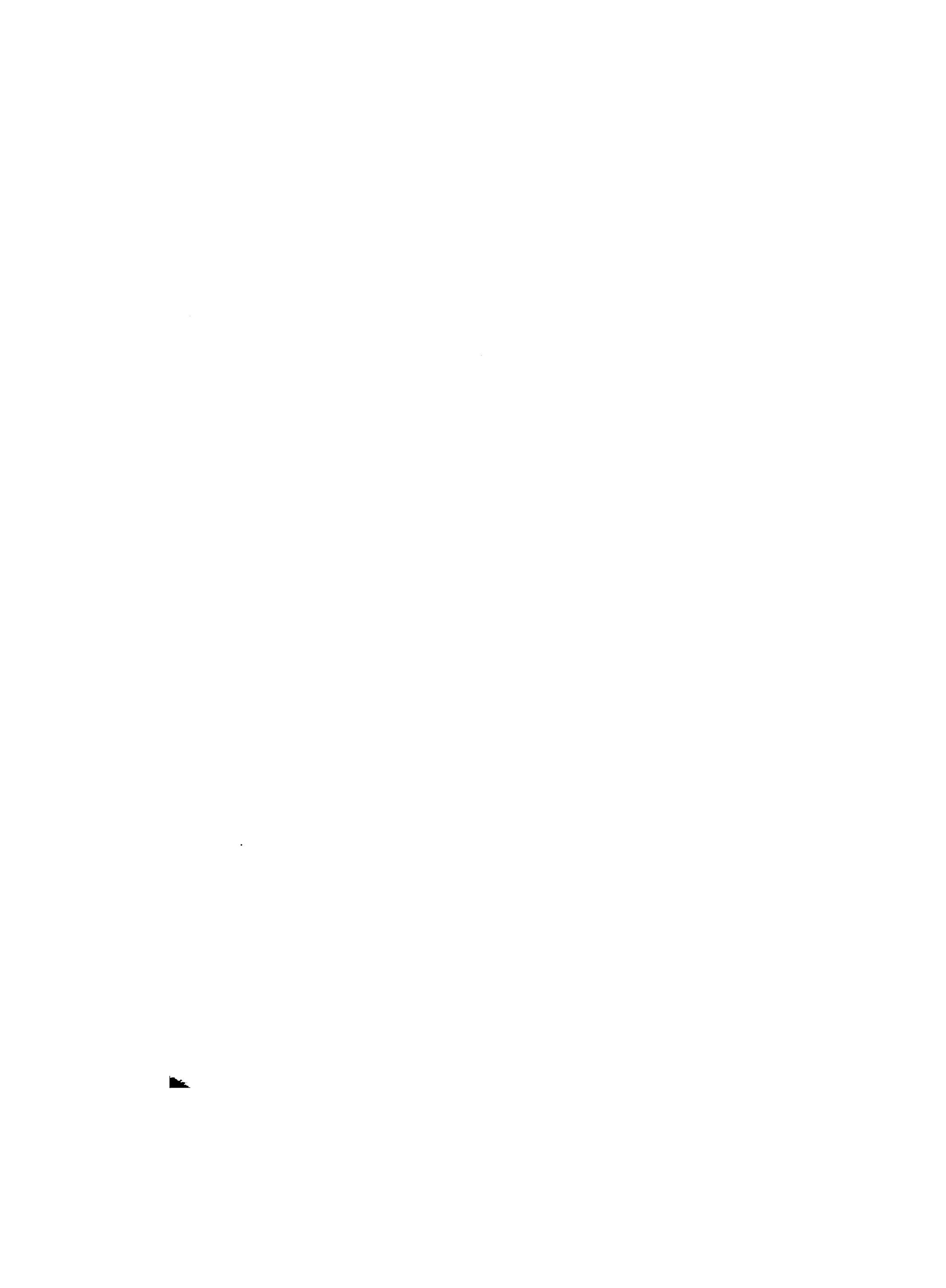












Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in
4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

Dritte Periode.

Zeit der classischen Kunstpoesie.

Von

der ersten Reise nach Italien bis zu Schiller's Tode.

1786 — 1805.

Erstes Capitel.

Reise nach Rom über München, Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Iphigenie in Delphi. Erster Aufenthalt in Rom. Tischbein. Incognito. Aufnahme in die Arcadia. Einwirkung des ersten Aufenthaltes. Angelica Kaufmann. Charakteristik der Iphigenie in Tauris.

Wir verließen am Ende des vorigen Bandes unsern Freund, als er eben im Begriffe stand, die Fahrt nach Italien anzutreten. Die Reise durch Bayern und Tyrol bis auf den Brenner wurde, rasch genug für jene Zeit, in fünf Tagen abgemacht; er ließ rechts und links Unzähliges, was sonst seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der, wie er fürchtete, fast schon zu alt in seiner Seele geworden war. An schnelles Auffassen jedoch gewöhnt, nahm er Vieles mit, was sich im Flug ergreifen ließ. Vor Allem beobachtete er fleißig Wind und Wetter und überhaupt die meteorologischen Erscheinungen, nicht aus bloßem wissenschaftlichen Interesse, sondern auch, weil er nach dem trüben Sommer des Jahres 1786 Vorzeichen eines schönen heitern Herbstes suchte. Er stellte sogar unterwegs eine Wettertheorie zusammen, die er den Weimarischen Freunden übersandte, worin die Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, hergeleitet werden. In Regensburg, wo er einen Tag verweilte, hielt das Thun und Wesen der Jesuiten seine Betrachtungen fest. Er wohnte in ihrem Collegium der Aufführung des jährlichen Schauspiels durch Schüler bei, und überzeugte sich hier auf's Neue von der Klugheit dieses Ordens, der nicht, wie andere Orden, „eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit

zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze." Zu Münch
machte er im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen a
diese Gegenstände nicht geübt seien," weßhalb er sich nicht zu ve
weilen beschloß. Ebenso konnte er sich in der Bildergallerie, w
treffliche Sachen sie enthielt, nicht heimisch finden; er meinte sein
Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen zu müssen. Wie zur Kuns
betrachtung, so hatte er auch zu näherer Beobachtung der Gebirg
arten, der Vegetation und Menschenwelt nicht Sammlung und Ru
genug. Seinen Linné führte er zwar bei sich, aber kam nicht zu
Analysiren von Pflanzen, das ohnehin nie seine Stärke war. U
so mehr suchte er seinen Blick für Allgemeineres zu schärfen, un
machte unter Anderm die Bemerkung, daß sich am Wasser zuerst d
neuen Pflanzen einstellten; ferner, daß wachsende Gebirgshöhe nic
bloß neue Pflanzen bringe, sondern auch den Bau der alten verän
dere. Aehnliche allgemeine Bemerkungen wurden über die Felsarte
desgleichen über die Bevölkerung der durcheilten Gegenden aufge
zeichnet. Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie aus de
Packet der mitgenommenen Schriften; sie sollte seine Gesellschafteri
in dem schönen Lande sein, das ihn erwartete; die herrlichen Bilde
der Umwelt, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdränge
vielmehr, durch Bewegung und freie Luft unterstützt, ihn erwecke
und beleben.

Am 9. September Abends brach er aus seiner Herberge, de
Posthause auf dem Brenner, auf und ließ sich bei Mondenschein vo
rasch trabenden Pferden, während der Postillon schlief, zwische
hohen Felsen an der reißenden Etsch hinunterfahren. Mit Tages
anbruch erblickte er die ersten Rebhügel. Bei heiterm Sonnensche
kam er auf der Botzener Messe an. Er hatte große Lust, die dor
zusammengeflossenen Producte näher in Augenschein zu nehmen
allein der Trieb, die Unruhe ließ ihn nicht rasten; er tröstete sic
damit, daß sich dergleichen in unsern statistischen Zeiten gelegentlic
aus Büchern erlernen lasse. „Mir ist jetzt nur," schrieb er an sein
Freunde, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kei
Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Wel
nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit e
mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Aug

licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte." Auf dem Wege von Botzen nach Trient erfreute er sich am Anblick der südlich reichern und kräftigern Vegetation. Die Mauern, über welche sich der Attich lebhaft hinüberwarf, der Epheu, der in starken Stämmen die Felsen hinaufwuchs und sich weit über sie verbreitete, die Frauen mit ihren aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust und in leichten Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause trieben, — Alles erinnerte ihn an die liebsten Kunstbilder. Und wenn dann der Abend herankam, bei milder Luft nur wenige Wolken an den Bergen standen, und gleich nach Sonnenuntergang das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken begann, mit welchen muthwillige Buben um die Wette pfiffen, da fühlt er sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie im Exil. „Ich lasse mir's gefallen," schrieb er in die Heimath, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt vom Walfischfange zurückkäme."

Am 11. September befand er sich zu Roveredo, wo sich die Sprache abschneidet. Wie freute er sich, hier das geliebte Italienisch lebendig werden zu hören! Statt nun gerade nach Verona zu fahren, schlug er einen Umweg nach Torbole am Gardasee ein, und begrüßte dort die ersten Oelbäume, die voll Oliven hingen. An dem herrlichen See, der ehemals Benacus hieß, fand er den Virgil'schen Vers bewährt:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Es war der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor ihm stand und sich jetzt noch so wahr erwies, als vor vielen Jahrhunderten. In der Abendkühle spazierend, sah er sich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, unter [illegible]

schen, die ihm ein nachlässiges Schlaraffenleben zu führen schienen. Als er am nächsten Morgen (13. Sept.) den See hinab nach Süden fuhr, nöthigte ihn Gegenwind, in den Hafen des Venetianischen Oertchens Malscsine einzulaufen.

Hier sollte er ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer zu bestehen haben. Er nahm sich vor, ein altes, am Wasser liegendes Schloß zu zeichnen, das, ohne Thore und ohne Bewachung, Jedermann zugänglich war. Kaum saß er eine Zeit lang, so bildete sich eine immer wachsende Gruppe von Menschen um ihn. Goethe ließ sich im Zeichnen nicht stören; da drängte sich zuletzt ein Mann vor und verlangte Rechenschaft über sein Beginnen. Weil aber der Dialekt eine Verständigung erschwerte, so machte der Italiener kurzen Proceß und zerriß Goethe's Zeichnung. Dieß fand bei Mehreren der Umstehenden Mißbilligung, und man beschloß den Podesta zu rufen. Unterdeß beschaute sich Goethe, auf einem höhern Platze stehend, das immer sich vermehrende Publicum und glaubte den Chor der Vögel vor sich zu sehen, welchen er zu Ettersburg als Treufreund oft zum Besten gehabt. Dem mit seinem Actuar herbeigekommenen Podesta suchte er nun zunächst auf die Frage, warum er die Festung abzeichne, begreiflich zu machen, daß ein so verfallenes Gemäuer nicht für eine Festung gelten könne. Als man ihm entgegnete, warum er sich denn für eine Ruine interessire, erinnerte er an das Amphitheater zu Verona, das von so vielen Reisenden besucht und gezeichnet würde. Man wollte den Vergleich nicht gelten lassen, indem jenes ein weltberühmtes römisches Gebäude sei. Da bewies er nun ausführlich, daß auch die Gebäude der mittleren Zeit Aufmerksamkeit verdienten, und, während just die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht setzte, fing er an, das Bild ihnen mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber sein Publicum die belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz vom Sprechenden abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, Wendehälsen gleich, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was er ihren Ohren anpries; selbst der Podesta kehrte sich, obwohl mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin, — eine Scene, die Goethe in den heitersten Humor versetzte und seine Beredtsamkeit befeuerte. Der Actuarius meinte indeß noch

immer, der Fremdling könnte ein Abgeordneter des unruhigen Kaisers Joseph sein, der gewiß etwas Böses gegen die Republik Venedig im Schilde führe. Da sich nun Goethe gleichfalls als Bürger einer Republik, der guten Stadt Frankfurt am Main, bekannte, so ward ein Mann, Namens Gregorio, herbeigerufen, welcher daselbst in früheren Jahren lange conditionirt hatte. Hierdurch entschied sich die Sache so sehr zu Gunsten Goethe's, daß ihm erlaubt ward, mit Meister Gregorio nach Belieben Ort und Gegend zu besehen.

Auf fortgesetzter Seefahrt erquickte er sich an der Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers, und schlug, zu Bartolino gelandet, auf einem Maulthier den Weg nach Verona ein, wo er am 16. September gegen ein Uhr anlangte. Hier verweilte er ein paar Tage und widmete vor Allem dem Amphitheater, dem ersten bedeutenden Monumente des Alterthums, das ihm zu Gesicht kam, große Aufmerksamkeit. Außerdem beschäftigten ihn das schöne, aber immer geschlossene Thor Porta stupa oder del Pallio, das Portal des Theatergebäudes, die Antiquitätensammlung und namentlich die Grabmäler der Alten, an denen er besonders zu rühmen fand, daß sie auf eine rührende und herzliche Weise das Leben fortführen. „Der Künstler," schrieb er den Freunden in der Heimath, „hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind." Bei der Betrachtung der Gemäldesammlungen gestand er sich aufrichtig, daß er vom Handwerk des Malers wenig verstehe, und hielt sich daher an den Gegenstand und die Behandlung im Allgemeinen. Die Altarblätter der Gallerie St. Giorgio schienen ihm durchaus merkwürdig; „aber die unglücklichen Künstler," ruft er in seinen Briefen aus, „was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht 30 Fuß lang und 20 hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück!" In der Gallerie Gherardini fand er schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen Künstler auf einmal kennen; er freute sich hiebei, daß ihm jetzt, w er dem Himmel italienischer Kunst näher trete, auch die Stern zweiter und dritter Größe zu flimmern begannen, und so die We

weit und die Kunst reich wurde. Auch die Antikensammlung betrachtete er mit großem Interesse. „Es liegt in meiner Natur," fügte er dem brieflichen Bericht über diese Kunstschätze bei, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle." Dazwischen beobachtete er, auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt, Charakter, Lebensweise, Tracht, Gebräuche und Spiele der Bewohner; so war er auch Zeuge eines Ballspiels, worin vier edle Veroneser gegen vier Vicentiner, lauter wohlgewachsene, kräftige junge Leute in kurzer, knapper, weißer Kleidung kämpften; die schönen Stellungen der Ausschlagenden erinnerten an den Borghesischen Fechter.

Durch eine reiche, menschenbelebte Gegend fuhr Goethe am 19. September nach Vicenza, wo er ungefähr eine Woche zubrachte. Hier waren es vorzüglich architektonische Kunstwerke, die ihn beschäftigten, namentlich das Olympische Theater, die Basilika und andere Bauten des Palladio. Der alte Baumeister Scamozzi, den er besuchte, der Herausgeber von Palladio's Gebäuden, gab ihm, über seine Theilnahme vergnügt, förderliche Anleitung. Außerhalb der Stadt ward ein auf freier Höhe gelegenes Prachthaus besucht, die Rotonda genannt, ein mit großem Luxus aufgeführtes Gebäude, von der man eine herrliche Aussicht in die Gegend genoß. Nach dem unweit gelegenen Tiene machte er einen Ausflug, um ein in der Anlage begriffenes Gebäude zu besehen, das nach einem alten Risse errichtet wurde. Die Oper zu Vicenza sprach ihn nur mäßig an und reizte nicht zur Wiederholung des Besuchs. Mit größerm Interesse wohnte er an einem andern Abend einer Versammlung der Akademie der Olympier bei. Eine Gesellschaft der gebildetsten Vicentiner, gegen Fünfhundert an der Zahl, behandelte in Prosa und Versen, oft mit Humor und Witz, die vom Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht. Das lebendigste Publikum applaudirte und lachte. „Wenn man doch auch," schrieb Goethe darüber an die heimischen Freunde, „vor seiner Nation so stehen und *sie persönlich belustigen* dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz

auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann." Besonders freute es ihn, daß von seinem verehrten Palladio auch hier jeden Augenblick die Rede war, und der treffliche Mann nach so langer Zeit noch immer als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern gepriesen wurde.

In der einfachen Sediola eines Betturinen fuhr Goethe am 26. September durch eine von Fruchtbarkeit strotzende Gegend nach Padua. Hier interessirten ihn besonders der ungeheure Audienzsaal des Rathhauses, gleichsam ein überwölbter Marktplatz, der als ein „abgeschlossenes Unendliches" ihm eine ganz eigene Empfindung gab, die gleichfalls sehr geräumige Kirche der h. Justina, die Kirche der Eremitaner mit Gemälden von Mantegna, deren Wahrheit und scharfe, sichere Gegenwart ihn in Erstaunen setzten, der große Platz Prato della Valle und das ungeheure Oval, ringsum mit Statuen berühmter Männer besetzt, welche hier gelehrt und gelernt haben. Am angeregtesten fühlte er sich aber in dem schönen botanischen Garten. Indem er dort unter der mannigfaltigen, fremden Vegetation umherwandelte, ward ihm der Gedanke immer lebendiger, ob sich nicht alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln ließen. Auf diesem Punkte war er in seinen bisherigen botanischen Forschungen stecken geblieben; und er sah noch nicht, wie er sich herauswirren sollte. Die Breite und Tiefe dieses Geschäftes, das ihn erwartete, schien ihm völlig gleich.

Am 28. September Abends konnte Goethe seinen Freunden berichten, daß nun auch Venedig ihm kein bloßes Wort mehr, nicht mehr der hohle Name sei, der ihn, den Todfeind von Wortschällen, so oft geängstigt hatte. Er war auf der Brenta mit dem öffentlichen Schiffe hieher gefahren, unter Andern von zwei Pilgern aus dem Paderbornischen begleitet, mit denen er sich viel zu schaffen machte. Als sie in die Lagunen einfuhren, rief der Anblick der ersten Gondel einen lang entbehrten freundlichen Jugendeindruck zurück; sie erinnerte ihn an ein Kinderspielzeug, ein vom Vater aus Italien mitgebrachtes, schönes Gondelmodell und begrüßte ihn wie eine alte Bekanntschaft. An den beiden nächsten Tagen eilte er, sich zunächst einen Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und warf sich, ohne Führer, nur die Himmels*gegenden* merkend, in's Labyrinth der Stadt.

So streifte er, theils die engen Gassen durchwandelnd, theils in einer Gondel durch die Canäle fahrend, bis an die letzte bewohnte Spitze, und merkte sich der Einwohner Betragen, Lebensart und Wesen. Dann verschaffte er sich einen Plan von Venedig und bestieg, nachdem er ihn einigermaßen studirt, den Marcusthurm, wo sich ihm ein entzückendes Schauspiel darbot. Hier sah er auch zum ersten Mal in seinem Leben das Meer. Sodann richtete sich, wie in Vicenza, seine Aufmerksamkeit vor Allem auf merkwürdige Gebäude. Er hatte in den zu Padua angekauften Werken des Palladio gefunden, daß der große Meister für Venedig ein Klostergebäude angegeben, worin er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Es war die sogenannte Carità. Der trefflich gezeichnete Plan hatte Goethe'n ein Wunderwerk erwarten lassen; aber er fand kaum den zehnten Theil vollendet, doch auch diesen seines Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, wie Goethe sie noch nicht kannte. „Jahre lang," schrieb er; „sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommeneres gesehen." Eben so bewunderte er die Kirche Il Redentore, gleichfalls ein Werk Palladio's; doch entging ihm, bei aller Verehrung für den Meister, nicht, daß sich an seinen ausgeführten Werken, besonders in den Kirchen, manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichen finde. Es war ihm, als ob beim Anblick solcher Mängel der Geist des außerordentlichen Mannes zu ihm spräche: „Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Von Gemälden sah er im Palast Pisani Moretta ein köstliches Bild von Paul Veronese, die weibliche Familie des Darius vor Alexander und Hephästion knieend. Seine alte Gabe, die Welt mit den Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder er sich so eben eingedrückt hatte, trat auch hier wieder hervor. Als er bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondolieri leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so stand das beste frischeste Bild der Venetianischen Schule vor ihm.

Er begriff nun, woher die Klarheit in den Gemälden dieser Schule kam. Das Auge bildet sich nach den Gegenständen, die es von Jugend auf erblickt, und so mußte der Venetianische Maler Alles heller und heiterer sehen als andere Menschen, und daher eine solche Fülle von Licht in seine Bilder tragen.

Im Hause Farsetti fand er eine Sammlung von Abgüssen der besten Antiken, „Werke," wie er an die Freunde schrieb, „an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen." Viele bedeutende Büsten versetzten ihn in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühlte er, wie weit er auch auf diesem Gebiete noch zurück war; doch meinte er, es werde vorwärts gehen, wenigstens wisse er den Weg; Palladio habe ihm denselben, so wunderlich es klinge, auch dazu und zu aller Kunst geöffnet. Ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina erinnerte ihn an jenes Capitäl des Pantheons zu Mannheim *). „Das ist freilich etwas Anderes," ruft er in seinen Briefen aus, „als unsre kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes, als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los bin!" So weit war er jetzt von jener Begeisterung für die deutsche Architektur zurückgekommen. Nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung sah er die beiden ungeheuren Löwen vor dem Thore des Arsenals, ein paar antike, in der Kirche der h. Justina eingemauerte Basreliefs und eine kolossale Statue des Marcus Agrippa im Hofe eines Palastes. Die Pferde auf der Marcus-Kirche betrachtete er nicht bloß von unten, sondern auch oben in der Nähe, wo sie ihm zu seiner Verwunderung schwer erschienen, während sie unten vom Platz leicht wie Hirsche aussehen.

Auch an musicalischen und poetischen Kunstgenüssen fehlte es ihm nicht in Venedig. In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei, welches Frauenzimmer mit herrlichen Stimmen hinter einem Gitter aufführten. Minder erfreulich war eine Oper mit Ballet, die er im Theater zu St. Moses hörte. Um so

*) S. Thl. I, S. 312.

mehr ergötzte ihn im Theater St. Lukas eine Komödie, ein extemp rirtes Stück in Masken. Er fand, daß auch hier wieder das V die Basis bilde, worauf Alles ruhe; die Zuschauer spielten mit, u die Menge verschmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Wie sie d Tag über auf dem Platz, am Ufer, in den Gondeln, im Pala schrieen, ausboten, sangen, fluchten und lärmten, so gingen Abends in's Theater und hörten und sahen das Leben ihres Tag künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, durch Masken von d Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert, und freuten sich ki disch darüber und schrieen und klatschten und lärmten wieder. E gleiches Vergnügen machte ihm an einem andern Abend die Auffü rung eines Lustspiels von Goldoni, Le Baruffe Chiozzotte („d Rauf- und Schreihändel von Chiozza," wie er den Titel übersetz Die Personen stellten lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, u ihre Weiber, Schwestern und Töchter, dar. Goethe hatte eben d Tag vorher einen Ausflug in die Gegend von Chiozza gemacht, u so gewährte es ihm doppelte Freude, das ihm noch im Ohre wiede hallende Geschrei dieser Leute, ihre Händel, ihre Heftigkeit, Gu müthigkeit, Plattheit, ihren Witz und Humor, ihre ungezwungen Manieren so treffend nachgeahmt zu finden. Die Elektra von Cr billon, die er auf dem Theater St. Crisostomo in einer metrisch Uebersetzung aufführen sah, kam ihm abgeschmackt vor. Bei ein neuen italienischen Originaltragödie, worin es wild und grausa herging, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihre eilfsilbig Jamben behandeln und declamiren; auch begriff er nunmehr, waru das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthäl es leuchtete ihm ein, daß Völker, die im wirklichen Leben viel au Reden halten, dergleichen auch auf der Bühne lieben müssen; z mal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung herrscht.

Die juridische Beredtsamkeit der Venetianer lernte Goethe einer Probe kennen, die ihm ganz wieder den Eindruck einer Komi die machte. Im herzoglichen Palaste hörte er eine Rechtssache öffen lich verhandeln, ein Fideicommiß betreffend, wobei die Klage geg den Dogen selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin ging, welc denn auch in Person, in ihren Zendal gehüllt, auf dem Bänkch

laß. Der Saal war von Zuschauern gedrängt voll. Der eine Advocat glich vollkommen einem übertriebenen Buffo in Gestalt, Beweglichkeit, Stimme und Gesticulation, und ließ es nicht an wahrscheinlich vorbereiteten Scherzen fehlen, die ein unendliches Gelächter veranlaßten. Dennoch gefiel das Ganze Goethe'n weit besser, als die deutschen „Stuben- und Canzlei-Hockereien". Ein paar Redner anderer Art, aus der geringen Classe, hörte er auf einem Uferdamm, im Angesicht des Wassers, einem aufmerksamen ernsten Kreise von Zuhörern Geschichten erzählen. Goethe gedenkt eines solchen zerlumpten Rhapsoden in seiner ersten Epistel *). Alle öffentlichen Redner aber, die er in Venedig kennen lernte, darunter auch ein paar Kanzelredner, hatten etwas Gemeinsames, Leidenschaftliches im Sprechen, und Entschiedenes, Präcises in den Geberden.

Einen andern Genuß mußte Goethe sich, weil er nur selten vorkam, besonders bestellen; es war der berühmte Gesang der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodieen vortragen. Bei Mondenschein bestieg er eine Gondel, worin der eine Sänger vorn, der andere hinten Platz nahm. Sie begannen ihr Lied und sangen abwechselnd Vers für Vers. Aber der eigentliche Sinn dieses Gesanges ward ihm erst aufgeschlossen, als sie am Ufer der Giudecca ausstiegen und sich am Canal hin theilten. Indem er jetzt zwischen den entfernten Sängern in der Mitte auf und ab wandelte, erkannte er, daß es Gesang eines Einsamen in die Weite sei, damit ein Anderer, Gleichgestimmter, höre und antworte. Die fernen Stimmen klangen ihm höchst sonderbar, „wie eine Klage ohne Trauer;" er fühlte sich bis zu Thränen gerührt.

Auch für seine Naturforschung blieb der Aufenthalt zu Venedig nicht nutzlos. Auf dem Fischmarkte beobachtete er mit großem Vergnügen die mannigfachen Seeprodukte; am Meere selbst studirte er den gemeinsamen Charakter der Seepflanzen und die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse. Das Arsenal, obwohl in der Abnahme begriffen, war für ihn noch immer interessant genug, da er bis dahin noch nichts vom Seewesen kannte. Er bestieg ein Kriegsschiff, dessen Gerippe fertig stand, und stellte seine stillen

*) Goethe's W. I, 267. (Ausg. in 40 B.)

Betrachtungen über das Wachsthum der herrlichen Eichen aus Istrien an, die hier verarbeitet wurden. „Ich kann nicht genug sagen," schrieb er darüber an seine Freunde, „was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir die Kenntniß der Gebirge und des daraus gewonnenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst."

Nach einem stark zweiwöchentlichen Aufenthalte schickte sich Goethe zur Weiterreise an. Groß war die Einwirkung der Reise, die er jetzt schon in sich gewahrte. „Könnte ich nur den Freunden," schrieb er, „einen Hauch dieser leichtern Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung; auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren." Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, so begann er die Lectüre desselben, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Er las das Buch, wie er in seinem Briefe sagt, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. „Gott sei Dank," fügt er dieser Nachricht hinzu, „wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wagen darf!"

In der Nacht des 14. Octobers brach Goethe mit dem Courierschiffe nach Ferrara auf, wo er am 16. früh Morgens anlangte. Die große und schöne, aber entvölkerte und flach gelegene Stadt fesselte ihn nicht lange; er eilte schon am nächsten Tage nach Cento, der Vaterstadt Guercino's. Seiner Gewohnheit nach bestieg er hier *sogleich den Thurm* und sah, über eine große und reiche Ebene hin-

weg, in der Ferne zum erstenmal die Apenninen. Dann widmete er die Zeit bis zur Nacht der Betrachtung von Bildern Guercino's, dessen Name im Munde von Jung und Alt fortlebte. Am 18. October wollte er auf dem Wege nach Bologna seine Arbeit an der Iphigenie fortsetzen; da führte ihn der Geist auf ein neues dramatisches Sujet, Iphigenie in Delphi, dessen Stoff aus Hygin (Fab. 122.) entnommen ist. Die Grundzüge des Plans gestalteten sich in folgender Weise: Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenien's heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektren's irdischer Leidenschaft, als sie wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Alten wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Goethe meinte, wenn diese Scene gelänge, so sei nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. „Wo soll man aber," fügt er hinzu, „Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!" Leider ist der Gedanke unausgeführt geblieben, vielleicht auch deßhalb, weil er ihn voreilig den Freunden mitgetheilt *).

In Bologna jagte ihn am ersten Tage der Lohnbediente durch

*) K. L. Kannegießer hat darnach mit geringen Abweichungen vom Plane (Leipzig, 1843) eine Iphigenia in Delphi in drei Acten (nebst einem Vorspi[illegible] „Iphigenien's Heimkehr" und einem Nachspiel „Iphigenien's Tod") gedichte welche von tiefem Eindringen in Goethe's Geist zeugt.

so viele Paläste und Kirchen, daß er kaum im Volkmann, seinem Reiseführer durch Italien, anzeichnen konnte, wo er überall gewesen war. Ein fesselnder Glanzpunkt in der Reihe der Bilder, woran er vorüberrannte, war die Cäcilia von Raphael. Ihre Betrachtung gereichte ihm zu innerster Beruhigung, und regte zugleich, indem er damit in Gedanken die bereits gesehenen Werke älterer Meister verglich, ein historisches Interesse an. Er erkannte, was Raphael diesen verdankte; „sie legten die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich, und bauten mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann." Den folgenden Tag traten ihm wieder neue Gestirne am Himmel der italienischen Kunst hervor, die er nicht berechnen konnte, und die ihn irre machten; die Carracci, Guido, Dominichin, in einer späteren, glücklicheren Kunstzeit aufgegangen. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht däuchten ihm „die meist unsinnigen" Gegenstände der Bilder, über die er sich fort und fort ereiferte. „Entweder Missethäter oder Verzückte," schrieb er in die Heimath, „Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Aber es ging ihm doch mitunter, „wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte;" er verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute sich an der himmlisch schönen Ausführung. Und traf er dazwischen gar auf eine Arbeit von Raphael, so fühlte er sich gleich vollkommen geheilt und befriedigt. So fand er eine heilige Agathe, welcher der Künstler eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. Er prägte sich die Gestalt ein, indem er sich vornahm, ihr im Geiste seine Iphigenie vorzulesen und seine Heldin Nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Wie er sich jetzt den Bergen näherte, fühlte er sich auch schon wieder vom Gestein angezogen. Er kam sich, „wie ein Antäus vor,

der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.“ Da er wußte, daß in der Nähe, zu Paderno, der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, machte er einen Austritt dorthin, stellte auf dem Wege manche mineralogische und geognostische Beobachtungen an, und kehrte mit einem Achtelscentner des Schwerspaths belastet zurück. Er hätte gern sich noch in weitere Untersuchungen eingelassen; aber er fühlte sich unwiderstehlich vorwärts gezogen. So ließ er sich denn am 21. und 22. October in der leidigen Sedia eines Vetturinen durch die Apenninen schleppen, und sah den 23. früh, aus dem Gebirge hervorkommend, Florenz vor sich liegen. Seine Reiseberichte aus den Apenninen sind ziemlich dürftig; die schlechten Herbergen erschwerten das Schreiben; auch fing es ihm an, „ein Bißchen verworren zu werden;“ seit dem Abschied von Venedig wollte sich der Reiserocken nicht mehr so schön und glatt abspinnen, ohne Zweifel weil die mit der Nähe wachsende Anziehungskraft Roms das Gemüth verwirrte.

Florenz durchlief er eiligst, und besah flüchtig den Dom, das Baptisterium, den Garten Boboli; er hatte keine Ruhe, um in der neuen Welt, die sich ihm hier aufthat, zu verweilen. Im Fluge nur machte er wenige Beobachtungen über den trefflichen Anbau des Landes und das schöne, grandiose Ansehen der öffentlichen Werke, Wege, Brücken Toscana’s. Der fernere Weg ging über Perugia, wo er sich an der Lage der Stadt und dem Anblick des Sees erfreute, auf Foligno zu. Bei Madonna del Angelo stieg er aus und schlug, während der Vetturin die Straße nach Foligno verfolgte, den Weg nach Assisi ein. Aus Palladio und Volkmann wußte er, daß hier ein köstlicher Tempel der Minerva aus den Zeiten des Augustus noch vollkommen erhalten stehe. Es war das erste vollständige Denkmal des Alterthums, das er erblickte, ein bescheidener Tempel, aber so schön gedacht, so vollkommen ausgeführt, so herrlich gelegen, daß Goethe sich fast nicht trennen konnte. „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt,“ schrieb er, „ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte tragen.“ In Foligno mußte er in einer völlig Homerischen Haushaltung vorlieb nehmen und hatte wieder, wie auf den Apenninen, Gelegenheit, den unerhör-

ten Leichtsinn der Italiener kennen zu lernen, der sie in guter Jahreszeit nicht an den Winter denken läßt. Aber weit entfernt, darüber zu jammern, schrieb er: „Ich habe Nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sei; und wenn sie mich auf Ixion's Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen."

Auf dem weitern Wege bis Rom, wo er Ende Octobers anlangte, war der bedeutendste Punkt für ihn Spoleto mit seiner Wasserleitung, zugleich Brücke von einem Berge zu einem andern. „Das ist nun das dritte Werk der Alten," schrieb er, „das ich sehe, und immer derselbe große Sinn! Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquäduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß sein und nicht groß werden."

Am 1. November kündigte er den Freunden in der Heimath seine Ankunft in der Hauptstadt der Welt durch ein paar Briefe an, aus denen ein seliger Frieden wiederstrahlt. Die hochaufgeregte Begierde, die ihn unterwegs rastlos fortgetrieben hatte, legte sich endlich, als er unter der Porta del Popolo sich gewiß war, Rom zu haben. „Nun bin ich hier und ruhig," schrieb er, „und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (die Prospecte von Rom im Vorsaal des Vaterhauses), sehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Eben so kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so

bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können."

Er fand auch sogleich, daß es ihm moralisch heilsam sei, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, unter Naturmenschen, wie es in einer andern Stelle heißt, die unter der Pracht und Würde der Religion und Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden. Indeß war es weniger die Nation, weniger das neue als das alte, wenn auch aus Trümmern erst zu enträthselnde Rom, wonach er begierig war. Schon gleich am Allerseelentage hatte er Gelegenheit, Rom, als die Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen, er sah den Papst in seiner Hauscapelle auf dem Quirinal, von Cardinälen umgeben, in einem prächtigen Seelenamte. Beim Anblick des heiligen Vaters, einer schönen würdigen Männergestalt, ergriff ihn ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun, und von dem unaussprechlichen Heile der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, auch die Hörer in Entzücken versetzen. Da er ihn aber, statt dessen, vor dem Altare sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich drehend und Gebete murmelnd, da regte sich in ihm „die protestantische Erbsünde," und er wandte sich von dem Anblick der Prunkscene zur Betrachtung der benachbarten Kunstwerke hinweg *).

Ein Führer von unschätzbarem Werth bei diesen Kunstwanderungen durch Rom war ihm der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (geb. 1751 zu Hayna in Hessen). Unser Dichter hatte mit ihm schon früher durch Briefwechsel in einem guten Verhältniß gestanden; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. „Ich werde nie," schrieb Goethe über ihn aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, so viel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leibe und Seele anhängenden Mannes." Wie umgekehrt

*) Und doch verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, Goethe sei in Rom katholisch geworden. (Jacobi's auserles. Briefwechsel I, 430.)

Tischbein über Goethe urtheilte, zeigt ein Brief an Lavater vo[n]
9. December 1786: „Goethe war mir durch Sie und seine ander[n]
Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibunge[n]
welche ich von ihm hörte, und habe ihn eben so gefunden, wie i[ch]
mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mi[r]
in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich i[n]
allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so se[hr]
an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klei[-]
nes Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, un[d]
ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnt[e,]
weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo, un[d]
arbeitet des Morgens an seiner Iphigenie bis neun Uhr, dann ge[ht]
er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. Man wollte ih[m]
eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hi[er]
waren, angethan hat; er verbat sich es aber, und schützte den Zei[t-]
verlust vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein der Eitel[-]
keit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wen[n]
er wirklich auf dem Capitol wäre gekrönt worden. Ich freue mich[,]
daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater's wegen."

Was ein besonders starkes Band zwischen Tischbein un[d]
Goethe bilden mußte, war der Umstand, daß Jener in seiner Thä[-]
tigkeit als bildender Künstler fortwährend zur Poesie hinneigte, [so]
wie umgekehrt Goethe aus dem Kreise seines dichterischen Schaffen[s]
stets liebend und sehnsüchtig nach dem Gebiete der bildenden Kun[st]
hinüber blickte. So begegneten beide Männer sich auf halbem We[ge]
und förderten und ermunterten sich wechselseitig. Tischbein trug si[ch]
um diese Zeit mit allerlei idyllischen Gedanken, und zwar waren d[ie]
Gegenstände, die er zu bearbeiten wünschte, von der Art, daß wed[er]
bildende noch dichtende Kunst, jede für sich allein, zur Darstellun[g]
hinreichte. Ehe er nach Italien gekommen war, hatte er in d[er]
Schweiz einige Zeit bei Bodmer zugebracht, und hier waren sei[ne]
Gedanken auf die Urzeiten des menschlichen Geschlechts geführt wo[r-]
den. Er hatte eine ganze Reihe Bilder zur Darstellung jener Ge[-]
schichtsepoche theils skizzirt, theils projectirt, die er nun von Goet[he]
durch ein Gedicht verknüpft wünschte. Diesem gefiel der gan[ze]
Plan so gut, daß er auf die gemeinsame Arbeit eingegangen se[i]

würde, wenn ihm nicht ohnedieß Italien so viel zu thun gegeben hätte *).

Eben deßhalb aber, weil so mancherlei innere Anforderungen sich um Goethe stritten, suchte er sich vor den äußeren der Gesellschaft durch ein gewisses Incognito zu retten. Schon in München hatte er sich für einen Andern ausgegeben, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung der Reise. In Italien trat er unter dem Namen Möller auf und galt bei Vielen für einen reisenden Kaufmann **). Diejenigen, die ihn kannten, verpflichteten sich, zu ignoriren, wer er sei; und da so nicht leicht Jemand mit ihm von ihm selbst reden durfte, so entsprang ihm daraus der Vortheil, daß die Menschen entweder von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, mit ihm sprachen, und dadurch seine Kenntnisse förderten, während er der Unbequemlichkeit überhoben war, von sich und seinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen. Es wurden zwar manche Versuche gemacht, ihn aus seinem Dunkel herauszuziehen; allein er ließ sich nicht irren, denn er merkte bei Zeiten, daß es zu den Füßen der Herrscherin der Welt allerlei kleine Cirkel und Coterieen mit allerlei Cabalen und Leidenschaften gab, die ihn gern als Instrument zur Verstärkung ihrer Partei gebraucht hätten. Nur bisweilen zeigte er sich nachgiebiger, z. B. gegen den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach, in dessen Gesellschaftscirkel er den Dichter Abbate Monti kennen lernte. Auch konnte er es nicht umgehen, ein Mitglied der Arcadia zu werden. Er schreibt darüber an Friedrich von Stein: „Ferner muß ich dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden, als ich heut' (den 4. Jan. 1787) in diese Gesellschaft kam. Vergebens habe ich diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen, und ich erhielt den Namen Megalio per causa

---

*) S. einen Brief Tischbein's an Merck vom 10. October 1787 (Briefe an Merck, herausgegeben von Wagner), woraus man sieht, daß Tischbein selbst einen Text zu seinen Zeichnungen gedichtet. Vergl. ferner „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc.," herausgeg. v. Wagner, S. 271 ff.

**) Riemer, Mittheilungen I, 245.

della grandezza oder grandiosita delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten*). Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verlesen wurde, erhalte, so schicke ich Dir's."

Vor der Wiederholung solcher Ovationen wußte er sich aber zu hüten und widmete sich dafür mit Tischbein der Betrachtung der herrlichen Kunstschätze Roms. Hatten ihn auf der bisherigen Reise durch Italien vorzüglich die Werke der Architektur beschäftigt, so begann er nunmehr auch an Gemälden ein stärkeres Interesse zu nehmen und sich darüber ein kühneres, freieres Urtheil zuzutrauen. Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zu Rom weidete er sich an Bildern von Titian, Guido u. A., ohne jene Klagen über die christlichen Gemäldestoffe wieder laut werden zu lassen. Bald lernte er auch die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen kennen; aber es war ihm, als wenn er den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift studiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks war unvollkommen, und erst mit anhaltendem Schauen und Studiren wuchs der Genuß. Hoch beglückt berichtete er am 17. November, daß er die Frescogemälde von Dominichin in Andrea della Valle und die Farnesische Gallerie von Carraccio gesehen. Aber noch größer war sein Entzücken, als er in der Sixtinischen Capelle das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Deckengemälde von Michel Angelo kennen lernte. Er war in dem Augenblicke für ihn so eingenommen, von den großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile war sein Auge so ausgeweitet und verwöhnt, daß ihm darnach der erneuerte Anblick der Logen Raphael's, ja selbst die Natur nicht schmecken wollte.

Eine ähnliche Erfahrung machte er beim Pantheon; auch dieses riß eine Zeit seine Theilnahme ausschließend an sich. In St. Peter lernte er begreifen, wie die Kunst sowohl als die Natur all

---

*) Vergl. Goethe's W., Bd. 23, S. 187: „Ich habe Fritzen scherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geschrieben; es ist auch nur darüber zu scherzen, denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden." — Im zweiten Theile seiner italienischen Reise verlegt Goethe irrthümlich die Aufnahme in den Anfang des Jahres 1788 (Bd. 24, S. 203 ff. der Ausg. in 40 Bdn.).

Maßvergleichung aufheben kann. Er bestieg auch das Dach der Kirche und fand hier das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen: Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehen nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft und dazwischen Spaziergänge. Von der Kuppel herab sah er ein unvergleichliches Panorama ausgebreitet: die hell-heitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli hin die vulcanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer; nahe vor sich die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w. Nachdem er das Coliseo angeschaut, erschien ihm wieder alles Andere klein. „Es ist so groß," schrieb er, „daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, so kommt es Einem auf's Neue größer vor."

Der Apoll von Belvedere entrückte ihn ganz der Wirklichkeit, und er überzeugte sich hier, daß, wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so die schönsten Gypsabgüsse dem Original unendlich nachstehen. „Der Marmor ist ein seltsames Material," schrieb er, „deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so grenzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß."

Das Interessanteste für uns ist, die Wirkung all' dieser Eindrücke in seinem Innern zu verfolgen. Schon nach zehntägigem Aufenthalte in Rom schrieb er: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich." ... „Ich entdecke in mir ein Gefühl," heißt es in demselben Briefe, „das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden; er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn

ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Etwa sechs Wochen später (den 20. December) schrieb er: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja, es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet."

Merkwürdiger Weise schien sich ihm auch der Sinn für Geschichte in Rom aufschließen zu wollen. Schon auf der Fahrt dahin begriff er nicht, wie ihm beim Anblick der classischen Localitäten geschah; er fühlte die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen. Von dort aus schrieb er am 3. December: „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst Nichts wissen mochte, Alles drängt sich heran." In einem Briefe vom 29. December heißt es: „Von hier aus lies't sich Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lies't man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit." Aber dieses geschichtliche In-

teresse war doch nur vorübergehend und mußte bald wieder andern, die ihn seit Langem tiefer und nachhaltiger bewegten, den Platz räumen.

Für seine botanischen Speculationen fand er mitten im Winter in dem warmen Lande Stoff. Zu Anfange des Decembers zeigten sich ihm in den Gartenpartieen einiger Villen, die er besuchte, die Wiesenflächen ganz mit Maßlieben übersäet, welche ihre Köpfchen nach der Sonne hinwandten, blühende Erdbeerbäume, Orangenbäume, mit ganz und halb reifen Früchten und mit Blüthen bedeckt. In der Mitte des Februars begann Alles zu grünen; es drangen Blumen aus der Erde, Blüthen aus den Bäumen, die er noch nicht kannte. „Meine botanischen Grillen," schrieb er damals, „bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt." Auf einen andern Zweig der Naturwissenschaft, der ihn schon früher ernsthaft beschäftigt hatte, die Anatomie, ward er in Rom durch die Betrachtung der Statuen hingewiesen, aber in einem andern, höhern Sinne. Kam es bei jener medicinisch-chirurgischen Anatomie mehr darauf an, den Theil kennen zu lernen, wozu auch allenfalls ein kümmerlicher Muskel genügte, so wollten dagegen hier für künstlerische Zwecke die Theile Nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darboten. Zu großer Belehrung fand er nun im Lazareth San Spirito den Künstlern zu Lieb einen herrlichen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß ihn die Schönheit „dieses geschundenen Halbgottes, dieses Marsyas" in Verwunderung setzte. So pflegte er auch in Rom, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, sondern zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhielt.

Zu all' diesen Beschäftigungen kam nun, bis in den Anfang des Januars 1787, noch eine poetische Bürde hinzu; es war seine griechische Reisegefährtin, das „Schmerzenskind" Iphigenie. Erst am 6. Januar konnte er seinen Freunden melden, daß er das Drama fertig, d. h. in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor sich auf dem Tische liegen habe. Die ersten Linien der neuen Bear-

beitung zog er am Garda=See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin am Gestade von Tauris. In Verona, Vicenza und Padua ward die Arbeit fortgesetzt, am fleißigsten aber in Venedig, gerieth sodann durch Iphigenie in Delphi in's Stocken, wurde indeß in Rom wieder aufgenommen und mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er sich auf's morgige Pensum, welches er dann sogleich beim Erwachen angriff. Sein Verfahren dabei war ganz einfach: er schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period erklingen. Zu dieser Uebertragung des Drama's in Jamben gesteht er durch Moritzen's Prosodie ermuthigt worden zu sein. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er den Verfasser selbst gegen Ende Novembers in Rom kennen lernte und zu ihm, als einem „reinen, trefflichen Manne" große Zuneigung gewann *). Auf einer Spazierfahrt, die sie bald nachher zusammen an's Meer machten, brach Moritz den Arm, und nun verlebte Goethe über einen Monat lang viele Stunden bei dem Leidenden als „Wärter, Beichtvater, Vertrauter, Finanzminister und geheimer Secretair." Während dieses Umganges ward er über Moritzens Ansichten vollends aufgeklärt und befreundete sich namentlich mit seiner Lehre, daß es in Beziehung auf Länge und Kürze „eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat." Goethe zog diese Maxime bei seiner Arbeit öfters zu Rathe und fand sie mit seiner Empfindung übereinstimmend. Als er mit der Umformung zu Ende war, las er sie ein paar Male in einem Kreise junger deutscher Künstler vor und entdeckte hier manche

*) Ueber Moritz und sein Verhältniß zu Goethe vergl. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistor. Taschenbuch, 1847, S. 3—71; „Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788, in Briefen von K. Ph. Moritz" I, 148, III, 253; Büsching's „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser" S. 51 ff.

Stelle, die ihm gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papiere stand, und demgemäß nachträglich verbessert wurde.

Goethe war schon zu Anfange des Jahres 1787 ziemlich entschlossen, nur bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben, und sodann mit Tischbein nach Neapel zu reisen. Er gedachte vor Ostern wieder in Rom zurück zu sein, hier den Sommer zuzubringen und etwa im September einen Ausflug nach Sicilien zu unternehmen. In allen diesen Planen wurde er durch die Nachricht von einem Unfall irre gemacht, welcher den Herzog getroffen. Er wäre jetzt am liebsten sogleich nach Ostern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Aber freundliche Stimmen dorther, die ihn ermahnten nicht zu eilen, damit er um so reicher nach Hause käme, ein gütiger Brief des Herzogs, der ihn auf unbestimmte Zeit von seinen Pflichten entband und über seine Abwesenheit beruhigte, ließen ihn den Plan der Reise nach Neapel wieder aufnehmen. Die letzten drei Wochen in Rom war er vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um, was er noch nicht gesehen, aufzusuchen. Das Vorzüglichste betrachtete er schon zum zweiten und dritten Mal, wo sich denn Alles in seinem Geiste zu ordnen begann, und das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Dinge auflös'te. In diesen Tagen erwachte auch plötzlich wieder die alte Leidenschaft für's Zeichnen. Mit kleinen Blättern versehen, durchwanderte er die Tiefen und Höhen der Villen, entwarf, ohne viel Besinnens, charakteristisch südliche und römische Gegenstände und suchte ihnen, so gut es ging, Licht und Schatten zu geben. Die mit ihm befreundeten Künstler waren ihm belehrend zur Hand, und er faßte ihren Unterricht geschwind, merkte aber, was für eine breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Indeß fühlte er durch die wenigen Linien, die er, oft übereilt, auf's Papier zog, sich jedenfalls in der Vorstellung von sinnlichen Dingen gefördert. Als er sich zur Abreise von Rom anschickte, ward er noch mit Angelika Kaufmann näher bekannt, wodurch ihm das Scheiden nicht wenig erschwert wurde. Die Thorheiten des Carnevals wollten ihm jetzt, beim ersten Anblick, wenig behagen; er schrieb, man müsse das Carneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, es je wieder zu sehen. Gleich nach Beendigung desselben, am 21. Februar, brach er

nach Neapel auf. Er konnte von Rom mit dem Bewußtsein scheiden, daß er von den vier Monaten ungefähr, die er hier zugebracht, keinen einzigen Augenblick verloren hatte.

Diesem ersten Aufenthalte in Rom lassen wir, zum Beschluß des Capitels, schicklich eine nähere Betrachtung der Iphigenie folgen, die, in ihrer vollendeten Gestalt, größtentheils eine Hauptfrucht dieses Aufenthaltes war. Ehe sie diese Gestalt gewann, hatte sie noch vor der Reise nach Italien, ein paar Metamorphosen durchlaufen. Schon 1780 hatte Goethe das ursprünglich in einer Art rhythmischer Prosa verfaßte Stück in Verszeilen von sehr ungleicher Länge zerschnitten und auch sonst einige, großentheils durch den Vers gebotene Aenderungen des Ausdrucks angebracht. Bei einer dritten Bearbeitung, die in's Jahr 1781 fiel, gab der Dichter die Abtheilung in Verse wieder auf und suchte, auf den ersten Entwurf zurückgehend, dem Stücke mehr Harmonie im Style zu geben, ohne sich jedoch selbst damit genug zu thun *). Im Jahre 1786 versuchte Goethe abermals eine Redaction in Versen. „Gestern Abend," schrieb er den 23. August aus Karlsbad an Frau von Stein, „ward Iphigenie gelesen und gut sentirt. Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden." Aber erst unter Italiens Himmel sollte die Dichtung die wunderbare Schönheit und Harmonie der Form, die sie auszeichnet, erlangen.

Ueber wenige von Goethe's Dichtungen lauten die Urtheile so ungetheilt günstig, als über diese; und mit jeder neuen Erörterung, die man dem Stücke gewidmet hat, scheint die Anerkennung und Bewunderung seines Werthes gewachsen zu sein. Und doch hat es eine Zeit gegeben, wo Goethe selbst von seiner Schöpfung minder vortheilhaft urtheilte; und Schiller, der so freudig das Schöne und Große, was sein Freund geleistet, anzuerkennen pflegte, wies in späteren Jahren der Iphigenie nicht eine so hohe Stelle an, wie man erwarten sollte. „Wir wollen im nächsten Monat," schrieb er

---

*) Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Von H. Düntzer (Cotta'scher Verlag 1854).

am 21. Januar 1802 an Körner, „Goethe's Iphigenie auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, Einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen; das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." — Wie hoch wir auch Schiller's Autorität anschlagen, so darf sie doch unser Gefühl nicht trüben, unser Urtheil nicht binden; wir müssen nicht vergessen, daß gerade ein Dichter, der in steter lebendiger Fortentwicklung begriffen ist, von seinem augenblicklichen Standpunkte aus über eigene und fremde Dichtungen, welche diesem Standpunkte nicht zusagen, leicht mit einseitiger Strenge richtet.

Fragen wir, um einen festen Gesichtspunkt zur Bildung eines eigenen Urtheils zu gewinnen, zunächst nach der Grundidee des Stückes, so antwortet Kieser (im Programm des Gymnasiums zu Sondershausen, 1843): Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Scythen; sühnend erweis't sie sich in der Heilung des Orest und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem tantalischen Hause ruht; versöhnend erscheint sie in der

Löschung des Streites, der schon zwischen Orest und Thoas zu ent-
brennen beginnt. Weber *) legt den Hauptaccent auf die heilend
sühnende Kraft, und damit stimmt des Dichters eigene Erklärun
überein, in den Versen an den Schauspieler Krüger **), die er i
ein Prachtexemplar seines Drama's schrieb.

> Was der Dichter diesem Bande
> Glaubend, hoffend anvertraut,
> Werd' im Kreise deutscher Lande
> Durch des Künstlers Wirken laut.
> So im Handeln, so im Sprechen
> Liebevoll verkünd' es weit:
> Alle menschlichen Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit.

Ob aber dadurch in der That die ideelle Grundlage de
Stückes erschöpfend bezeichnet sei, läßt sich bezweifeln, wenn ma
den Inhalt der einzelnen Acte näher in's Auge faßt. Die Heilun
des Orest ist mit dem Schlusse des dritten Aufzugs vollendet, un
somit wäre das Folgende, wenn auch nicht müßig, doch wenigsten
zu weit gedehnt. In den beiden letzten Acten finden wir bei nähern
Zusehen einen andern geistigen Gehalt von großer Bedeutung: e
ist der Conflict in Iphigeniens eigener Brust, der Seelenkampf, i
den sie durch den Rath des Pylades, gegen Thoas zur List ihre Zu
flucht zu nehmen, verstrickt wird. Diesem Punkte haben nur wenig
Interpreten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Iphigenien
innere Lage läßt sich in gewisser Hinsicht mit derjenigen vergleichen
worin sich die Jungfrau von Orleans befindet. Beiden ist ein hohe
Beruf auferlegt; diese soll ihr Vaterland von äußeren Feinden, jen
ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluche befreien. Beid
sind zur Lösung dieser Aufgaben durch ihr bisheriges Leben vorbe-
reitet: in Johanna hat sich, in der Muße des Hirtenlebens, ein
tiefe Frömmigkeit, unbezwinglicher Glaubensmuth, prophetische Be-
geisterung, unbegrenzte Liebe zum Vaterland und König entwickelt
Iphigenie ist im Dienste der jungfräulichen Diana zu einem Muster

*) Classische Dichtungen der Deutschen, S. 66.
**) Goethe's W. VI, 132.

bilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangereift. Beide beginnen erfolgreich die Lösung ihrer Aufgabe: Johanna schreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph; Iphigenie lös't ihren Bruder Orest, den Träger des alten Götterfluches, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der Prüfung bewährte Tugend gibt volles Vertrauen und leistet Bürgschaft, daß ihr Werk beständig sein werde; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die jeder innern Collision enthoben wären, völlig undramatisch sein würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Conflict, aus welchem diese siegreich hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder und steht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur stößt den unreinen Tropfen der Verstellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in sie eindringen will, gewaltsam aus, und führt eben dadurch die schönste Lösung des Knotens der Handlung herbei. Wir hätten demnach wohl, um die ideale Aufgabe des Dichters zu bezeichnen, den obigen Ausspruch Kieser's dahin zu erweitern, daß wir sagen: Es wird hier die sittliche Kraft des reinen weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrem verklärenden, versöhnenden und sühnenden Einfluß auf die Umgebung, sondern auch in ihrem siegreichen Kampfe gegen Dasjenige dargestellt, was die Lauterkeit dieses Gemüthes trüben will.

Als eigentliche Handlung, die dem Stücke zu Grunde liegt, erscheint auf den ersten Blick Iphigeniens Heimführung aus dem Barbarenlande, wo sie gezwungen weilt. Wie schon der Eingangs-Monolog diese Heimkehr als das Ziel ihrer Wünsche andeutet, so strebt weiterhin das Drama Schritt vor Schritt nach der Verwirklichung derselben. Es läßt sich aber schwerlich rechtfertigen, wenn man wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 thut, dieses äußere Gewebe der Handlung mit jener ideellen Grundlage des Stückes auf Eine Reihe stellt und von zwei Actionen redet. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in jenem Briefe, „ob es nicht rathsam sein möchte, zur Belebung des dramatischen Interesses sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten."

Nein, das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Be
freiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schille
als eine zweite, mehr innerliche Action betrachtet, die Wiedererken
nung der Geschwister, die Sühnung des Orestes, der innere Kamp
in Iphigeniens Brust, das ist alles in den Dienst jener Handlun
gestellt und auf's Innigste mit ihr verknüpft. Und eben durch die
Verknüpfung gewinnt die Handlung, die an und für sich noch kei
ganz würdiges Thema einer Tragödie bilden würde, ihre volle Be
deutsamkeit. Die Rückführung einer edlen Königstochter aus einem
Lande menschenopfernder Barbaren, in welches sie durch geheimniß
volle Götterfügung verschlagen worden, wo sie durch zarte Band
der Dankbarkeit und achtungsvoller Zuneigung festgehalten wird
nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer schönen Natur und eine
edel-menschlichen Bildung geschmückten Vaterlande — ein solche
Thema ist freilich nicht arm an poetischen Motiven; aber wie vie
bedeutsamer wird diese Heimkehr, wenn sich an sie die Entsühnun
eines von altem Götterfluch belasteten glänzenden Königshause
knüpft, wenn die Rückkehrende den Frieden, den Segen, den
Glanz der alten Herrschermacht unter das Dach ihrer Väter zu
rückführt!

Allein hier zeigt sich eine große Schwierigkeit in der Aufgabe
die sich der Dichter gestellt hatte. Der Friede, das Heil, welche
Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhause bringt, liegt außerhalb de
Grenzen des Stückes in einer nähern oder entferntern Zukunft, und
konnte also nicht unmittelbar zur Anschauung gebracht werden. Und
doch mußte der Zuschauer von diesen Wirkungen ihrer Heimkeh
volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Interess
nehmen zu können. Wie viel leichter war in dieser Beziehung Schil
ler's Aufgabe in seiner Jungfrau von Orleans! Er konnte Johanna
vor unseren Augen ihre Mission erfüllen lassen. Bei ihrem Hinschei
den ist Englands Macht gebrochen, und auf des Dauphins Haup
die Krone seiner Väter gesetzt. Auch in der Iphigenie in Tauris des
Euripides, dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, stellt sich
die Sache anders, als in unserer Dichtung. Dort war nicht sowohl
die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Ar-
temis das Endziel der Handlung, und an diese Entführung als Be-

dingung hatte ein Orakelspruch die Versöhnung des Götterzornes geknüpft. Sobald die Bedingung erfüllt war, zweifelte der gläubige Athener nicht mehr an der Vollendung der göttlichen Verheißung. Unser Dichter durfte bei seinem Publicum nicht denselben gläubigen Sinn unterstellen und mußte daher in ihm auf andere Weise die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauses vollbringen werde." Er glaubte mit Recht, diese Ueberzeugung am besten dadurch hervorzurufen, daß er seine Iphigenie schon innerhalb der Grenzen des Stückes nach allen Seiten hin ihren reinigenden, sühnenden, beschwichtigenden und veredelnden Einfluß üben ließ. Daher ist ihre Wirkung auf Thoas und seine Taurier so stark hervorgehoben, daher wird die Heilung des Orest schon innerhalb des Drama's vollzogen, früher sogar, als es der Gott verheißen hatte*); daher mußte überhaupt die Entwickelung der inneren Vorgänge, die Darstellung des Sittlichen einen so breiten Raum einnehmen gegen die äußere Handlung; „Seele" mußte, wie Schiller sagt, den Charakter, den Vorzug des Stückes bilden.

Ich vermuthe, daß Goethe gerade durch das Gefühl der eben bezeichneten Schwierigkeit auf den Gedanken gerieth, den Gegenstand noch in einem andern Drama, der Iphigenie in Delphi, weiter fortzuführen. Auch Zelter scheint mir jene Schwierigkeit empfunden zu haben, wenn er sich gleich darüber nicht klar geworden. „Noch einmal auf Deine Iphigenie zu kommen," schrieb er den 11. Februar 1817 an Goethe, „so habe ich Dir schon längst sagen wollen, wie ausnehmend wohl mir der Schluß gefällt, den Du in der italienischen Reise angibst (er meint eben die Iphigenie in Delphi), ja er ist weit schlagender, als jener im gedruckten Stücke (insofern sich darin die Entsühnung des Atridenhauses anschaulicher hätte darstellen lassen); doch eben deßwegen hätte auch das ganze Stück anders werden können. Wie es nun hier ist, scheint mir das Gedruckte das Ruhigste, Natürlichste: Der Fluch ist gelös't und seine Wirkung versiegt, da die Schwester wiedergefunden ist, eben als noch das Entsetzlichste zur Fortsetzung desselben geschehen sollte. Die

*) S. die Schlußscene: „Bringst du die Schwester .. nach Griechenland, so löset sich der Fluch."

Entdeckung, daß unter der Schwester Niemand anders gemeint sei könne, als Iphigenie, ist höchst glücklich; Doch will mich da Gefühl einer Entschuldigung nicht verlassen, daß nu der Handel geschlossen werde. Zu meiner Beruhigung denk ich mir dabei, daß wohl Iphigenie eine ähnliche Weissagung de Diana gehabt habe, wie Orest des Apollo: daß sie nämlich ih ganzes Haus durch die Wiederfindung des Bruder entsündigen werde. Weiß ich doch selber nicht recht, was ich d herschreibe. Vielleicht weißt Du es und verzeihst mir, wenn ich irre." Goethe's Antwort konnte nicht sehr zur Aufhellung dieser Gedanke gereichen; er war aber auch der Meinung, daß „eine cyklische Be handlung," in die wir Neueren uns nur leider nicht recht zu finde wüßten, mancherlei Vortheile biete; und darunter hatte er ohn Zweifel auch den im Sinne, daß sich das segensreiche Wirken Iphi geniens nach ihrer Heimkehr in einer Folge von Dramen unmittel bar hätte darstellen lassen.

Andrerseits hat aber die Beschränkung auf Ein Stück, wi schon oben angedeutet wurde, den Vortheil gehabt, daß ein so „see lenvolles Product" entstand, daß das innerste, leiseste Spiel der Ge müthskräfte, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüthes auf ei anderes, hier bis zu einem Grade von Anschaulichkeit und mit s unendlich feiner Kunst dargestellt wurde, wie vielleicht in keinen andern dramatischen Werke. Vor Allem gebührt dieses Lob den dritten Aufzuge, der die Sühnung und Heilung des Orest be handelt. Nicht durch ein Wunder erfolgt die Befreiung des Mutter mörders vom Furien-Wahnsinn, nicht durch ein übernatürliche Eingreifen einer göttlichen Macht, sondern Alles entwickelt sich Schritt vor Schritt, nach den ewigen Gesetzen des menschlichen Ge müthes. Nur von einem Mitgliede des Hauses, an dem sich Oref durch Blutschuld versündigt hatte, konnte die Entsündigung, di Vergebung ausgehen; aber nicht von Elektra, die sich an des Bru ders Frevel betheiligte, sondern nur von Iphigenie, weil in ihr, wi Hiecke treffend bemerkt, die Heiligkeit der Familie, die Orest verlet hatte, durch keinen von ihr selbst verübten Frevel verdunkelt war Dazu kommt noch, daß eine von ihr ausgehende Vergebung ein dop peltes Gewicht haben mußte, weil ihr Geschick als wirksames Glie

in die Reihe der Gräuel in Agamemnon's Hause verschlungen war. Klytämnestra war von ihres Sohnes Hand gefallen, weil sie an dem Gatten Blutrache wegen Iphigenien genommen. Ein verzeihendes Wort aus Iphigeniens Munde, welcher nach alterthümlicher Vorstellungsweise das Recht der fortgesetzten Blutrache zustand, mußte daher eine verstärkte Kraft haben. Dunkel, aber darum nicht weniger mächtig, sprach aus ihren Zügen, ihrer Stimme eine ferne Erinnerung an die Mutter:

> Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
> Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Wenn nun eben diese Stimme ihm Liebe, Versöhnung zurief, mußte ihn da nicht die Ahnung von der Möglichkeit einer Sühnung durchzucken?

Auch das ist ein bedeutendes Moment, daß er durch den geheimen Zauber, den sie auf ihn übt, zu einem vollen Bekenntniß seines Verbrechens geführt wird. Denn es liegt ein tiefer Sinn in jener Lehre, daß die Beichte der Lossprechung vorangehen müsse. Das Außersichhinstellen der bösen That, die bisher wie ein Alp auf dem Gemüthe gelastet hat, ist die erste Bedingung, um die dumpfe, sinnverwirrende Seelenqual in eine, wenn gleich anfangs doppelt schmerzliche, doch wohlthuende Reue zu verwandeln, welche durch Bußfertigkeit das Herz reinigt und neuem Lebensmuthe öffnet. Bei Elektra konnte er keine Erleichterung suchen; der Gedanke allein schon, daß sie es war, die seine Rache geschürt, mußte ihn von ihr entfernen. Pylades suchte in seiner klugen Verständigkeit, die häufig die tieferen Seelenforderungen verkennt, jede Erinnerung an die Schreckensthat bei Orest abzuschneiden. Als dieser (Act II, Sc. 1) davon zu reden beginnen will, unterbricht er ihn mit den Worten:

> O laß von jener Stunde
> Sich Höllengeister nächtlich unterhalten!
> Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
> Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.

So können wir uns denn füglich denken, daß er jetzt zum ersten Male das Bekenntniß seiner vollen Schuld in eine andere Brust, und

dazu in eine reine, tiefsittliche, aber auch liebevolle und erbarmungs-reiche niederlegt.

Unübertrefflich ist dann weiterhin der Schmerz der Reue, de innern Buße des Orest durch eine Reihe von Stufen hindurch ge schildert bis zu dem Gipfelpunkt, der Akme, die in Erschöpfung un einen kurzen Schlummer umschlägt. Wie er aus diesem erwacht zeigen sich die ersten Symptome der Genesung. Jetzt bewährt sich daß der Ruf der Liebe, der aus Iphigeniens Herzen in die Nach seines Wahnsinns erklang, nicht wirkungslos verhallt ist. Auf di kurze Betäubung folgt zuerst ein traumähnliches Wachen, worin di Phantasie zwar noch jene Todesgedanken festhält, die ihn früher er füllten, aber damit sanfte Bilder von Sühnung und Vergebung ver bindet. Orest sieht die Ahnherren Thyest und Atreus, von den ge opferten Knaben umschlüpft, in freundlichen Gesprächen wandeln Klytämnestra reicht ihrem Gatten vertraut die Hand; so darf auc er Verzeihung von der Mutter hoffen. Allein warum erscheint unte den Versöhnten der Urahnherr Tantalus einzig als Verdammter Jahn antwortet: weil er nicht, wie jene, gegen Menschen gefehlt sondern sich an den Göttern selbst vergangen hat. Dieser Figur be dient sich aber der Dichter, wie Kieser feinsinnig erörtert hat, un den Orest aus dem Reiche imaginärer Gebilde in die Wirklichkei zurückzuführen. Die vorhergehenden Gestalten rief die productiv Einbildungskraft, ein rein schöpferisches Vermögen hervor, bei diese Vorstellung, einer aus der Sage gegriffenen Erinnerung, ist di reproductive Einbildungskraft thätig; und damit ist Orest der Wirk lichkeit einen Schritt näher gerückt. Jetzt treten Iphigenie und Py lades auf; Orest erkennt sie, glaubt sich aber mit ihnen noch in de Unterwelt. Diese letzte Selbsttäuschung verscheucht nun theils da Gebet Iphigeniens zur Diana, theils, und zwar vorzugsweise, da Zureden des Pylades. Nachdem die Schwesterliebe den Aufruhr de Gemüths gestillt, woraus die Wolken aufgestiegen, die den Ver stand des Orest verdunkelten, vollendet Pylades' Zuruf die Hei lung und Sammlung seines noch in Traumregionen umherschwei fenden Geistes, indem er ihm feste Haltpunkte in der Wirklichkei bietet:

Erkennst du uns und diesen heil'gen Hain u. s. w.

Er sucht die krankhafte Thätigkeit des innern Sinnes dadurch zu paralysiren, daß er die wichtigsten äußeren Sinne, Gesicht, Gefühl und Gehör („Erkennst du ... Fühlst du ... Merk auf mein Wort!") kräftig anregt; und zuletzt zieht er noch den Selbsterhaltungstrieb in's Spiel („Jeder Augenblick ist theuer u. s. w."). — So hat Goethe hier das Meisterbild einer Seelencur ausgeführt, welches im Ganzen, wie in mehreren Einzelheiten, an Lila *) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung, jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt.

Ungern versagen wir es uns, die Kunst des Dichters in Entfaltung von Seelenzuständen auch durch andere Partieen des Stückes zu verfolgen; namentlich ist der innere Widerstreit, in den Iphigenie zwischen der Liebe zum Bruder und der Pflicht gegen Thoas geräth, und die Lösung dieses Conflicts unnachahmlich schön geschildert. So müssen wir auch darauf verzichten, die Führung des mehr äußerlichen Fadens der Handlung vollständig darzulegen; doch scheint es Pflicht, den Dichter gegen einige Ausstellungen, die in dieser, wie in anderen Beziehungen gemacht worden sind, in Schutz zu nehmen.

Zuvörderst wirft Schiller dem Stücke „einen zu ruhigen Gang, einen zu großen Aufenthalt" vor; es schlage offenbar in das epische Feld hinüber **). Ohne Zweifel hat er hiebei vorzugsweise an die langen Expositions-Partieen und einige Stellen von lyrischem Charakter gedacht. Die letzteren dürfen in einer Dichtung nicht befremden, in welcher, wie Schiller sagt, „das Sittliche, das im Herzen vorgeht, gleichsam zur Handlung gemacht ist," und sind gerechtfertigt, wenn die Gattung der dramatischen Seelengemälde, wozu Iphigenie gehört, eine berechtigte ist. Diese Berechtigung läßt sich aber nicht wohl bezweifeln, vorausgesetzt, daß die inneren Vorgänge des Seelenlebens wahrhaft veranschaulicht und in lebendiger Entfaltung, in dramatischem Fortschritt dargestellt werden. Beides darf man von Goethe's Iphigenie behaupten; und der Erfolg, den dieses Drama

*) S. Thl. II, S. 287 ff.
**) Brief vom 26. December 1797.

nun schon so oft auf der Bühne errungen hat, beweis't, daß auch
feineren und tieferen Processe der Gemüthswelt unter der Hand
genialen Meisters einer dramatischen Veranschaulichung fähig
Die Expositions-Scenen trifft aber noch weniger jener Vorw
allzugroßer Retardation; denn weit entfernt, die Handlung zu
lasten und zu verzögern, greift vielmehr die Exposition in uns
Drama, wie im zweiten Act des Clavigo, als ein höchst wirksam
Glied in das Räderwerk des Ganzen ein. In der dritten Scene
ersten Actes theilt sich uns das Interesse des Thoas für die ferner
Vorereignisse, in der zweiten Scene des zweiten Actes und der erst
Scene des dritten die Aufregung der Iphigenie über die Vorgän
seit ihrer Entführung von Aulis mit und läßt unsere Theilnah
keinen Augenblick erkalten. Die von Gottfried Hermann angegriffe
Eingangsscene des zweiten Aufzuges, das lange Gespräch zwisch
Orest und Pylades (»haec scena non multum promovet“) h
Kieser trefflich gerechtfertigt. Dieser Dialog enthält den ersten V
such, Orest aus seiner tief gewurzelten Schwermuth, aus den I
gängen des grübelnden Verstandes zu heiterer Lebensauffassung u
Geistesfreiheit zurückzuführen. Das Mißlingen des Versuchs ste
die Schwierigkeit der Aufgabe in's Licht und läßt uns ahnen, d
es einer mehr innerlichen, tiefer ergreifenden, aus reinem Gemü
wirkenden Macht bedarf, um die Heilung zu vollbringen.

Schiller vermißte ferner beim Orest die wirkliche Erscheinu
der Eumeniden. „Ohne Furien,“ sagte er, „ist kein Orest, und jet
da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bl
im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmi
Qual ohne Gegenstand.“ Auch dieser Vorwurf geht aus der V
kennung der Gattung hervor, welcher das Stück angehört. Goet
hat die inneren Qualen, welche den Muttermörder verzehren,
lebendig und ergreifend dargestellt, daß wir wahrlich die Personi
cationen derselben auf dem Theater entbehren können. Dazu komm
daß uns diese Gestalten, sichtbar vorgeführt, unwahr und als e
hohler Bombast erscheinen würden. „Ein Hellenischer Dichter,“ sa
Jahn mit Recht, „durfte die Erinnyen den Blicken seiner Zuschau
zeigen, in deren Glauben sie als wirkliche Wesen lebten, die sie
ihren Heiligthümern verehrten, deren uralte, heilige Bilder sie a

leiten. Für uns haben sie keine Realität mehr; nur im Innern des Menschen erkennen wir diese furchtbare Zwietracht, diesen stets neu ...renden Streit, und von diesem sehen wir den Orest auf's Heftigste ...griffen und unter ihm erliegen." Wie die Heilung bei Goethe eine innerliche ist, so mußte auch das Uebel mehr als ein innerliches behandelt werden, und an die Stelle wirklicher Grauengestalten mußten ...ere Visionen treten.

Eben so unbegründet scheint mir Hermann's Einwurf gegen das Vorgeben des Pylades, daß er und Orest Kretenser seien; er tadelt es, daß Pylades die Wahrheit verschweige und doch etwas derselben ganz Aehnliches erdichte. Vergegenwärtigen wir uns den Charakter des Pylades, so erscheint dieses vorsichtige Verhüllen der Wahrheit, dieses Temporisiren für alle Fälle ganz angemessen dem Manne, der sich den Ulysses zum Vorbild genommen *). Eine Blutschuld des Orest konnte er nicht umhin zu gestehen; denn er mußte bei dem Freunde jeden Augenblick eines Furienanfalls gewärtig sein; um aber das Grauenvolle der That zu mildern, verwandelte er den Muttermord in einen Brudermord. Uebrigens leuchtet von selbst ein, wie glücklich Goethe durch dieses Motiv die nachherige ergreifende Erkennungsscene vorbereitete und das bei Euripides vorgefundene unpoetische Motiv der Briefbestellung wegschaffte. Endlich nehme ich auch nicht mit Hermann Anstoß an dem lakonischen Abschiedsworte des Thoas. Vielmehr däucht es mir gerade in seiner Einfachheit und Kürze schön und ergreifend. Ich zweifle wenigstens sehr, daß es Jemanden gelingen möchte, irgend Etwas von größerer oder auch nur gleicher Wirkung an die Stelle desselben zu setzen. In der ersten Scene des Stückes hat uns schon Arkas belehrt: „Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug, am wenigsten der König;" das ganze Stück hat uns mit dem Charakter des Königs, dem edlen Kerne, der sich unter rauher Schale birgt, hat uns mit seiner tiefgewurzelten Liebe zu Iphigenien bekannt gemacht; wer sollte es nun nicht fühlen, was in dem Einen kurzen Worte Alles liegt? Mit einem Mißklange würde das Stück geschlossen haben,

*) Auch Ulysses pflegte sich für einen Kreter auszugeben, s. Odyss. XIII, 256. XIV, 199. 382. XIX, 172.

wenn der Dichter es bei dem unwilligen Worte des Thoas: „G
geht!“ geendigt hätte; wir empfinden aber, daß die folgende R
der Iphigenie jene Dissonanz ausgleicht und wie ein milder Bals
in das Herz des Königs fließt. Auf die Kunst des Schauspiele
der den Thoas darstellt, hat freilich der Dichter mitgerechnet; u
daß der König den Scheidenden bei dem knappen Trennungswo
die Rechte als Pfand der Freundschaft reicht, hat er ohne Zwei
nur darum nicht hinzugesetzt, weil er glaubte, daß die Phantasie d
Lesers dieses selbst suppliren werde.

Auf die vielfach angeregte Frage, ob das Stück antiker A
sei, läßt sich die Antwort nicht einfach mit Ja oder Nein geb
Unleugbar fühlen wir uns dadurch im Ganzen und im Einzeln
an die griechische Tragödie gemahnt; und der Grund hiervon li
nicht etwa bloß im Stoffe, in der Anlehnung an griechische Sag
Sitten und Gebräuche und in mehrfachen Reminiscenzen an d
Iphigenie in Tauris des Euripides, sondern, wie Jahn schön e
örtert hat, vorzugsweise darin, daß Goethe das Wesen des Helle
schen Geistes, das, was der Kunst dieses Volkes ihren eigenthü
lichen Charakter gab, erkannt oder vielmehr in seiner Natur gefu
den hat. Es ist dieß das Maß, das Maß in den sittlichen Motive
das Maß in der Composition des Drama's, das Maß in Form u
Sprache, wodurch die Iphigenie diese vollendete Klarheit und Ru
diese in sich geschlossene Sicherheit erlangt hat, welche sie den grö
ten Meisterwerken des Alterthums an die Seite stellen. Im Uebr
gen aber ist die Dichtung ganz und gar von modernen, und m
darf sagen christlichen Elementen durchdrungen. Schon daß die tr
gischen Conflicte und ihre Lösung ganz in's Innere der Mensche
brust verlegt sind, ist modern; und der Grundgedanke, welcher d
Heilung des Orest zu Grunde liegt: daß die Frevel eines Geschle
tes nur durch die liebende Erbarmung eines ganz rein geblieben
Mitgliedes desselben gesühnt werden, konnte vollends nur auf de
Boden des Christenthums entsprießen. Es sind keine Hellenen u
Barbaren in ihrer nationalen Beschränktheit, die uns hier entgege
treten; es sind zu reinerer Menschheit hinaufgeläuterte Griechen u
Scythen. Orestes hat gewissermaßen ein romantisches Gepräg
„dieser an seinen Fittigen gelähmte junge Adler, mit seinem He

Denblick in eine von zuckenden Blitzen unterbrochene Nacht starrend," diese dunkle Blume, um die Pylades gleich einem leichten bunten Schmetterlinge gaukelt. Besonders die sentimentale Schwärmerei, womit er an der Vergangenheit hängt, entfernt sich ganz von dem Charakter der antiken Poesie. Wie durchaus modern ist z. B. die Stelle:

> Wenn dann wir Abends an der weiten See
> Uns an einander lehnend ruhig saßen,
> Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
> Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
> Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
> Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
> Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

So viel genüge über die Iphigenie, dieses mild leuchtende, ewige Gestirn am Himmel unserer Poesie. Gewaltsam müssen wir uns von der Betrachtung desselben losreißen, um den Dichter auf seinem weitern Lebensgange zu begleiten.

Zweites Capitel.

Erster Aufenthalt in Neapel. Ausflüge auf den Vesuv, nach Pompeji u. s. w. Hackert. Hamilton. Filangieri. Das Prinzeßchen. Kniep. Reise nach Sicilien. Aufenthalt in Palermo. Excursionen. Cagliostro's Familie. Reise durch Sicilien über Girgenti, Catania, Messina. Goethe in Seegefahr. Entwurf der Nausikaa. Das Geheimniß der Pflanzen-Organisation entdeckt.

Nach viertägiger genußreicher Fahrt über Velletri, Fondi und St. Agata kam Goethe am 25. Februar 1787 zu Neapel an. Hier begann nun für ihn wieder ein neues Leben. Hatte er in Rom sich beinahe ganz der Kunst und der Vergangenheit gewidmet, so gab er sich hier der frischen Gegenwart und Wirklichkeit hin; und da er diese voll und *kräftig* auf sich einwirken ließ, so ward er auch

von der trunkenen Selbstvergessenheit ergriffen, worin die Menschen in diesem Paradiese leben, und sein bisheriger angespannter Fleiß und Aneignungseifer wich einem behaglichen Schauen und Aufnehmen. „Wenn man in Rom gern studiren mag," schrieb er an die Freunde in der Heimath, „so will man hier nur leben; für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen."

Nachdem er einen Tag sich ruhig zu Hause gehalten hatte, um eine kleine Unpäßlichkeit abzuwarten, schwelgte er den 27. Februar in der Anschauung der herrlichsten Gegenstände. „Man sage, erzähle, male was man will," schrieb er spät Abends, „hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lusträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Und wie die Tage, so waren auch die Vollmondnächte entzückend, die er mit seinem Freunde Tischbein auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga, am Meeresufer hin und her wandelnd genoß. „Es übernimmt dann Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes," heißt es in seinen Briefen; „so zu träumen ist denn doch der Mühe werth!"

Da der Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern sollte, so beeilte er sich, die entfernteren Punkte kennen zu lernen; das Nähere, hoffte er, werde sich schon dazwischen geben. So machte er denn in den nächsten Tagen in Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, mit dem er schon zu Rom in Verbindung gekommen war, eine höchst vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Vesuv bestieg er dreimal; beim zweiten Besuche wandelte ihn jene Lust am Gefährlichen an, die wir unter Anderm auch in der Campagne in Frankreich und bei der Belagerung von Mainz werden hervortreten sehen: mit einem kühnen Führer wagte er sich in der Zwischenzeit von zwei Eruptio-

nen den Kegelberg hinauf bis an den Rand des Schlundes, in der Hoffnung, vor dem nächsten Ausbruche den Rückweg zu gewinnen. Indem sie an dem dampfenden Abgrunde standen und durch den verhüllenden Qualm etwas vom Innern des Höllenrachens zu erspähen suchten, erscholl auf einmal der Donner, die furchtbare Ladung flog an den unwillkürlich sich Duckenden vorbei, und froh, dem Verderben entgangen zu sein, eilten sie zu dem am Fuße des Kegels harrenden Tischbein zurück, wo sie, die Hüte und Schultern genugsam eingeäschert, anlangten. Zu dem dritten Besuch des Feuerberges reizte ihn die Kunde von einer eben ausbrechenden Lava. Auch dieß Mal wagte er sich, aus Begierde das Hervordringen derselben aus dem Berge zu sehen, so weit vor, bis der immer glühender werdende Boden und der erstickende Qualm unwiderstehlich zur Rückkehr nöthigten. Pompeji setzte ihn durch seine Enge und Kleinheit in Verwunderung: schmale Straßen, kleine Häuser, selbst öffentliche Werke mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude; aber die Zimmer, Gänge, Gallerieen auf's Heiterste gemalt. Nachdem er das Museum gesehen, welches die ausgegrabenen Sachen enthält, erschienen ihm die Häuser und Zimmer noch enger, wenn er sie von so viel Gegenständen vollgedrängt dachte; dagegen dehnten sie sich in seiner Vorstellung aus, wenn er alle diese Hausgeräthe näher betrachtete, die nicht bloß für das Bedürfniß berechnet, sondern, durch bildende Kunst höchst geistreich und anmuthig verziert, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte. In Herculanum besah er das Theater bei Fackelschein und ließ sich ausführlich erzählen, was dort Alles gefunden und hinaufgeschafft worden. Andere Ausflüge wurden nach Pästum, Caserta und von dort aus nach den Ruinen des alten Capua unternommen.

Bei der Betrachtung der Kunstschätze von Neapel war ihm Tischbein fortwährend als wohlbewanderter Ausleger zur Hand. Hier an Ort und Stelle lernte er auch den Charakter der Neapolitanischen Malerschule begreifen. Er fand die ganze Vorderseite einer Kirche von Unten bis Oben gemalt, in einer andern Kirche den Raum über dem Eingange mit einem großen und reichen Frescogemälde geziert und sah nun wohl ein, wie Luca Giordano sich spu-

ten mußte, um solche Flächen auszufüllen. Das Theater wollte ihm gar keine Freude mehr machen. „Mir ist es ein großer Guckkasten," schrieb er; „es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Die herrliche Natur, die ihn umringte, die bunte bewegte Menschenwelt, die Schätze der bildenden Kunst, die Alterthümer, die der aufgeschlossene Schooß der Erde zeigte, hatten seinen Sinn zu sehr ausgeweitet, sein Gemüth zu sehr erfüllt, als daß er an dem Schattenspiel des Lebens auf den Brettern noch hätte Geschmack finden können. Besonders zog ihn das Meer in seinen wechselnden Zuständen an. In den stürmischen Tagen zu Anfang des März studirte er vom Ufer aus die Wellen „in ihrer würdigen Art und Gestalt." „Die Natur," schrieb er bei dieser Gelegenheit, „ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" Auch von dem Schiffswesen gewann er neue Eindrücke. Ging die Fregatte nach Palermo ab, so blickte er mit unendlicher Sehnsucht den vollen Segeln nach, wie das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und zuletzt verschwand. „Wenn man Jemand Geliebtes so fortfahren sähe," meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!"

Die reiche Vegetation unter diesem glücklichen Himmel belebte auch seine botanischen Speculationen. Am 13. März meldete er den guten Fortgang seiner Aufklärungen in diesem Gebiete. „Es ist immer dasselbe Princip," schrieb er, „aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen." Und in einem Briefe vom 25. März heißt es: „Während ich am Meer spazierte und still und vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können."

Aber Natur, Kunst und Alterthum wollten ihm hier nicht genügen; die lebensfrohe Parthenope machte auch an ihm ihre Rechte geltend, und so schloß er sich denn jetzt mehr an die Menschen an, die er in Rom so sorgfältig gemieden hatte. Duldsamer und mäßiger in seinen Ansprüchen geworden, nahm er sich vor, sie fortan „nur

mit dem Krämergewicht, nicht mit der Goldwage zu wiegen." Außer dem Fürsten von Waldeck, und der interessanten Gesellschaft, die sich zu ihm hielt, lernte er in den ersten Tagen den berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert kennen und schloß mit ihm eine folgenreiche Bekanntschaft. Hackert nahm an Goethe's Bemühungen im Zeichnen lebhaften Antheil. „Sie haben Anlage," sagte er zu ihm; „aber Sie können Nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Ein so aufrichtiges Urtheil mochte Goethe bis dahin noch nicht gehört haben. „Ist das nicht ein Text," fragte er seine Freunde, „über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte?" Einen Genuß von wunderlicher Art bereitete ihm der englische Gesandte, der alte Ritter Hamilton. Nach langer Kunstliebhaberei, nach langem Naturstudium hatte dieser den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen, einer Engländerin von etwa zwanzig Jahren, gefunden. In griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, wußte sie vermittelst einiger Shawls eine wunderbare Abwechslung von Stellungen, Geberden und Mienen hervorzurufen, und die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. „Man schaut," schrieb Goethe, „was so viele Künstler gern geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschendem Wechsel. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w. Eins folgt auf das Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu Jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern." Goethe genoß das Schauspiel ein paar Abende, und Tischbein malte die Schöne und benutzte ihr Portrait zum Bilde der Iphigenie in einem Gemälde, welches den Orest darstellt, wie er von seiner Schwester erkannt wird *).

---

*) S. Briefe an Merck (herausgeg. von Wagner) S. 507 f., wo Tischbein über Hamilton und seine Schöne berichtet. Vgl. noch Wieland's Merk 1788, I, 266 und die Briefe an und von Merck, S. 271: „Außer unzähl Andern bezauberte und beglückte die Schöne als eine neue Armida auch Sieger von Abukir."

Einen Mann von sehr achtungswürdigem Charakter lernte Goethe in Neapel an dem Ritter Filangieri kennen, der sich durch sein Werk über die Gesetzgebung einen Namen gemacht. Sein Gespräch war immer bedeutend; er unterhielt sich mit Goethe über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigenen Schriften, und machte ihn mit einem ältern italienischen Schriftsteller über Gesetzgebung, Joh. Bapt. Vico, bekannt. Eine löbliche Freiheitsliebe und eine begeisterte jugendliche Lust, das Glück der Menschen zu fördern, war die Seele seines Redens und Handelns. Goethe fühlte sich durch ihn an Georg Schlosser erinnert, nur daß Filangieri, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und bequemer im Umgange war. Einen wunderlichen Gegensatz zu ihm bildete seine Schwester, eine Prinzessin, in ihrem Reden und Benehmen vor der Welt eine Philine aus höherem Stande. Sie hatte sich um so leichter bereden lassen, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. Bei einem, wie der Ruf ging, ganz untadeligen Wandel schien sie sich vorgesetzt zu haben, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen und Nichts vorzubringen, als was Religion, Staat und Sitten verletze. Goethe hatte als nächster Tischnachbar bei einem glänzenden Diner, wozu sie ihn geladen, Gelegenheit, ihre lästerliche Zunge kennen zu lernen. Indem sie ihn durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnete, neckte und verhöhnte sie unaufhörlich einige gegenübersitzende Benedictiner und machte so gott- und sittenlose Scherze, daß Goethe nicht den Muth hatte, sie alle in den Briefen an seine Freunde mitzutheilen.

Um die Hälfte des März knüpfte Goethe noch ein bedeutendes persönliches Verhältniß an. Nachdem bis dahin ihm Tischbein als treuer Führer durch Natur- und Kunstgegenstände zur Seite gewesen war, ergab sich, daß die Kunstzwecke desselben, so wie die Geschäfte, die er, auf eine Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben hatte, mit Goethe's Absichten und Wünschen nicht zu vereinigen seien. Tischbein schlug ihm daher als beständigen Gesellschafter einen jungen Mann, den Landschaftsmaler Kniep, vor, der sich früher eine Zeit lang in Rom aufgehalten hatte, jetzt aber

in Neapel, als dem wahren Elemente des Landschafters, lebte. In wenigen Tagen gewann Goethe von Kniep's Talent und Charakter eine so feste Ueberzeugung, daß er mit ihm verabredete, sie wollten von nun an zusammen leben und reisen, ohne daß Kniep weiter für etwas zu sorgen hätte, als zu zeichnen. Alle Contoure sollten Goethe's Eigenthum werden; damit aber auch daraus ein ferneres, einträgliches Wirken für Kniep entspränge, so sollte er später eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse Summe für Goethe ausführen.

Ohne Zweifel brachte diese Verbindung, von der er nach Hause schrieb, daß sie ihn ganz glücklich mache, seinen Entschluß, nach Sicilien zu reisen, zur völligen Reife. Er schwankte eine gute Weile, ob er dem lockenden Rufe der Sirenen jenseits des Meeres folgen solle; endlich aber fand er, daß „für seine Sinnesart diese Reise heilsam, ja nothwendig sei." „Sicilien," schrieb er, „deutet mir nach Asien und Afrika; und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit."

Donnerstag den 29. März 1787, nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel, fuhr Goethe mit Kniep, in Gesellschaft anständig munterer Operisten und Tänzer, auf einer schnellsegelnden, in Amerika gebauten Corvette nach Palermo ab. Erst mit Sonnenuntergang setzte sich das Schiff des Widerwindes wegen langsam in Bewegung. Bei Tagesanbruch fanden sie sich zwischen Ischia und Capri; die Sonne ging herrlich auf, Kniep zeichnete emsig die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln. Gegen Abend verlor sich Ischia aus ihren Augen; einem prächtigen Sonnenuntergange folgte eine heitere, schöne Mondnacht; der Horizont war ringsum ein Wasserkreis, nirgendwo mehr Land zu sehen. Goethe hatte jedoch die wundervollen Ansichten nur Augenblicke genießen können, weil ihn die Seekrankheit bald überfiel. Er nahm daher in seiner Kammer, in horizontaler Lage ausgestreckt, die zwei ersten Acte des Tasso vor, die einzigen Papiere, die er über See mitgenommen, und ließ, von der äußern Welt abgeschlossen, die innere walten. Auch den nächsten Tag beschäftigte er sich, in seiner Lage verharrend, mit dem Stücke, und selbst in der Nacht auf den 1. April, als ein heftiger Sturm

oben auf dem Verdeck Alles in Bewegung brachte, setzte er in Schlaf und Halbtraum seine dramatischen Plane fort. Erst am 2. April Morgens gegen acht Uhr war das Schiff Palermo gegenüber. Goethe befand sich wieder wohl und betrachtete vom Verdeck die Küsten Siciliens mit Aufmerksamkeit, während Kniep fleißig zeichnete. Um drei Uhr Nachmittags endlich gelang mit Noth und Anstrengung die Landung im Hafen zu Palermo. Goethe freute sich, nun auch eine Seefahrt unter dem Vorrath seiner Anschauungen zu haben. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen," schrieb er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Aufenthalt in Palermo dauerte stark zwei Wochen. Sein Erstes war hier, sich mit der Stadt näher bekannt zu machen. Eine herrliche Ansicht derselben und ihrer Umgebung hatte er schon von dem Verdecke des Schiffes genossen. Die dunstige Klarheit, die um die Küsten schwebte, die Reinheit der Contoure, die Schönheit der Formen, zumal des Monte Pellegrino, die Weichheit des ganzen Bildes, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde hatte ihn in Entzücken versetzt; er glaubte jetzt erst die Claude Lorrain zu verstehen. In dem Labyrinth der innern Stadttheile konnte er sich nur mit Hilfe eines Führers entwirren; zu seinem Erstaunen sah er selbst die Hauptstraßen mit Stroh- und Rohrschichten, mit Küchenabgang und allerlei Unrath überdeckt. Die Bauart fand er der von Neapel ähnlich, doch noch weiter vom guten Geschmack entfernt; nirgendwo zeigte sich, wie in Rom, ein wahrer Kunstgeist, der die Arbeit geregelt hatte. Dafür ward er aber in der nähern Umgebung der Stadt durch die herrliche Frühlingsvegetation: frischgrünende Maulbeerbäume, immergrünenden Oleander, Citronenhecken u. s. w. und durch die milde, warme, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft überreich entschädigt. Besonders weilte er gern in einem öffentlichen Garten, dicht an der Rhede, der, obwohl regelmäßig angelegt, ihm doch wie der Wundergarten einer Fee erschien. Eine erhöhte Bank ließ ein vielfach verschlungenes Gewirre von Gewächsen, die zum Theil ihm ganz fremd waren, überschauen, und lenkte den Blick zuletzt auf große Bassins mit Gold- und Silberfischen. Ueber dem Ganzen war ein starker Duft gleichförmig aus-

gebreitet, worin die Gegenstände, die auch nur wenige Schritte hinter einander lagen, durch ein immer kräftigeres Blau sich entschieden von einander absetzten. Er glaubte keine Natur mehr, sondern nur Bilder zu sehen, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren aus einander gestuft hätte. Die schwärzlichen Meereswellen am fernen Horizont, das Anstreben der näheren an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, dieß alles rief ihm die Insel der seligen Phäaken, den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß zurück. Er eilte, sich einen Homer zu kaufen und übersetzte den betreffenden Gesang seinem Freunde Kniep aus dem Stegreife. Ohne Zweifel legte dieser Garten die ersten Keime zur Tragödie Nausikaa in sein Inneres, deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

In der weitern Umgebung Palermo's besuchte er das vom Flüßchen Orbito durchschlängelte fruchtreiche und liebliche Thal. Sein Führer, der ihm an dieser classischen Stelle von den Thaten Hannibal's erzählen wollte, wunderte sich sehr über den Fremden, als dieser ihm das Hervorrufen der kriegerischen Gespenster in der anmuthigen Frühlingsnatur etwas unsanft verwies. Noch seltsamer aber däuchte ihm, daß Goethe an den seichten Flußstellen allerlei Steinchen auflas. Er ahnte nicht, wie dieser sich auf solche Weise von den Gesteinarten der Gegend möglichst schnell zu unterrichten, und also „auch durch Trümmer eine Vorstellung von jenen ewig classischen Höhen des Erdalterthums zu gewinnen“ suchte. Ueberhaupt trat jetzt das geologische und mineralogische Interesse wieder lebhaft hervor; und in dieser Beziehung fand er durch den Grafen Borch viel vorgearbeitet, dessen Heft in Quart, ganz dem Steinreich Siciliens gewidmet, ihn auf seinen Ausflügen begleitete. Durch ihn unterrichtet, besuchte er auch einige Steinschleifer in Palermo, und bestellte eine Sammlung schöner Achate, die ihm nach Neapel nachgeschickt werden sollten.

Eine seiner anmuthigsten Excursionen aus Palermo war die nach der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Nachdem er einen mit großen Kosten gebauten Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und im Zickzack zwischen Klippen emporführt, hinangestiegen war und die Thüre der

von außen Nichts versprechenden Kirche geöffnet hatte, ward er au
das Wunderbarste überrascht. Er sah das Schiff derselben auf de
rechten Seite von rauhen Felsen eingeschlossen, und eine Höhle
worin man die Gebeine der Heiligen entdeckt hatte, zum Chor um
gebildet, ohne daß man ihr von ihrer natürlichen Gestalt Etwas ge
nommen hätte. Tief hinten, im Dunkel der Höhle, stand der Haupt
altar in der Mitte. Von einem Geistlichen an einen Altar links i
der Höhle, als ein besonderes Heiligthum, gewiesen, erblickte e
durch ein Messinggitter, wie durch einen Flor, ein schönes Bild de
Heiligen, beim Scheine einiger stillen Lampen, Kopf und Hände vo
weißem Marmor gefällig gearbeitet, das Gewand aus vergoldeten
Blech getrieben; sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Auge
halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt; da
Ganze war so natürlich, daß ihm däuchte, sie müßte Athem hole
und sich bewegen. Unterdessen begannen die Geistlichen des benach-
barten Klosters die Vesper in dem Chor. Indem ihr Gesang au
seltsame Weise an der Höhlenwölbung verklang und das Felsenwasse
durch angebrachte Rinnen in einen Behälter gleich neben dem Alta
herabrieselte, überließ er sich ganz der reizenden Illusion der schöne
Gestalt und des wunderbaren Locals, und konnte sich nur mit Müh
von dem Orte losreißen.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte er von einem
Ausfluge nach dem Schlosse des Prinzen Pallagonia zurück. Wi
viel er auch von dem Unsinn gehört und gelesen hatte, womit diese
in der Ausstattung des Schlosses gegen alle Geschmacksregeln ge-
frevelt, so fand er doch Alles noch viel ärger und abscheulicher, al
er es sich vorgestellt. Schon auf dem Schloßwege, der zwischen zwei
hohen Mauern hinführte, ward er wie durch Spitzruthen des Wahn-
sinns durchgejagt. Von Strecke zu Strecke sah er auf der Maue
Gruppen der seltsamsten und abgeschmacktesten Figuren, völlig plan-
und phantasielos zusammengewürfelt: Bettler, Spanier, Mohren,
Türken, Buckelige, Zwerge, Pulcinelle, Götter, Pferde mit Men-
schenhänden, Menschenkörper mit Thierköpfen u. s. w. Aehnliche
absurde Gebilde begegneten ihm im Schloßhofe, und im Schlosse
selbst hatte das Fieber des Prinzen nicht minder geras't; es standen
da Stühle mit ungleich abgesägten Füßen, auf denen Niemand Platz

nehmen konnte, sitzbare Stühle mit verborgenen Stacheln unter den Sammetpolstern u. dgl. Kniep, dessen Künstlersinn in diesem Tollhause zur Verzweiflung gebracht wurde, trieb ungeduldig zum Aufbruch, während Goethe noch den Versuch machte, ob er sich nicht die Elemente dieser Unschöpfung vergegenwärtigen und schematisiren könnte.

Nachdem er nunmehr ein paar Hauptpunkte außerhalb der Stadt näher kennen gelernt, nahm er sich vor, den Antikensaal im Palast des Vicekönigs zu betrachten, welcher ihn einige Tage vorher, am Ostersonntage, durch eine Einladung zur Mittagstafel beehrt hatte. Zum Unglück war eben der Saal, einer beabsichtigten neuen architektonischen Decoration wegen, in der größten Unordnung, so daß Goethe nur einen sehr unvollständigen Begriff von den Statuen gewann. Doch erbaute er sich höchlich an zwei herrlichen Widdern von Erz, aus der besten griechischen Zeit. Sodann führte ihn der Läufer des Vicekönigs außerhalb der Stadt in Katakomben, mit architektonischem Sinn angelegt, und nicht etwa zu Grabstellen benutzte Steinbrüche. Am nächsten Tage besuchte er das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza, ohne besondere Erwartung, weil er sich nur geringer Vorkenntnisse in diesem Fache bewußt war. Indessen sollte dieser Besuch gewissermaßen eine Epoche bei ihm bilden. Hatte er in seiner Jugend nur Familienmünzen gesehen, welche wenig sagten, und Kaisermünzen, worin dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholt war, Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit gelten konnten: so lachte ihm aus diesen Schubkasten ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen; er übersah vorläufig wenigstens, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. „Wie traurig," rief er aus, „hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und das gestaltverwirrende Rom beschränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen."

Einige Tage vor seiner Abreise aus Palermo war ihm noch ein sonderbares Abenteuer beschieden, worüber er uns in seiner ita-

lienischen Reise sehr umständliche Nachrichten ertheilt hat. Scho
im Jahre 1785 hatte die berüchtigte Halsbandgeschichte einen un
aussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In dem unsittliche
Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnet," so erzäh
er selbst in den Annalen, „erschienen mir die gräulichsten Folge
gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werde
konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter dene
ich mich auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon z
uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebroche
war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekomme
sei." Er hatte den Proceß mit gespannter Aufmerksamkeit verfolg
und an dem großartigen Betrüger Cagliostro ein reges Interess
genommen. Da er nun jetzt in Palermo erfuhr, daß hier unter ande
ren Verwandten desselben auch noch seine Mutter und Schwester leb
ten, so ließ er sich bei diesen als einen Engländer einführen, welche
von dem eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London ab
gegangenen Cagliostro seiner Familie Nachricht bringen sollte. E
fand in den Angehörigen des kühnen und verschmitzten Abenteurer
fromme, wohlgesinnte und dürftige Leute, deren natürliches un
gutes Benehmen einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß e
gern etwas zur Erleichterung ihrer bedrängten Lage thun mocht
Die Mutter gab ihm einen Brief an den Sohn mit, worin sie diese
um eine kleine Unterstützung ansprach. Bei seiner Zurückkunft na
Deutschland wurde Goethe durch „verehrungswürdige Personen
(ohne Zweifel seine fürstlichen Freunde und Gönner), denen er diese
Document vorlegte und die Geschichte erzählte, in den Stand gesetz
der unglücklichen Familie eine Summe Geldes zu übermachen, di
sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt. Ein Dankschreiben, welche
die Getäuschten an ihren Verwandten richteten, kam Goethe'n z
Händen und überzeugte ihn, welche Freude seine Geldsendung in de
Familie verbreitet hatte. Später, als sie von der Gefangenschaft un
Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sein mußte, übersandt
er nochmals eine Summe zu ihrem Troste und klärte sie nun übe
das wahre Verhältniß auf.

Während sich Goethe zum Abschied von Palermo anschickte
beschäftigte ihn noch lebhaft der Gedanke, ob sich nicht der Geschicht

der Nausikaa eine dramatische Seite abgewinnen ließe. Nachdem er am 16. April in dem schönen öffentlichen Garten sein Pensum aus der Odyssee gelesen, durchdachte und verzeichnete er den Plan der Tragödie auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges, und konnte selbst nicht umhin, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, sogleich auszuführen. Am nächsten Morgen wollte er in dem Garten seine dichterischen Träume fortsetzen; aber unversehens erhaschte ihn ein anderes Gespenst, das ihm schon einige Tage nachgeschlichen war. Angesichts der vielen schönen und neuen Pflanzengebilde, die ihm hier nicht in Kübeln und Töpfen, sondern frisch und kräftig unter freiem Himmel begegneten, fiel ihm wieder die „alte Grille" ein, ob denn nicht unter dieser Schaar die Urpflanze zu entdecken sein möchte. Aber all sein Bemühen wollte nicht fruchten; es machte ihn unruhig, ohne daß es ihm weiter half. Gestört war sein schöner poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. „Warum sind wir Neueren," klagte er, „doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!"

Am 18. April *) ritt Goethe mit Kniep und einem Vetturin die herrliche Straße nach Monreale hinauf und von da durch steinigte Gebirge nach Alcamo, überall auf dem Wege Bodenart und Gesteine, Pflanzenwuchs und Landescultur betrachtend und sich der herrlichen Aussichten, zumal nach dem Meer hin, erfreuend. In dem ruhigen Bergstädtchen Alcamo verweilten sie einen ganzen Tag und besuchten von dort aus am 20. den abseits und einsam gelegenen Tempel von Segest. Sodann ging es in drei Tagereisen über Castel Vetrano und Sciacca nach Girgenti, wo sie den 23. Abends anlangten. Hier wurden vier genußreiche Tage zugebracht. Von einem freundlichen Weltgeistlichen geführt, besahen sie am ersten Tage die auf dem hohen, uralten Burgraume gelegene neue Stadt, weideten sich von den höheren Punkten an den unvergleichlich schönen Aussichten, und bewunderten im Dom eine große und schöne antike Vase mit halberhobener Arbeit und einen wohlerhaltenen Sarkophag,

*) Nach einem Briefe Goethe's an Fritz von Stein erst am 19. April.

worauf Hippolyt mit seinen Jagdgesellen und Pferden dargestel
war, von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelch
zustellen will. Des folgenden Morgens wanderten sie dann in de
Labyrinth der Gärten und Weinberge am breiten und sanften Ab
hange des Berges hinunter, deren grünende und blühende Fläche
den Raum des alten Girgenti bedecken. Hier wurden nun die bedeu
tenden Ruinen, die Goethe schon am vorigen Tage von oben her m
ungeduldiger Sehnsucht bemerkt hatte, näher in Augenschein genom
men: die Tempel der Concordia, des Jupiter, des Hercules, de
Aesculap und das Grabmal Theron's. Am dritten Tage durchzo
Goethe mit seinem kleinen geistlichen Führer, und das trefflich
Büchlein von Riedesel über Sicilien wie einen Talisman ode
ein Brevier am Busen, abermals die gestrigen Wege, betrachtete d
Gegenstände von mehreren Seiten und besuchte hie und da de
fleißig zeichnenden Kniep. Zugleich beobachtete er die Thier- un
Pflanzenwelt und sammelte sich allerlei Bemerkungen über die dor
tige Art des Fruchtbaus. Wie es scheint, war ihm auf dem Weg
von Palermo hieher der Grundgedanke seiner Lehre von der Pflanzen
Metamorphose zu völliger Klarheit gediehen. Wenigstens schrieb e
schon am 20. von Segest aus: „An frischem Fenchel bemerkte ic
den Unterschied der unteren und oberen Blätter, und es ist do
nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfach
heit zur Mannigfaltigkeit entwickelt." Damit Kniep al
seine Vorsätze ausführen könnte, ward noch ein Tag in Girgenti ver
weilt und hierauf am 28. April der Weg quer durch's Land auf Ca
tania zu eingeschlagen.

Goethe ließ Syrakus liegen, weil ihm bekannt war, daß vo
der herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name gebliebe
sei, und nahm die Querrichtung durch's Land, um doch auch eine
anschaulichen Begriff zu bekommen, wie Sicilien zum Ehrenname
einer Kornkammer Italiens hatte gelangen können. Sein Wunsc
ward ihm schon am ersten Tage auf dem Wege nach Caltanisett
bis zum Ueberdruß erfüllt; er hätte sich Triptolem's Flügelwage
gewünscht, um der Einförmigkeit dieser von Ceres begünstigte
Berg- und Hügelrücken zu entfliehen. Dazu kam, daß sie in Calta
nisetta vergebens sich nach einer ländlichen Herberge umsahen; da

Essen mußten sie selber beschaffen, und während man es kochte, mußten sie einen auf dem Markt nach antiker Weise umhersitzenden Kreis der angesehensten Einwohner von den Großthaten Friedrich's II. unterhalten. Am folgenden Tage, auf dem Wege nach Castro Giovanni, trat vollends Regenwetter ein, und sie konnten nur mit Mühe über mehrere stark angeschwollene Gewässer hinüberkommen. Nach kläglichem Nachtquartier ging es weiter durch lange, einsame, dem weidenden Vieh überlassene Thäler. Am Abend des 1. Mai langten sie in Catania an.

Auch hier fanden sie, wie in Girgenti, einen trefflichen geistlichen Cicerone in dem Hauscaplan des Prinzen Biscaris, an den sie ein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. Der Abbé führte sie zuerst in den Palast, wo sie im Museum Bilder von Marmor und Erz, Vasen und andere Alterthümer betrachteten. Sodann zeigte ihnen der Prinz selbst aus besonderm Vertrauen seine Münzsammlung und gab, als ein völlig Unterrichteter, über Alles bereitwilligen Aufschluß, wobei Goethe'n die in der Sammlung des Prinzen Torremuzza gewonnenen Vorkenntnisse trefflich zu Statten kamen. Als sie sich beurlauben wollten, erbot sich der Prinz, sie noch bei seiner Mutter einzuführen. Eine Dame mit natürlich edlem Benehmen empfing sie freundlich und zeigte ihnen eine Menge Urnen, Becher und andere Dinge, aus schönem sicilianischem Bernstein geschnitten, ausgesuchte Elfenbeinarbeiten und geschnittene Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden. Nachdem über der Betrachtung dieser Gegenstände einige Stunden in vergnügtem und belehrendem Gespräch verflossen waren, ließ der Geistliche sie in der Benedictiner-Kirche die ungeheure Orgel bewundern, welche die weiten Hallen des Gebäudes bis in den letzten Winkel hinein bald mit leisestem Hauch, bald mit gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte. Es war ihnen unbegreiflich, wie der stille Klosterbruder, der allein das Rieseninstrument zu bändigen wußte, nicht schon längst in diesem Kampfe sich aufgerieben habe.

Beim Ritter Gioeni, Professor der Naturwissenschaften zu Catania, fand Goethe eine schöne Gelegenheit, die schon in Neapel gewonnenen Kenntnisse vulcanischer Produkte zu erweitern. Seine reiche, sehr zierlich aufgestellte Sammlung enthielt die Laven des

Aetna, die Basalte am Fuß desselben und besonders herrliche Zeo lithe aus den schroffen, im Meere stehenden Felsen unter Jaci Gioeni brachte die Reisenden von dem Gedanken ab, den Gipfel des Aetna zu besteigen, und rieth ihnen, sich mit dem Monte Rosso zu begnügen. Seiner Ermahnung folgsam machten sie sich am andern Morgen bei Zeiten auf den Weg, und ließen sich, auf ihren Maulthieren immer rückwärts schauend, bis in die höheren Regionen tragen. Goethe erstieg vollends den Gipfel des ganz aus rothem vulcanischen Grus, Asche und Steinen zusammengehäuften Berges ward aber durch einen heftigen Sturm, der ihn in den Krater zu werfen drohte, zu baldiger Rückkehr genöthigt. Unterdessen hatte Kniep, etwas tiefer im Schauer sitzend, durch zarte Linien das herrliche Panorama auf dem Papier fixirt, welches der Sturmwind Goethe'n kaum hatte sehen, viel weniger festhalten lassen.

Nachdem sie zuletzt noch, von ihrem geistlichen Führer geleitet, die sehr verschütteten und versenkten Reste alter Baukunst zu Catania besichtigt, traten sie den 7. Mai, nach fünftägigem Verweilen, die Weiterreise nach Messina an. Auf dem Wege dahin wurde noch einmal zu Taormina Halt gemacht, um die merkwürdigen Ueberreste des antiken Theaters zu betrachten. Indem Goethe dort Platz nahm, wo einst die obersten Zuschauer saßen, ergriff ihn Bewunderung und Entzücken über das herrliche Bild, das sich in alten Zeiten dem Theater-Publicum dargeboten haben muß; er konnte das Meeresufer bis Catania, ja bis Syrakus verfolgen, und die majestätische Erscheinung des dampfenden Feuerberges, den die mildernde Atmosphäre ferner und sanfter zeigte, schloß von einer Seite das ungeheure Gemälde. Dessenungeachtet blieb er am folgenden Tage, als Kniep zum Zeichnen des Einzelnen hinaufging, unterhalb Taormina am Meere in einem schlechten, verwahrlos'ten Bauerngarten und vertiefte sich hier, auf Orangenästen sitzend, in poetische Träumereien. Der Plan der Nausikaa, eine dramatische Concentration der Odyssee, war es, was ihn, gleich dem Vogel, der sein Nest bauen will, die Enge suchen ließ. Am nächsten Tage, den 9. Mai, ritten sie, Goethe, Kniep und der sie noch immer begleitende Vetturin aus Palermo, zwischen Felswänden und dem Meere auf Messina zu, den ganzen Tag mit dem Wasserelement im Kampfe. Sie hatten nicht

bloß über unzählige Bäche zu setzen, sondern ein heftiger Ostwind peitschte auch die Meereswellen über den Weg bis an die Felsen, daß sie zurück auf die Wanderer spritzten. So gelangten sie nach Messina und bekamen hier gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer durch ein Erdbeben zerstörten Stadt: denn sie ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, bis sie zur Herberge des Vetturins kamen, wo sie beschlossen hatten, die erste Nacht zu verweilen, um sich den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen.

Messina bildete einen höchst unerfreulichen Schlußpunkt der Reise durch Sicilien. Die eigentliche Stadt lag mit Ausnahme weniger sehr solid angelegten Gebäude, wie des Jesuitencollegiums und der zugehörigen Kirche, ganz in Schutt und Graus. Die Einwohner lebten seit drei Jahren in einer nördlich von Messina, auf einer großen Wiese eiligst errichteten Bretterstadt, die Goethe'n an den Frankfurter Römerberg zu Meßzeiten erinnerte. Diese Buden-, Hütten- und Zeltwirthschaft zu betrachten, war freilich interessant genug, um so verstimmender aber der Anblick der Ruinenwüste an der Stelle, wo die Stadt gestanden, und insbesondere der Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von Palästen, welche die Rhede einschlossen. Viele Vorderseiten derselben standen noch bis auf's Hauptgesims, andere waren bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen, so daß die herrliche Fronte ganz zahnlückig erschien; zugleich sah man den blauen Himmel fast durch alle Fenster, da die inneren eigentlichen Wohnungen sämmtlich eingestürzt waren. Als Cicerone geleitete die Reisenden durch diese Trümmerwüste ein freundlicher Consul, der unaufgefordert die dankenswertheste Sorge für sie trug. Dieser rieth Goethe'n, dem Gouverneur aufzuwarten, indem derselbe, als ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben so gut schaden als nützen könne. Dem gütigen Führer zu Gefallen ging Goethe mit und hörte schon, in's Vorzimmer kommend, drinnen einen fürchterlichen Lärm. Als sie eingetreten waren, sahen sie den uralten Gouverneur in grimmigem Zorn gegen einen anständigen Mann fluchend und scheltend, der sich mit ruhiger Fassung vertheidigte. Die Scene dauerte eine gute Weile, endigte jedoch ziemlich gelinde, indem der cholerische Alte dem Angeschrieenen

erlaubte, noch ein paar Tage in Messina zu verweilen, worauf er si
aber fortzupacken habe, um nie wiederzukehren. Ungeachtet so dro
hender Aspecte wurden Goethe und der Consul gnädig genug em
pfangen; ein ruhiges Gespräch endigte sich damit, daß Goethe, ob
wohl er auch hier sein beliebtes Incognito behauptete, für die Ze
seiner Anwesenheit vom Gouverneur zur Tafel geladen wurde. Fro
der Höhle des Cyklopen entronnen zu sein, dachte er nicht an di
Wiederkehr, und saß am nächsten Tage mit Kniep vergnügt im Gast
hofe bei einem frugalen Mahle, als der Bediente des Consuls athem
los hereinsprang und ihm verkündigte, der Gouverneur lasse ih
durch die ganze Stadt suchen, und der Consul bitte inständigst, e
möge sich auf der Stelle hin verfügen. Haare und Kleider zurech
putzend, faßte Goethe sich ein Herz und folgte dem Bedienten hei
tern Sinnes, indem er den Odysseus als Patron anrief und sein
Fürsprache bei Pallas Athene erbat. In dem Speisesaal angelangt
fand er eine Gesellschaft von etwa vierzig Personen lautlos an de
Tafel sitzen und den Platz zur Rechten des Gouverneurs für sic
offen gelassen. Pallas Athene war ihm hold. Der Alte schoß ihn
unter den grauen, struppigen Augenbrauen hervor einen glühende
Blick entgegen; aber der würdevollen, einschmeichelnden Freundlich
keit des neuen Odysseus gelang es bald, seinen Zorn zu besänftigen
Nach Tische mußte ihm auf Befehl des Gouverneurs nicht blos
die Jesuitenkirche in allen ihren Theilen gezeigt, sondern auch di
Geschichte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erzähl
werden.

Goethe speis'te indeß nicht wieder beim Gouverneur; denn am
folgenden Mittag, den 14. Mai, saß er schon an Bord des Fahr-
zeugs eines französischen Kauffahrers, der nach Neapel wollte. De
fürsorgliche Consul hatte ihm dieses Schiff empfohlen, da sein
weiße Flagge vor Seeräubern sicherte. Dafür bot es aber auch nich
die Bequemlichkeit jener neapolitanischen Corvette, und als Goethe
wieder von der Seekrankheit befallen ward, mußte er in der Kajüte
mitten unter anderen Passagieren seine horizontale Lage annehmen.
In diesem Zustande wollte ihm nun die ganze sicilianische Reise in
keinem angenehmen Lichte erscheinen. Er meinte eigentlich doch
Nichts gesehen zu haben, als durchaus eitle Bemühungen des Men-

schengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Um diese seekranken Betrachtungen zu verscheuchen, begab er sich mitunter auf's Verdeck und beobachtete die Schaar von Delphinen, welche das Fahrzeug schwimmend und springend begleiteten. Der Wind blieb fortdauernd ungünstig, so daß der Nachmittag des 16. Mai vorbeiging, ohne daß man in den Golf von Neapel eingefahren wäre. Das Schiff wurde vielmehr immer westwärts auf die Insel Capri zu getrieben, indem es sich vom Cap Minerva entfernte. Alle Passagiere waren ungeduldig, nur Kniep und Goethe nicht. Sie genossen beim schönsten Sonnenuntergang des herrlichsten Anblicks, den ihnen die ganze Reise gewährte. Ueber das spiegelebene, glänzende Meer hin sahen sie Cap Minerva in prächtigem Farbenschmuck, und von da aus die ganze Küste bis Sorrent hin erleuchtet. Ueber dem Vesuv im Hintergrunde stand eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt.

In den herrlichen Anblick versunken, bemerkten die Freunde nicht, daß ein großes Unheil sie bedrohe. Die immer wachsende Bewegung unter den Passagieren machte sie endlich aufmerksam, und nun vernahmen sie mit Schrecken, das Schiff befinde sich bereits in der Strömung, die sich um die Insel Capri bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung sich darbietet. Die gänzliche Windstille gab keine Hoffnung, dem Verderben zu entgehen; das Schiff näherte sich, schwankend und schwippend immer mehr den Felsen, die immer finsterer dastanden; immer lauter und wilder ward die Menge. Ein furchtbarer Sturm von Schmähungen und Vorwürfen erhob sich gegen den Kapitän und Steuermann, man nannte sie hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniß der Schiffskunst das Leben so vieler Menschen ihrem Eigennutz geopfert. Da trat Goethe, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod selbst, vor die Tobenden hin und redete zu ihnen, ungefähr mit gleicher Gemüthsruhe wie zu den Vögeln von Malsesine. Er stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen denjenigen, von welch einzig noch Rettung zu hoffen sei, Kopf und Ohr verwirre; er e

mahnte sie, in brünstigem Gebete sich zur Mutter Gottes zu wende
auf die es ganz allein ankomme, ob sie sich bei ihrem Sohne ve
wenden möge, daß er der Luft gebiete, sich zu regen, und so da
umgekehrte Wunder von dem thue, welches er einst auf dem stürme
den See Tiberias für seine Apostel gethan. Diese Anrede verfehlt
nicht ihre Wirkung; die Menge warf sich auf ihre Kniee und began
leidenschaftlich ihre Litaneien zu beten. Unterdeß ließ der Kapitä
ein Boot hinab, das, mit sechs bis acht rudernden Matrosen be
mannt, das Schiff an einem langen Seil aus der Strömung ziehe
sollte. Der Versuch mißlang. Schon hörte man oben auf den Felse
die Ziegenhirten hohl aufschreien: „da unten strandet ein Schiff!
immer heftiger ward die Brandung, immer stärker schwankte da
Fahrzeug, und von der Seekrankheit überwältigt, stieg Goethe i
die Kajüte hinab und streckte sich halb betäubt auf seine Matratz
hin, nicht ohne eine gewisse angenehme Empfindung, die, wie e
meinte, sich vom See Tiberias herschrieb. Eine Weile hatte er s
im Halbschlaf gelegen, da weckte ihn ein starkes Getöse auf dem Ver
deck, und gleich darauf sprang Kniep herunter und verkündete, ma
sei gerettet; ein leiser Windhauch habe sich erhoben, der von de
Segeln Gebrauch zu machen gestatte. Als Goethe am vierten Tage*)
der Fahrt erwachte, befand er sich frisch und gesund, eilte auf da
Verdeck und begrüßte bald nachher das herrliche Neapel, das in de
Strahlen der Morgensonne vor ihm glänzte.

Als poetische Ausbeute brachte er von der sicilianischen Reise
außer dem neu durchgearbeiteten Plan des Tasso, den Entwurf un
ein paar ausgeführte Stellen seiner Tragödie Nausikaa mit. Lei
der hat er über späteren Arbeiten und Zerstreuungen den Gegenstan
ganz liegen lassen, und erst bei der Redaction der italienischen Reis
aus ferner Erinnerung den Plan aufgezeichnet. Er glaubte damal
Wenig oder Nichts davon niedergeschrieben zu haben, obwohl e

*) So ist Goethe's eigene Angabe (s. seine Werke, Bd. 23, S. 483).
Indeß stimmen damit nicht recht die Data des letzten Briefes aus Sicilien
(„Messina und auf der See, Montag den 14. Mai") und des ersten aus Nea
pel (vom 17. Mai), worin von einem am 16. gemachten Ausfluge nach Pästum
die Rede ist.

doch in dem Briefe aus Palermo vom 16. April 1787 ausdrücklich heißt: „Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.“ Dieses Schema und die Bruchstücke der Ausführung haben sich in Goethe's schriftlichem Nachlasse vorgefunden und sind in den neuesten Ausgaben seiner Werke *) unter dem Titel „Nausikaa, ein Trauerspiel“ fragmentarisch mitgetheilt worden. Das Schema bezeichnet die einzelnen Scenen jedes der fünf Acte durch bloße Anführung der darin auftretenden Personen, skizzirt jedoch nachträglich einige Auftritte etwas näher durch ganz kurze Andeutungen ihres Inhalts. Es wäre eine interessante, und nicht allzu schwierige Aufgabe für die moderne Philologie, aus diesen lakonischen Andeutungen den Gang, den das Stück nach des Dichters erster Conception nehmen sollte, ausführlicher zu entwickeln. Es würde sich dann deutlich herausstellen, daß der von Goethe später aus dem Gedächtniß hervorgerufene Plan von jenem anfänglichen in manchen Partieen bedeutend abweicht. Sonderbar genug ist in dem aus Goethe's Nachlaß veröffentlichten Schema die Königstochter unter dem Namen ihrer Mutter Arete, und die Amme unter dem Namen Xanthe aufgeführt, während unter den angehängten Bruchstücken der Ausführung der dritte Auftritt mit den Homerischen Namen Nausikaa und Eurymedusa überschrieben ist. Schon in diesem Schwanken der Bezeichnungen mochte ein Beweis liegen, daß das Schema uns jenen ersten Entwurf überliefert, den er am 16. April 1787 auf dem Spaziergang nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges bei Palermo durchdachte. Nach beiden Entwürfen aber, diesem ursprünglichen wie dem aus der Erinnerung aufgezeichneten, sollte die Fabel des Stückes ganz einfach sein, und dafür sollte der Reichthum der subordinirten Motive und besonders das Meer- und Inselhafte des ganzen Tones einen Ersatz bieten. Ein großer Theil des Drama's würde einen idyllischen Charakter bekommen haben, der erst in der letzten Hälfte mehr und mehr dem tragischen Platz gemacht hätte. Der Verfasser dieser Biographie wurde schon vor Jahren von dem Reiz des Sujets so lebhaft gefesselt, daß er dem

---

*) S. Bd. 34, S. 358 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

Drange nicht widerstehen konnte, den Goethe'schen Entwurf m
einigen Modificationen auszuführen *). In dem freundlichen Beifa
den die Kritik dem gewagten Versuche gespendet, habe ich nur d
Beweis gesehen, was für eine Anziehungskraft in dem Gegenstan
liegen muß, daß er, selbst bei schwächerer Ausführung, noch so e
freuliche Theilnahme wecken kann. Weil ich nicht hoffen durfte, d
Mangel an spannenden Elementen in der Fabel durch eine Fül
interessanter Nebenmotive und einen gewissen See- und Inselhau
ersetzen zu können, so suchte ich dafür eine bedeutsame Idee de
Ganzen zu Grunde zu legen. Des Odysseus Anwesenheit bildet nic
bloß für Nausikaa, sondern für die ganze Insel eine Epoche:

> Des gold'nen Alters sel'ger Kinderfrieden
> Muß weichen vor dem Kampf der eh'rnen Zeit.

Ob Goethe dieselbe oder eine ähnliche Intention gehab
möchte schwer zu entscheiden sein; ein paar Andeutungen im Schem
lassen es mich vermuthen. Der Hauptreiz seiner Ausführung würd
aber sicher darin gelegen haben, daß sich in dem Stücke der Eindru
Siciliens, des Meers, der Häfen und Buchten, der üppigen fremde
Vegetation, des klaren südlichen Himmels abgespiegelt hätte. Ueber
haupt war in der Composition Nichts, was er nicht aus eigenen Er
fahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. „Selbst auf de
Reise," so lauten seine Confessionen, „selbst in Gefahr, Neigunge
zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doc
schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden konnten, selbst i
dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgele
gene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltun
der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugen
für einen Halbgott, von gesetzten Personen für einen Aufschneide
gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartet
Hinderniß zu erfahren: das Alles gab mir ein solches Attachemen
an diesen Plan, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, j
den größten Theil meiner übrigen sicilianischen Reise verträumte."

*) Odysseus und Nausikaa, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Goethe. Ei
Ergänzungsversuch von H. Viehoff. Düsseldorf, 1842.

Alles, was er auf dem überclassischen Boden erfahren, gesehen, bemerkt hatte, das sollte in diesem poetischen Gefäße aufbewahrt werden. Welch' ein Verlust für uns, daß Goethe nicht Zeit und Stimmung fand, es zu vollenden!

Dagegen sollte ein anderes Samenkorn, ein wissenschaftliches, das Sicilien zwar nicht in sein Inneres gelegt, aber doch zur Entfaltung gebracht hatte, später zu einem herrlichen, fruchtreichen Baume erwachsen. Das lange gesuchte Geheimniß der Pflanzen-Organisation hatte sich ihm hier endlich verdeutlicht. „Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt," schrieb er gleich nach der Rückkehr an Herder, „hab' ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige sehe ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden." Es ist auffallend genug und ein Beweis, wie durchaus gegenständlich sein Denken war, daß er auch jetzt noch nicht von der Vorstellung einer Urpflanze ablassen konnte. „Sie wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt," schrieb er, „um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische und dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Lebendige anwenden lassen." Wir werden später, wo von der Schrift „Metamorphose der Pflanzen" die Rede sein wird, den Gegenstand im Zusammenhange wieder aufnehmen.

Drittes Capitel.

Einfluß der sicilianischen Reise. Zweiter Aufenthalt in Neapel. Des zweiten römischen Aufenthalts erster Abschnitt. Künstlerleben. Reiffenstein, Angelica, Hirt, Meyer, Lips, Moritz, Frieß. Streit zwischen bildender Kunst und Poesie. Nähere Betrachtung des Egmont.

Der Einfluß der sicilianischen Reise auf Goethe, wie rasch er sie auch vollendete, ist keinesweges gering anzuschlagen. Als Dichter war es ihm schon von unberechenbarem Gewinne, daß ihm jetzt die Odyssee ein lebendiges Wort geworden war. Nun er alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, diese buschigen Hügel, sanften Weiden, fruchtbaren Felder, diese geschmückten Gärten, gepflegten Bäume, hangenden Reben, diese Wolkenberge und das Alles umgebende Meer im Geiste gegenwärtig hatte, war es ihm bei der Lectüre der Odyssee, als bewegte sich ein Zug der anschaulichsten Bilder an seinem Auge vorüber. Und was Homer's Schilderungsweise betrifft, so war ihm ein neues Licht aufgegangen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse, die ihm früher poetisch erschienen, kamen ihm jetzt unsäglich natürlich vor, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der ein Neuerer erschrecke. Der Unterschied der antiken und modernen, der naiven und sentimentalen Poesie hatte sich ihm auf's Lebhafteste aufgedrängt. „Laß mich meine Gedanken kurz so ausdrücken," schrieb er an Herder, „die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; sie schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Die Früchte der hier gewonnenen Einsicht treten unter seinen späteren Dichtungen am deutlichsten in Hermann und Dorothea hervor. Die Vorsicht, man darf fast sagen die Aengstlichkeit, womit dort Goethe sich vor einem Worte hütet, das im Geringsten über den

Gegenstand hinausginge, datirt sich ohne Zweifel von dieser Epoche her; er sucht dort, wie Homer, nur die Sache, wenn gleich die ganze Sache in ihrem vollen Gehalte, zu schildern.

Für eine wahre Anschauung von Italien glaubte er mit Recht erst durch Sicilien einen Schlüssel bekommen zu haben. „Italien ohne Sicilien macht kein Bild," schrieb er an Herder. Er pries sich glücklich, den großen, schönen, unvergleichlichen Gedanken der Insel so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Und doch hatte er sich hier nicht, wie früher seine Gewohnheit war, mit begieriger Betrachtung an das Einzelne angeklammert. Mancherlei war zusammen gekommen, was ihn mit freierem, umfassenderem Blicke schauen ließ. Schon der vorhergehende Aufenthalt in Neapel hatte die allzugroße Spannung seines Innern gemildert. Dazu kam das Bewußtsein, daß ihm durch Kniep's kunstfertige Hand von den interessantesten Gegenständen wohlgewählte Bilder im Umriß wenigstens erhalten blieben. Die poetischen Träume, in die er sich Behufs seiner Tragödie Nausikaa versenkte, ließen ihn zwar seine Umgebung mit erhöhtem Interesse in's Auge fassen; und der botanische Grundgedanke, dem er nachhing, reizte ihn zu schärferer Betrachtung der vielfachen und wundersamen Pflanzengebilde; aber andererseits hoben sie ihn wie Mongolfieren über ein allzusehr verweilendes Anschauen des Realen und Einzelnen hinweg. So konnte er denn an Herder melden, daß er „die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben," er meinte aber, das frühere Kleben und Haften an den Gegenständen sei ihm dabei zu Gute gekommen, es habe ihm eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, jetzt „Alles gleichsam vom Blatte wegzuspielen."

In seiner Ansicht von der Menschheit im Ganzen, hatte er sich durch den Besuch Siciliens nur befestigt; nach wie vor konnte er sich in Herder's große, weltumfassende Humanitätsträume nicht finden; er meinte, es sei schon viel, wenn es hier und da einem Einzelnen gelinge, sich zu einem schönen, harmonischen und reichen Wesen zu entwickeln; in seinem nächsten Kreise habe freilich der Mensch, so viel in seinen Kräften stehe, das Gute und Edle zu fördern, für das Heil der Menschheit im Großen aber solle man, wie für Regen und Sonnenschein, den Himmel sorgen lassen. „Ich bin freilich, w'

Du sagst," schrieb er an Herder, „sehr an's Gegenwärtige geheftet und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen." Und mit Beziehung auf den ihm angekündigten dritten Theil von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte heißt es: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werde, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde." Es läßt sich denken, wie bei seiner jetzigen Richtung auf „das Gegenwärtige" jene Freunde, wie Jacobi und Lavater, und ihr ganzes Treiben tief in den Hintergrund rücken mußten. Dennoch nahm er in diesen Tagen lebhaften Antheil an der Geschichte eines Heiligen, des Philippus Neri, und feierte „andächtig-munter" seinen Festtag, den 26. Mai. Aber es war auch ein Heiliger nach seinem Geschmack, bei dem zu den höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus sich ein durchaus klarer Menschenverstand, reine Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, liebreiche Hilfsfertigkeit in leiblicher und geistiger Noth, und ein nimmer versiegender Humor gesellte. Seine Lebensgeschichte interessirte Goethe'n so sehr, daß er nicht bloß jetzt aus Neapel eine Skizze derselben seinen Freunden übersandte, sondern auch in späterer Zeit dem „humoristischen Heiligen" einen ganzen Aufsatz widmete, den er seiner Schilderung der italienischen Reise einschaltete *).

Bei dem nunmehrigen zweiten Aufenthalt in Neapel hätte Goethe sich gern die Stadt und ihre Umgebungen noch zu guter Letzt recht vergegenwärtigt; aber der Strom des Tages riß ihn fort und vorzügliche Menschen suchten ihn auf, die er als alte und neue Bekannte unmöglich geradezu abweisen konnte. Sein lockeres Prinzeßchen fand er zwar nicht mehr; sie war unterdeß nach Sorrent

*) S. Bd. 24, S. 180 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

gereist und hatte vorher noch recht auf ihn gescholten, daß er ihr das steinigte und wüste Sicilien habe vorziehen können. Auch Tischbein's Gesellschaft, der nach Rom zurückgekehrt war, mußte er entbehren. Aber der Ritter Hamilton und seine Schöne setzten gegen ihn ihre Freundlichkeit fort. Auf Hackert's Antrieb, dessen Neigung zu Goethe sich fortwährend steigerte, zeigte Hamilton ihm sein geheimes „Kunst- und Gerumpelgewölbe." Da fanden sich denn die Produkte aller Epochen nach Zufall unter einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, allerlei Hauszierrath von sicilianischen Achaten, Geschnitztes, Gemaltes u. s. w. In einem langen Kasten an der Erde lagen zwei herrliche Candelaber von Bronze, von denen Goethe sogleich vermuthete, daß sie sich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren hatten. Eine anziehende Bekanntschaft war die des Herzogs und der Herzogin von Ursel aus Brüssel. Goethe charakterisirt Beide als „treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinne und entschiedener Kunstliebe." Nicht minder freundlich, als diese, kamen ihm der Marquis Lucchesini, der Cavaliere Venuti und die Herzogin Giovane entgegen.

Goethe konnte mit den Stunden, die er so geist- und kenntnißreichen Männern und Frauen widmete, nicht ganz unzufrieden sein; indeß machte es ihn unruhig, daß sie ihn zuletzt doch von seinen ernstlichen Zwecken ablenkten; und er beschloß daher um so mehr, Neapel bald zu verlassen, als auch das Klima und das ganze neapolitanische Leben zur Unthätigkeit verlockte. Der 1. Juni war herangekommen, ohne daß er etwas Bedeutendes gesehen hätte, außer dem Museum der Schätze von Portici, freilich auch dem *A* und *Ω* aller Antiquitäten-Sammlungen, wie er es nannte, und dem Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli, den er gleich nach der Rückkehr aus Sicilien besuchte. An den übrig gebliebenen Säulen des Tempels zeigte sich ein seltsames Phänomen, das den Erd- und Naturforschern längst zu schaffen gemacht hatte: von Pholaden eingefressene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden. Goethe betrachtete sich alle Umstände genau, und setzte bald bei sich fest, wie die Erscheinung zu erklären sei. Hatten frühere Forscher

das ganze mittelländische Meer 30 Fuß über seinen wagerechten Stand hinansteigen lassen, um die Pholaden herbeizuschaffen, so nahm er an: durch einen vulkanischen Aschenregen, der die Priesterwohnungen am Tempel zu Aschenhügeln anschwellte, sei der freie Hofraum des Tempels nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt worden, und daher eine Vertiefung entstanden, in welcher der zur Reinigung durch den Tempel geleitete Bach sich stockend gesammelt und einen fünf Fuß hohen Teich gebildet habe. Innerhalb dieses süßen aber durch vulcanische Asche angesalzenen Wassers habe sich jene sonst freilich nur das Meer bewohnende Thierart entwickelt. Wir müssen den Geologen und Zoologen die Entscheidung überlassen, welche von beiden Annahmen die desperateste sei. Goethe hielt bei der Redaction der italienischen Reise seine Hypothese zurück und veröffentlichte sie erst 1823 in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie *).

Vor dem 7. Juni, dem Frohnleichnamsfeste, wollte Goethe in Rom sein, weil dann die herrlichen nach Raphael gewirkten Teppiche dort öffentlich ausgehängt wurden. Indem er sich nun zur Abreise rüstete, erfuhr er, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meere zu nehme. Jetzt befand sich unser Natur- und Kunstfreund in einer bösen Klemme. Er wäre gern sogleich hinausgefahren; aber die nöthigen Abschiedsbesuche nahmen die übrige Zeit in Anspruch. So mußte er sich denn begnügen, sobald es Nacht geworden war, nach dem Molo zu eilen, und bewunderte hier alle die Feuer und Lichter mit ihren Widerscheinen, die im bewegten Meere schwankten: die Lampen des Leuchtthurms, die Sterne des Himmels, den Vollmond in seiner ganzen Pracht neben dem Sprühfeuer des Vesuvs, und die Lava auf ihrem glühenden, ernsten Wege. Er konnte sich an dem Anblick nicht satt sehen und blieb, unter der zu- und abströmenden Menge, auf dem Molo sitzen, bis ihm die Augen zufallen wollten. Auf den folgenden Abend, den letzten, den er in Neapel verlebte, hatte er noch der Herzogin

*) S. Bd. 40, S. 114 ff. seiner sämmtlichen Werke (Ausg. in 40 B.), wo der Aufsatz unter der Ueberschrift „Architektonisch-naturhistorisches Problem“ mitgetheilt ist.

von Giovane, die auf dem königlichen Schlosse wohnte, einen Besuch versprochen. Durch viele Treppen und Corridore wandernd, fand er sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer Seite die Fensterläden verschlossen waren. Indem sie hier in einem interessanten literarischen Gespräch auf- und abgingen, brach die Dämmerung ein. Da stieß die Herzogin plötzlich einen Laden auf, und vor Goethe stand ein Bild, wie er es in seinem Leben nie wieder sehen sollte: in der Mitte der Vesuv; die herabfließende Lava, nach längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühend und den begleitenden Rauch vergoldend; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe — und endlich der Vollmond, hinter dem Bergrücken hervortretend, der bald wie eine zweite Sonne glänzte. Goethe vergaß über dem Anschauen, wie spät es wurde, so daß ihn zuletzt die Herzogin auf den nahen Augenblick aufmerksam machen mußte, wo ihre Gallerieen klostermäßig abgesperrt wurden.

Am nächsten Tage, dem Dreieinigkeitsfeste, fuhr er durch das unendliche Leben Neapels halb betäubt hinaus; jedoch vergnügt, „daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb.“ Von Kniep schied er, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden.“

Den zweiten Aufenthalt in Rom theilen wir, der leichtern Uebersicht wegen, in zwei Abschnitte, von denen der erste bis zum 25. September reicht, dem Anfange einer Land-Saison oder Villeggiatur zu Frascati, Albano und Castel Gandolfo, welche eine mehrwöchentliche Unterbrechung in seinem römischen Leben bildete. Jene vier ersten Monate brachte er, ein paar kurze Ausflüge nach Tivoli und in die Gebirge von Albano und Frascati abgerechnet, ganz in der Hauptstadt zu.

Der feierliche Frohnleichnamstag, der 7. Juni, weihte ihn alsbald wieder zum Römer ein und beschwichtigte seine Sehnsucht na[ch] der imposanten Naturscene, die er in Neapel hinter sich gelasse[n]

nicht sowohl durch das fromme Festgewirre, als durch die An-
schauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen. Die wahre Be-
stimmung dieser Teppiche trat ihm hier recht klar entgegen; er s
Colonnaden und offene Räume durch sie zu prächtigen Sälen und
Wandelgängen umgestaltet. Mit immer wachsender Bewunderung
erfüllte ihn, je länger er sie betrachtete, die Weisheit der Composi-
tion, der sittliche Ernst, die ahnungsvolle Größe, die in dem Ganzen
waltete; und noch in späten Jahren bekannte er, daß das Studium
der Zeichnungen von Dorigny nach den Cartons zu den schönsten
Freuden eines langen Lebens gereicht habe. In dem römischen
Kunstelemente trat sogleich wieder sein alter Fleiß und Bildungseifer
an die Stelle des behaglich-träumerischen Wesens, womit ihn Neapel
und Sicilien anzustecken gedroht hatte. Schon am 20. Juni meldete
er den Freunden in Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke
gesehen, und sein Geist sich reinige und bestimme. In Begleitung
von Hackert besuchte er jetzt auf's Neue die Gallerie Colonna, welche
Poussin's, Claude's, und Salvator Rosa's Arbeiten enthielt, und
freute sich, daß Alles, was Hackert ihm über die Bilder sagte, seine
eigenen, früher gebildeten Begriffe nicht änderte, sondern nur erwei-
terte und bestimmte. „Wenn man nun gleich," schrieb er nach dem
Besuch der Gallerie, „wieder die Natur ansehen und wieder finden
und lesen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachge-
ahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt
den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich
will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradi-
tion, sondern Alles lebendiger Begriff ist." Angelica Kaufmann
führte ihn in die Farnesina. Er wußte die Bilder dieses Saals oder
vielmehr dieser Gallerie, die Fabel der Psyche darstellend, beinahe
auswendig; so oft hatte er daheim die bunten Copieen mit seinen
Freunden betrachtet. Jetzt beim Anblick der Originale mußte er sich
aber gestehen, daß es das Schönste sei, was ihm je von Decoration
zu Gesicht gekommen.

Als im August die wachsende Hitze ihm solche Räume wün-
schenswerth machte, wo er in Kühlung und Ruhe den Tag zubringen
könnte, bot gerade die Sixtinische Capelle dazu die schönste Gelegen-

heit. Michel Angelo war eben an der Tagesordnung und hatte die Verehrung der Künstler auf's Neue gewonnen; diese theilte sich den Liebhabern mit und so gab der reiche Kunstfreund Graf Frieß den Malern Bury und Lips den Auftrag, für ihn Aquarell-Copieen in der Sixtinischen Capelle anzufertigen. Goethe versäumte nicht, sich dabei einzufinden. Der gutbelohnte Custode ließ ihn durch die Hinterthür neben dem Altare ein, und mit einigem Mundvorrath ausgerüstet, hausete er darin Stunden lang nach Belieben, ja hielt sogar einmal, von der großen Tageshitze ermüdet, auf dem päpstlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsschlaf. Da wurden nun die unteren Köpfe und Figuren, die sich mit der Leiter erreichen ließen, sorgfältig durchgezeichnet, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen. Goethe war unermüdlich im Sehen und Aufmerken, und konnte nicht genug bewundern, wie viel hier durch Einen Mann geleistet worden. „Ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben," schrieb er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und lies't von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Einen neuen Anstoß gab der Ritter Worthley, der, aus Aegypten und Griechenland zurückgekommen, die mitgebrachten Zeichnungen wohlwollend sehen ließ. Einen unauslöschlichen Eindruck machten auf Goethe die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis; sein Interesse dafür war um so stärker, als er, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper jetzt ein besonderes Studium zugewandt hatte. Dann bildete die Ausstellung der Arbeiten der französischen Akademie zu Ende des Augusts wieder eine Epoche in dem regsamen Kunstleben, woran er sich so innig betheiligte. „Was ich thun kann, thue ich," meldete er in die Heimath, „ich häufe von allen diesen Begriffen und Talenten so viel auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit." Es war aber auch, als ob sich Alles zu seinen Gunsten verschworen hätte, damit er beladen mit einer Fülle der herrlichsten Kunstanschauungen in die Heimath zurückkehrte. So mußte denn gerade der Bildhauer Trippe

der Goethe's Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeiten sollte, auf einen unvergleichlichen, später berühmt gewordenen Apollokopf aufmerksam werden, der bisher unbeachtet in der Sammlung des Palastes Giustiniani gestanden hatte. Selbst daß der große Obelisk des Sesostris damals noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe lag, kam Goethe'n zu Statten; denn er konnte nun die zierlichen Figuren der Spitze, die, wenn er aufgerichtet stand, keinem menschlichen Auge erreichbar waren, betrachten und nachbilden lassen. Zur Belebung seines Interesses für die ägyptischen Kunstwerke gereichte die Ankunft des französischen Architekten Cassas, der von einer Reise in den Orient zurückkehrte. Er brachte nicht bloß Abbildungen von Pyramiden, sondern auch von manchen asiatischen Monumenten, z. B. eine Generalansicht der Ruinen von Palmyra, der großen Moschee von Jerusalem und vieles Andere mit, Alles sammt den umringenden Gegenden geschmackvoll mit der Feder umrissen und durch Aquarellfarben belebt.

Indem Goethe sich in diesem reichen Kunstkreise beschauend und, wie sich später zeigen wird, auch ausübend bewegte, war es natürlich, daß er jede Berührung mit der hohen- und vornehmen Welt abzulehnen und sein Halb-Incognito möglichst zu behaupten suchte. Man gab sich Mühe genug, ihn aus seiner fleißigen Stille herauszuziehen; namentlich wünschte der Cardinal Staatssecretär Buoncompagni seine Bekanntschaft; aber er spielte den Italiener mit den Italienern, wich aus, versprach, verzögerte, versprach wieder und ließ unterdessen die Zeit des Landaufenthaltes heranrücken, wo die Sache ganz in Vergessenheit kommen konnte. „Ich scheue mich," schrieb er in die Heimath, „vor den Herren und Damen, wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." So mied er auch alle zärtlichen Verhältnisse und Werther-Abenteuer, die ihn von seinem Hauptzweck hätten abhalten können. Ueber einen kleinen Ball im Garten hinter seiner Wohnung, wozu er auch eingeladen ward, schrieb er am 30. Juli: „Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." Dafür war aber sein Verkehr mit Künstlern um

ſo reger, und auf Rechnung eben dieſes Verkehrs können wir zum ...en Theil die innere Umwandlung ſetzen, welche Goethe in Italien ...ihr. Das friſche, jugendliche, natürliche, akademiſch-ungebundene Weſen, das den Kreiſen ſolcher Männer eigen iſt, die ſich freien, ...alen Beſtrebungen hingeben, die wechſelſeitige Duldſamkeit, die ſich dort zur entſchiedenſten Ausprägung der Individualität geſellt, die ſittliche und religiöſe Liberalität, die heitere Jovialität, die in ſolcher Atmoſphäre am leichteſten gedeiht, konnten auf Goethe nicht ...re Wirkung verfehlen. Je mehr er die Süßigkeit des jetzigen Lebens empfand, je verhaßter mußten ihm die verſchrobenen Geſellſchaftsverhältniſſe, von denen er ſelbſt an dem liberalen weimariſchen Muſenhofe nicht verſchont geblieben war, und die Siſyphuslaſt der Berufsarbeiten werden, an denen er ſich Jahre lang abgemüdet hatte.

Ueberblicken wir den Cirkel von Künſtlern und Kunſtliebhabern, der ihn hier umgab, ſo finden wir Hackert und Tiſchbein nur eine kurze Zeit demſelben angehörig, da ihre Verbindungen in Neapel ſie bald dorthin zurückrieſen *). In Tiſchbein's Charakter konnte ſich Goethe auch auf die Dauer nicht recht finden; er zeigte ſich nicht ganz ſo rein, natürlich und offen, wie Goethe es wünſchte; doch mußte dieſer ſeine vielen trefflichen Eigenſchaften hochſchätzen und blieb mit ihm in gutem Verſtändniß und lebendigem Briefverkehr. Sehr erfreulich geſtaltete ſich das Verhältniß zu Angelica Kaufmann und ihrem Gatten, dem Maler Antonio Zucchi aus Venedig. Angelica's große Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre

*) Tiſchbein hatte ſchon im December 1786 ein Bildniß von Goethe begonnen, das ſich jetzt der Vollendung näherte. Vergl. darüber außer Goethe's Briefen vom 29. December 1786, vom 17. Februar und vom 27. Juni 1787 noch die „Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder ꝛc." (herausgegeben von Wagner) S. 273 ff. Er ward in Lebensgröße dargeſtellt als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, im Freien zwiſchen Sitzen und Liegen auf einem umgeſtürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrund liegende Campagna di Roma gedankenvoll überſchauend. Neben ihm liegt ein verſtümmeltes Basrelief, die Erkennung der Iphigenie und des Oreſtes vorſtellend. Das Bild fand ſeinen Platz in des Dichters Vaterſtadt, in einem Saale des Freiherrn von Rothſchild. Keßler's „Gedenkblätter an Goethe" enthalten eine ſchöne Lithographie nach demſelben.

und Zarte, ihre schätzenswerthen Talente und eine unglaubliche B
scheidenheit machten ihren Umgang äußerst angenehm. Es sta
bald als hergebracht fest, daß Goethe an Sonntagen ihre wohlb
setzte Mittagstafel theilte, nachdem sie vorher zusammen durch ei
wahre Backofenhitze in irgend eine Gemäldesammlung gefahr
waren. Zur Tischgesellschaft gehörte dann auch regelmäßig der sch
hochbejahrte sachsengothaische und russische Hofrath Reiffenstei
einst der vertraute Freund Winckelmann's, der seit dem Anfange d
sechsziger Jahre in Italien ganz dem Studium des Alterthums un
der schönen Künste lebte und einen Jahrgehalt von der Kaiserin vo
Rußland bezog, ein Mann, der ungeachtet einiger Schwächen, wegen
seiner seltenen Güte und Würde des Charakters allgemeine Achtung
und Zuneigung in dem römischen Künstlerkreise genoß. Ein Mitglied dieses Kreises war ferner der Maler Hirt, schon längere Zeit
her in Rom dem Studium der alten und neuern Bau- und Bildwerke ergeben. Goethe hatte ihn schon in einem Briefe vom 17. November 1786 an Wieland empfohlen, und diesem für den Merkur
eine ganze Reihe von Aufsätzen Hirt's als Beiträge zur Kunst und
zur Kenntniß Roms angeboten, worauf aber Wieland in der Besorgniß, dadurch den Merkur in ein Kunst-Journal umzuwandeln,
eine ablehnende Antwort gab. Weiter hielt sich zu jenem Kreise der
schon erwähnte Moritz, obgleich selbst kein bildender Künstler. Er
war nach Rom gekommen, um durch eine Reisebeschreibung sich die
Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber tagtägliche Gespräche mit den Künstlern und
das fortwährende Anschauen vieler Kunstwerke ließen ihn den Plan
fassen, zunächst eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem
Sinne zu schreiben, wobei ihm der Verein belehrend an die Hand
ging. Auf Abendspaziergängen theilte er Goethe'n die Resultate
seines täglichen Studiums mit und füllte dadurch in dessen Kenntniß
der Antiquitäten manche Lücke auf eine bequeme Weise aus. Der
Schweizer Heinrich Meyer, der seit einigen Jahren in Rom studirte, die antiken Büsten in Sepia trefflich nachbildete und bedeutende Kenntnisse in der Kunstgeschichte besaß, gehörte auch schon zu
Goethe's Freunden, obwohl er als ein fleißiger, in der Anwendung
der Zeit gewissenhafter Künstler ihm weniger Stunden, als Andere

widmete. Seine Einwirkung auf Goethe beginnt erst in der letzten Zeit des Aufenthaltes in Rom stärker hervorzutreten. Dasselbe gilt von dem Maler Friedrich Bury aus Hanau *). Mit Lips war Goethe schon von der Lavater'schen Zeit her bekannt. Endlich ist noch des reichen englischen Buchhändlers Jenkins, des römischen Zeichners und Kupferstechers Volpato und des Grafen Frieß zu gedenken, des liberalen Kunst- und Literaturfreundes, in dessen Gesellschaftscirkel Goethe die Bekanntschaft des Abbate Casti machte und diesen eine seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen recitiren hörte.

Hatten die Versammlungen dieser befreundeten Männer in Goethe's Wohnung auf dem Corso, dem Palast Rondanini gegenüber, geraume Zeit keine Aufmerksamkeit erregt, so wäre er beinahe, gegen den 20. Juli, durch einen Vorfall ganz aus seinem Incognito herausgezogen worden. Als leidenschaftliche Bühnenfreunde wünschten er und seine Genossen, Frau Angelica, die nie das Theater besuchte, mit Cimarosa's Musik und der Virtuosität der Opernsänger bekannt zu machen. Bei den Letzteren stand unser Künstlerkreis in besonderer Gunst, weil von ihm, der eine der vordersten Bänke im Parterre einzunehmen pflegte, immer die lebhafteste Anerkennung, der lauteste Beifall ausging. Um so bereitwilliger nahmen Jene den Vorschlag auf, gelegentlich einmal in dem großen, kühlen Saale, den Goethe bewohnte, Cimarosa's Musik zum Besten zu geben. Die unvermuthete Ankunft des weimarischen Concertmeisters Kranz gab den Ausschlag zur Ausführung des Vorhabens. So ließ denn Goethe seinen Saal durch Juden und Tapezierer ausschmücken, übertrug einem benachbarten Kaffeewirth, die Erfrischungen zu besorgen, und lud seine Freunde und wem er eine Gegenartigkeit schuldig war, zu dem Concerte ein. Unter den offenen Fenstern versammelte sich in der schönen Sommernacht eine Masse von Menschen,

*) Er kommt in Goethe's Briefen aus Italien auch unter dem Namen Fritz der Zweite vor. Vgl. die Briefe Goethe's an seinen ersten Fritz (Friedrich von Stein) in den von Ebers und Kahlert herausgegebenen Briefen Goethe's und seiner Mutter (Leipzig 1847) S. 48 u. S. 50, wo es unrichtig heißt: „Herr Burg von Hanau, sonst Fritz der Zweite.“

die, als wären sie im Theater, die Gesänge weidlich beklatschten. Ja, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen hielt auf seiner nächtlichen Lustrunde unter den Fenstern still, ließ gleichfalls lebhaftes Beifallklatschen erschallen und gesellte dann eine von allen Instrumenten begleitete Baßarie aus eben der Oper hinzu, die man im Saale stückweise vortrug. Von oben wurde nun hinwieder voller Beifall gespendet, das Volk stimmte mit ein, und so ward das Privatconcert unsers Dichters zu einem öffentlichen römischen Nachtfeste.

Goethe ließ es sich nicht irren, daß er hierdurch in seinem ganzen Stadtviertel in den Ruf des Reichthums und vornehmer Geburt kam, und verharrete nach wie vor in seinem stillen Fleiße. Es war ihm nicht bloß um das Schauen, sondern auch um das Leisten zu thun; noch einmal war jetzt in Rom, besonders auf Hackert's Anregung, jener alte Wunsch erwacht, daß „die innere Schöpfungskraft, die seine Seele füllte, ihm in den Fingerspitzen nun auch bildend würde." Schon in der ersten Hälfte Juni's, wo er mit Hackert eine Excursion nach Tivoli machte, ließ er sich von diesem in der Kunst, „die Natur abzuschreiben" unterrichten. Dann heißt es zu Anfange Juli's: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Unter dem 22. Juli meldete er, er habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in seiner Gegenwart colorire. Am 31. wurden einige Mondscheine auf's Papier gebracht und „sonst allerlei gute Kunst getrieben." Und so heißt es auch noch in einem Briefe ohne Datum aus dem August, er müsse in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Als ihn aber, seit dem häufigen Besuche der Sixtinischen Capelle, in der letzten Hälfte des August „das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt," meinte er, mit dem Zeichnen gehe es gar nicht, und warf sich daher auf's Modelliren. Allein unter dem 15. September, wo er von dem bevorstehenden Aufenthalt auf dem Lande spricht, heißt es wieder: „Es wird dort recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich

mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse. Seinem eigenen rastlosen Eifer kamen aber auch alle Künstler, alt und jung, entgegen und halfen ihm, wie er schrieb, „sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern.“ So unterwies ihn Verschaffeldt, der Sohn jenes Mannheimer Directors *), in der Perspective, und Reiffenstein, der sich in der enkaustischen Malerei und der Kunst, Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen zu verfertigen, mit glücklichem Erfolge versucht hatte, gab ihm in Beidem die bereitwilligste Anleitung.

Der Kampf zwischen bildender Kunst und Poesie mußte einmal von Goethe bis zu völliger Entscheidung durchgekämpft werden, und aus diesem Kampfe sind auch dem Dichter große Vortheile erwachsen; sonst hätten wir es zu beklagen, daß er in Italien sich nicht ausschließlicher der Kunst gewidmet hat, wofür er von der Natur bestimmt war. Welche herrliche poetische Blüthen hätten sich nicht auf diesem Boden, in dieser Umgebung, in dieser freien und frohen Gemüthsstimmung entwickeln können! So aber beschränkt sich der dichterische Ertrag der vier Monate, die wir hier zunächst betrachten, auf die Vollendung seines Egmont und den Anfang einer Umarbeitung von Erwin und Elmire. An neuen poetischen Ideen fehlte es nicht, aber es kam Nichts über die erste dunkle Conception hinaus. Mit dem, was er über „allerlei Kunst“ gedacht, wollte er später seinen Wilhelm Meister recht anschwellen. Selbst an jene dramatischen Sachen hätte er auch vielleicht noch nicht die letzte Hand gelegt, wenn nicht das Erscheinen seiner Schriften bei Goeschen ihm ein Sporn gewesen wäre. Er erhielt die vier ersten Bände zugesandt und schrieb darüber am 22. September: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben.“

*) S. Thl. I, S. 311.

Zu dem Streit der Interessen für bildende Kunst und Poesie gesellte sich noch ein anderer, nicht minder bewegter. Das botanische ἓν καὶ πᾶν, das ihm in Sicilien zur Klarheit geworden war, die gewonnene Einsicht, daß in demjenigen Organe der Pflanze, welches wir als Blatt anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen sei, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne, dieser geniale Grundgedanke erlaubte keinen Stillstand, sondern trieb zu unablässigem Forschen vorwärts. Da ihm aber, um sich selbst aufzuklären, mündliche Mittheilung fast unentbehrlich war, so versuchte er es mit Moritz, und hatte die Freude, an ihm einen empfänglichen, immer selbst mit Schlüssen vorrückenden Schüler zu finden. Weniger mittheilend zeigte er sich über sein Grundprincip, die Kunstwerke zu erklären, obwohl es ihn auf Schritt und Tritt beschäftigte. Es war „eigentlich auch ein Columbisches Ei," wie er sagte, „ein Capitalschlüssel, der ihm das auf einmal aufschloß, woran sich Künstler und Kenner schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersucht und zerstudirt hatten." Die geliebte Göttin, die Natur, erschien ihm selbst als eine Künstlerin, die nach geheimen Intentionen und Ideen im Stoffe wirkt, aber in der Kreuzung so vieler äußerlichen Bedingungen, hinter ihren Absichten zurückbleibt. Das Schöne war ihm nun die wirkliche, reine Erscheinung jener Naturideen, und die Kunst die würdigste Auslegerin der Geheimnisse, welche die Natur ihren auserwählten Lieblingen deutbar genug entgegenbringt. „Die hohen Kunstwerke der Alten," schrieb er damals, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott!" Und an einer andern Stelle seiner Briefe heißt es: „Die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden."

Ungeachtet so Theorie und Ausübung, Kunst und Natur sich um sein Interesse stritten, und er, nach seinem eigenen Geständnisse, „vielleicht nie in seinem Leben operosere, mühsamer beschäftigte Tage zubrachte," als damals: so war er doch vielleicht auch nie in seinem Leben glücklicher und zufriedener. Denn er fühlte sich täglich, stünd-

lich von Außen bereichert, von Innen wachsend. Es war ihm, als wäre er „umgeboren, erneuert und ausgefüllt.“ Besonders freute es ihn, zwei „Capitalfehler“ entdeckt zu haben, die ihn bisher sein ganzes Leben hindurch verfolgt und gepeinigt hatten. Der eine war, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte, lernen mochte. Daher, meinte er, sei es gekommen, daß er mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Der andere, nahe verwandte Fehler bestand darin, daß er nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft hatte verwenden mögen, als dazu erfordert wurde. Man muß gestehen, daß diese Entdeckungen von der schärfsten und aufrichtigsten Selbstbeobachtung zeugen. Und so ward er auch noch auf einen dritten Mangel aufmerksam, der ihm bis dahin angehaftet hatte. „Gott sei Dank,“ schrieb er am 20. Juli, „ich fange an, von Anderen lernen und annehmen zu können.“ Er würdigte jetzt ganz den Vortheil, der in einem regen Tausche der Geister liegt, und erkannte das Bedenkliche des autodidaktischen Treibens. „Wenn man sich selbst lehrt,“ sagte er, „so ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer sein.“

Indem wir nun auf einen Augenblick die Darstellung seines zweiten Aufenthaltes zu Rom unterbrechen, wie er ihn selbst durch eine Villeggiatur von einigen Wochen unterbrach, haben wir zunächst den Egmont näher zu betrachten, der, obwohl in seiner ersten Conception und Bearbeitung sogar bis in die vorweimarische Zeit zurückreichend, doch jetzt erst zu seinem völligen Abschluß gelangte.

Diese Tragödie wurde schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen, und nach Goethe's eigener freilich nicht genau zu nehmenden Angabe beinahe „zu Stande gebracht“ *). Seine Hauptquelle war das treffliche Werk des Jesuiten Famiano Strada de bello Belgico, neben welchem er Emanuel von Meeren's „Niederländische Geschichte“ benutzte. Handlung und Charaktere mußten sich jedoch auch hier die Umwandlungen, die seine poetischen Zwecke erforderten, gefallen lassen. Er schrieb an dem Stücke fleißig in den letzten

*) Goethe's W., B. 22, S. 406.

Tagen vor der Uebersiedelung nach Weimar in der lebhaften Gemüthsaufregung, die sein Verhältniß zu Lili hervorgerufen hatte und diese Seelenstimmung, meint er, möge dem Drama wohl zu Gute gekommen sein, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht gut von einem ganz Leidenschaftlosen hätte geschrieben werden können.“ In Weimar ward es zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, im Frühjahr 1782, so gut es gehen wollte, zu einem gewissen Abschluß gebracht, und am 5. Mai an Möser's Tochter abgeschickt. Aber erst in Rom sollte das Stück zu einer den Dichter selbst befriedigenden Vollendung gedeihen. Am 5. Juli 1787 meldete er, sein Egmont sei in der Arbeit, und er hoffe, er werde gerathen; wenigstens habe er immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn noch nicht betrogen hätten. Der erste Act sei in's Reine und zur Reife, es seien ganze Scenen im Stücke, an die er nicht zu rühren brauche. „Ich bin fleißig,“ berichtet er am 9. Juli weiter, „mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scenen spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten.“ Am 16. Juli war er schon bis in den vierten Act gekommen, am 30. damit so gut wie fertig. „Ich fühle mich recht jung wieder,“ fügt er dieser Nachricht bei, „da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!“ Ein Brief endlich vom 5. September beginnt: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon im Voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet.“

Es wäre gewiß von Interesse, genau zu wissen, was von dem Stücke der Frankfurter, der Weimarischen und der Römischen Zeit angehört; allein die uns hierüber hinterlassenen Andeutungen sind sehr unzureichend, und das Chorizontengeschäft nach dem Eindruck anzustellen, den die verschiedenen Scenen machen, hat sein Bedenkliches, indem wahrscheinlich nur wenige Scenen später ganz neu hinzugekommen, dagegen die meisten überarbeitet und manche Lücken *darin ausgefüllt* worden sind. So viel dürfen wir aber als sicher

annehmen, daß, wie die Conception, so auch die Hauptmasse der Ausführung dem Jahre 1775 zugehört, und daß namentlich die mehr in Shakespeare's Styl oder in niederländischer Art behandelten Partieen (von den Brüsseler Volksscenen hörten wir ihn oben es selbst bekennen) schon damals bis in's Einzelne ausgearbeitet wurden. Ein ziemlich großer Theil des vierten Aufzuges scheint gegen Ende 1778 entstanden zu sein; von der Scene zwischen Alba und seinem Sohne und dem Monologe Alba's berichtet Riemer es ausdrücklich, daß sie zu Anfange des Decembers 1778 gedichtet worden. Andere Partieen, die sich dem idealisirenden Style Tasso's und der Iphigenie annähern, wie die zweite Scene des fünften Actes (Egmont allein im Gefängniß) und noch Vieles aus diesem Aufzuge möchte man der Italienischen Zeit zutheilen; die Sprache geht hier stellenweise in förmliche Rhythmen über, häufig in fünffüßige Jamben, bisweilen in jambische Senare oder in Alexandriner, z. B.:

> Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen,
> Gleich Seifenblasen, dir vom Haupte weggewiesen,
> Warum vermagst du nicht die Ahnung wegzuscheuchen,
> Die tausendfach in dir sich auf und nieder treibt?

Mit Sicherheit läßt sich jedoch von diesen Partieen die Entstehungszeit nicht angeben, da eine solche rhythmische Prose ja auch in der ältesten Form der Iphigenie erscheint und also Goethe'n schon in den ersten Weimarischen Jahren geläufig war. Nach der Zeit zu urtheilen, die er in Italien auf die einzelnen Acte verwandt, muß er allerdings zum fünften Aufzuge das Meiste hinzugethan haben. Der opernartige Schluß gehört wohl ziemlich sicher dieser Epoche an und gibt den Einfluß von Goethe's damaliger Beschäftigung mit dem Singspiele zu erkennen.

Daß ein Drama, dessen Gestaltung sich durch zwölf Jahre hindurchzieht, nicht, gleich dem Götz und Clavigo, wie aus Einem Guße hervorgegangen aussieht, darf uns nicht Wunder nehmen. Indeß können wir nicht in das Urtheil einstimmen, daß die ungleichartigen Bestandtheile des Stückes ganz unverbunden neben einander liegen, sondern finden sie vielmehr so glücklich mit einander verschmolzen, als bei der Heterogeneität der Theile nur immer möglich

war. Die Götzischen Volksscenen stechen gegen die in edlerm Styl gehaltenen Partieen gewiß nicht stärker ab, als so manche possenhaft humoristische Scene bei Shakespeare gegen eine benachbarte hoch pathetische. Und was besonders das Verletzende der Ungleichartigkeit im Egmont mildert, ja aufhebt, das ist, daß sich das Stück im Ganzen mit jedem Acte stufenweise zu dem idealisirenden Tone emporhebt, bis es zuletzt mit lyrischem Schwunge ausklingt.

Diese Verknüpfung des frühern individualisirenden Styls, wie ihn Götz von Berlichingen zeigt, mit dem idealisirenden spätern Dramen in Einem und demselben Stücke ist jedoch nicht ganz allein auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß die Entstehung desselben so verschiedenen Entwickelungs-Epochen des Dichters angehört. Wäre auch das Drama im Jahre 1775 vollendet worden, so würde es ohne Zweifel immer noch, mit dem Götz verglichen, eine Annäherung zur strengern, beschränktern Form kundgegeben haben. War der Dichter doch schon mittlerweile im Clavigo, bei einem freilich einfachen Sujet, zur regelmäßigern Gestaltung des dramatischen Stoffes zurückgekehrt. Nachdem er sich einmal im Götz den Shakespeare, wie er es selbst ausdrückt, größtentheils „vom Halse geschafft," mußte sein angeborner Formsinn sich wieder stärker geltend machen. Wie uns jetzt der Egmont vorliegt, hat er eine sehr einfache und symmetrische Gliederung, und ist, wenn auch nicht nach den griechisch-französischen Regeln gebaut, doch sehr weit von dem stürmischen Scenengewühl des Götz entfernt. Der ganze Stoff zerfällt durch die Acteinschnitte in gut gesonderte Gruppen, und die Scenen der einzelnen Aufzüge sind, wie Riemer treffend bemerkt, gewissermaßen antistrophisch an einander gereiht.

Weicht nun hierin unser Drama vom Götz von Berlichingen ab, so ist es ihm dagegen in einer andern Beziehung innig verwandt. Auch hier bildet weder eine außerordentliche Handlung, noch eine besondere Leidenschaft den innersten Kern des Stückes, sondern ein Charakter ist sein Gegenstand; die Einheit liegt im Helden. „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit," sagt Schiller in seiner bekannten Recension, „keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, Nichts von dem Allen; eine bloß Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde

die beinahe durch Nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allem Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen." Warum Goethe dieser Gattung des Drama's treu bleiben mußte, hat Ulrici in seinem Werke über Shakespeare's dramatische Kunst vortrefflich erörtert; die Ursache lag in seiner ganzen Weltanschauung. Der Grundton des ganzen Goethe'schen Zeitalters und der organische Mittelpunkt der Goethe'schen Poesie ist das lebendige Bewußtsein der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das sich in dem Ringen nach einer unbegrenzten Freiheit, in dem Streben, alle Fesseln, auch die innersten, geistigsten, zu zerbrechen, äußert, und sich in Faust auf seinem Gipfelpunkte zeigt. Daraus folgt nun, daß von einem historischen Drama im Shakespeare'schen Sinne bei Goethe nicht füglich die Rede sein kann. „Denn die Geschichte," sagt Ulrici, „hört auf Geschichte zu sein, wenn sie nur aus der Subjectivität einzelner Helden oder bedeutender Männer hervorfließen, nur darin sich concentriren und abspiegeln soll. Götz von Berlichingen und Egmont haben zwar einen historischen Charakter; in der That aber ist es nicht die Geschichte, sondern nur das Leben und der Charakter Götzen's und Egmont's, was zur unmittelbaren Anschauung kommt; und will man daher das geschichtliche Element in ihnen urgiren, so kann man sie nur als dramatische Biographieen, nicht als historische Dramen gelten lassen. Denn die Objectivität des allgemeinen Lebens und Geistes der Zeit, Charakter und Schicksal der Völker, die großen historischen Verhältnisse und Zustände, kurz das Geschichtliche, das überall über das Einzelleben hinausragt, kommt nur so weit zur Darstellung, als es zur Charakteristik jener Männer nöthig war. Diese Objectivität greift außerdem nicht unmittelbar thätig in die Action ein, sondern bildet nur einen passiven, repräsentativen Hintergrund, oder wirkt höchstens durch Unterlassungen und Hemmungen auf negative Weise."

Fragt man, wie Goethe gerade auf diese Partie der Geschichte, die im Egmont behandelt ist, und auf diesen Charakter geführt ward, so gewinnen wir die zuverlässigste Antwort, wenn wir seine eigenen zerstreuten Andeutungen zusammenstellen. „Im Götz von Berlichingen," sagt er, „hatte ich das Symbol einer bedeutenden

Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt," d. h. auf einem bedeutungsvollen historischen Hintergrunde hatte er ein Charakterbild entworfen, wie er es aus seinem eigenen Innern mit reichem Leben, mit „interessantem Detail" ausstatten konnte. Jetzt wünschte er auf politischem Hintergrunde einen ähnlichen Charakter auszuführen, welcher gleichfalls Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute wäre, und so gewann die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, und darin vor Allem der „menschlich ritterliche" Egmont seine Aufmerksamkeit. Um aber das Bild mit größerer Liebe ausführen, um sich selbst in seinem Helden voller und reiner reflectiren zu können, verwandelte er den bejahrten historischen Egmont in einen jugendlichern, den Hausvater in einen Unbeweibten, den durch mancherlei Verhältnisse Begrenzten in einen Freien und Unabhängigen, und gab ihm nun die Eigenschaften, die er selbst besaß, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich und Anderen, die freie Kühnheit, die Unerschrockenheit und Großmuth, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die er auch seinem Clavigo geliehen hatte. So ward Egmont ein Abbild des Dichters selbst, und man darf behaupten: Goethe würde, wenn ihn als Jüngling das Schicksal auf einen ähnlichen Schauplatz gesetzt hätte, nicht viel anders, als Egmont, sich den Weltereignissen gegenüber gestellt haben; sie hätten ihn nicht abgehalten, das Dasein zu genießen, und, wie Schiller von Egmont sagt, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem gefährlichen Wege fand. Ja, es läßt sich in gewisser Beziehung Egmont als eine poetische Anticipation Goethe's betrachten, wie dieser sich nachher den großen Zeitereignissen gegenüber verhielt, wie er in der Champagne unter Mühen und Gefahren den heitersten Sinn, das offenste Auge für alles Schöne bewahrte, unter dem Zusammensturz aller politischen Verhältnisse sich an Kunst und Wissenschaft labte, und in die „Verwüstung hinein harfenirte" *).

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in Egmont und Götz die Idee der Freiheit verherrlicht hat, die er später in den „Aufgeregten" und im „Bürgergeneral" satirisch angegriffen. Um diesen anscheinenden Widerspruch zu lösen, braucht man nicht einmal

*) Weissagungen des Bakis, Nr. 11.

in Betracht zu ziehen, daß jene vor, diese nach der französischen Staatsumwälzung gedichtet worden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, wie wenig die beiden Paare von Dramen unter einem solchen Gesichtspunkte einander entgegengesetzt werden können. Greift Goethe in den späteren Dramen die politischen Neuerer an, so steht er in den beiden älteren nicht minder auf conservativem Standpunkte. Vom Götz ist dieß früher von uns nachgewiesen worden, und vom Egmont deutet der Dichter es selbst an, daß er auf der Seite althergebrachter Zustände sei, die sich vor dem revolutionären Treiben strenger, gut berechneter Despotie nicht halten könne. Und dann bildet ja nicht sowohl die Begeisterung für Volksfreiheit, als vielmehr das Vollgefühl seiner persönlichen Freiheit den Nerv seines Charakters. Gerade wie Götz, und wie der Dichter selbst, will er mitten unter den Beschränkungen und Gefahren der Zeit, und diesen Gefahren zum Trotz, seine volle Persönlichkeit frei und froh entfalten. Wie sollte sich auch ein Charakter, wie Schiller den Goethe'schen Egmont treffend skizzirt, „ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Anderen, liebenswürdig, sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — wie sollte dieser Charakter sich zu einem politischen Freiheitshelden qualificiren? Zwar haben seine Gastmahle und Gelage, wie die Regentin sagt, „den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte." Seine Scherzreden setzten die Gemüther des Volkes in Bewegung, der Pöbel stutzte über die neuen Livreen, die thörichten Abzeichen seiner Bedienten. Aber der scharfblickende Machiavell erkannte die Absichtslosigkeit dieser Possen. Und Egmont nennt sie selbst ein Fastnachtsspiel, „Thorheiten, in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, kurze bunte Lumpen, die ein jugendlicher Muth um des Lebens arme Blöße hängt." Er ist bei aller Freundlichkeit gegen das Volk ein ächter Aristokrat, der von den Adelsprivilegien Nichts wegzugeben gesonnen ist. Der Gedanke aber, sich des Einflusses, den er auf das Volk hat, zur Vertheidigung jener Privilegien zu bedienen, liegt ihm sehr fern; er ermahnt die Bürger, sich nicht auf den Straßen zusammenzurotten.

„Ein ordentlicher Mann," ruft er ihnen zu, „der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Dem Herzog Alba gegenüber erscheint er allerdings als ein kühner Wortführer der Freiheit; allein gerade die Kühnheit, womit er spricht, beweis't, daß er sich nicht als Volksführer gegen die despotischen Anschläge des Königs denkt. Den letzten schweren Gang zum Tode erleichtert er sich freilich durch die Vorstellung, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle; aber er ist zum Märtyrer derselben geworden, nicht weil er ein heroisches Wagestück für sie unternommen, sondern weil ihn dämonische Arglosigkeit verblendete.

Bekanntlich vermißte Schiller im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und konnte es nicht billigen, daß in dem Trauerspiel aus einem Gatten und Vater zahlreicher Kinder ein unverheiratheter Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht sei; durch diese Verwandlung habe der Dichter den ganzen Zusammenhang in Egmont's Verhalten zerstört. Jetzt erscheine sein Bleiben, welches beim historischen Egmont in der zärtlichen Sorge für die Familie begründet gewesen, durchaus nicht gehörig motivirt. Das Letztere muß man bestreiten. Das Betragen des Goethe'schen Egmont's ist vollkommen durch seinen Charakter motivirt, und dieser Charakter ist ganz in sich zusammenhängend und poetisch wahr. Daß es ihm an Größe fehle, kann man zugeben, und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. „Nach Schiller's Idee," sagt Hoffmeister, „wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höheren Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, wenn er sie so herrlich lös'te?" Oder, wie wir lieber sagen würden, wer kann es ihm verdenken, daß er den Charakter so auffaßte und darstellte, wie er in dem Kreise seiner Lebensansicht und innern Erfahrung lag? Goethe hatte nun einmal nicht den heroischen Sinn Schiller's, welcher von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst verlangte, die nur im Streben nach höheren Zielen leben. „Schiller's ganzer Tadel," fügt Hoffmeister treffend hinzu, „stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde, welches er

Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist" *).

Ueber die anderen Charaktere des Stückes müssen wir uns kürzer fassen. Oranien, den eine einzige Scene meisterhaft zeichnet, bildet in mancher Rücksicht einen Contrast zu Egmont. Scharfblickend, vorsichtig, diplomatisch, entschlossen, ist er der Mann, wie ihn ein unterdrücktes Volk, das sich der Tyrannei erwehren will, als Haupt bedarf. Er steht immer, nach seinem eigenen Bekenntniß, wie über einem Schachspiel und hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend; ihm däucht es Pflicht, Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Der Gedanke, vor dem sich Egmont entsetzt, daß ein kühner Schritt von Seiten der Fürsten sogleich den Krieg entzünden und Tausende dem Verderben weihen werde, vermag ihn nicht zu entmuthigen. Er fühlt seinen Werth und antwortet: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen."

Den Charakter der Regentin hielt Schiller für entbehrlich, und ließ ihn bei der Bühnenbearbeitung des Stückes weg. Das Publikum vermißte ihn ungern, und Goethe opferte diese Figur nur mit Widerstreben, fand aber in Schiller's „grausamer Redaction" doch eine solche Consequenz, daß er sie nicht wieder einzulegen wagte. Noch im spätesten Alter sprach er sich mißbilligend über jene Redaction gegen Eckermann aus. Dieser äußerte, es scheine ihm in vielfacher Hinsicht nicht gut, daß die Regentin fehle, denn nicht allein, daß das Ganze durch die Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter gewinne, so sehe man auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den spanischen Hof, durch ihren Dialog mit Machiavell reiner und entschiedener hervortreten. „Ganz ohne Frage," er-

*) Goethe sagte selbst in den Gesprächen mit Eckermann (I, 327): „Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will („und kann," hätte er hinzusetzen können), und darnach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.

wiederte Goethe; „und dann gewinnt auch Egmont durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Clärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmont's ganze Liebe besitzt. Dieses sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf." Eckermann bemerkte noch, es wolle ihm scheinen, daß auch, bei den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur zu schwach erscheine, und durch die Regentin das Gemälde mehr Gleichgewicht erhalte. Auch dieser Ansicht stimmte Goethe bei, indem er hinzufügte: „Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war." Der Charakter der Fürstin ist meisterhaft ausgeführt; sehr heterogene Elemente, hohe Regentenweisheit, durch vieljährige Erfahrung in Staatssachen gereift, und weibliche Reizbarkeit und Neigungsbedürftigkeit sind zu einem lebendigen und wahren Bilde verschmolzen. Eben so hat der Dichter ihren Vertrauten, Machiavell, mit wenigen Strichen als einen Mann von dem klarsten und feinsten politischen Scharfblick gezeichnet — freilich eine anachronistische Figur, wenn Goethe dabei den (1527 gestorbenen) berühmten Florentiner im Sinne hatte.

In Betreff Clärchen's mußte Goethe sogleich von den Weimarischen Freunden, denen er zuerst das fertige Stück mitgetheilt hatte, mancherlei Ausstellungen vernehmen. Herder's Bedenken waren ihm nicht ganz klar, doch es schien ihm, daß dieser „eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin vermisse." Darauf antwortete der Dichter: „Da ich das Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit ihrem Geliebten nachgeht (oder vielmehr vorangeht, wogegen sich vielleicht Einiges erinnern ließe), und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischen-Nuance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppen-

und Lattenwerks die Schattirungen, die ich eben herεrzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind.“ Er hätte, wie uns scheint, nicht bloß hinzufügen können, was wir ihn oben aussprechen hörten, daß Clärchen durch die Neigung der Fürstin zu Egmont gehoben wird, sondern auch, daß die reine, entsagungsvolle Liebe des edeln Brackenburg einen höhern Glanz auf Clärchen wirft; und darin möchte wohl eine Hauptbestimmung Brackenburg's liegen, dessen tieftragisches Schicksal jedoch auf Kosten der Gesammtwirkung vielleicht etwas zu einläßlich dargestellt ist.

Goethe's Weimarische Freundinnen tadelten ferner noch das allzu laconische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Darüber beruhigte den Dichter seine Freundin Angelica zu Rom. Abgesehen davon, daß in jener Scene Clärchen's nur auf eine untergeordnete Weise gedacht werden dürfe, um das Interesse des Abschiedes von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war, so meinte Angelica, es sei dasjenige, was man von dem Helden mündlich erklärt wünschte, in der Erscheinung implicite enthalten. Da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohlgefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.

Sehr unvortheilhaft urtheilte, wie bekannt, Schiller über die Traumerscheinung; er fand, daß man dadurch aus der wahrsten und rührendsten Situation mit einem Salto mortale in eine Opernwelt versetzt werde, während Riemer im Gegentheil in der Vision di ächte künstlerische Katharsis des Stückes sah. Näher, als das F und Wider dieser Frage zu erörtern, liegt es uns nachzuweisen, ein solcher Abschluß aus einer tiefen Eigenthümlichkeit Goethe's

mit Nothwendigkeit hergeflossen sei. Wie seine Mutter sich vor jeder heftigen und gewaltsamen Gemüthsbewegung hütete, so mied er auch mit zunehmenden Jahren mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke; ja, er sprach sich im Jahre 1797 in einem Briefe an Schiller die Fähigkeit zur Tragödie ab, weil sie ihn zu mächtig erschüttere. Er habe tragische Situationen, schrieb er, lieber abgelehnt als aufgesucht, indem ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen; er kenne sich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob er eine wahre Tragödie schreiben könne, aber er erschrecke bei dem Gedanken an das Unternehmen, und sei überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne. Diese gewaltsame Wirkung des Tragischen auf ihn war aber in seiner ganzen Weltanschauung begründet. Ihr zufolge war ihm das Tragische, wie Ulrici trefflich erörtert hat, die Vernichtung des menschlich Edlen, Großen, Schönen in und durch sich selbst, die innere Unmöglichkeit, seine eigene Idealität, seine Freiheit und Unendlichkeit durch sich selbst zu verwirklichen und in sich selbst zu behaupten, — mithin etwas ganz Allgemeines, alle Menschen, das ganze menschliche Dasein Treffendes. Vergleicht man damit das Tragische, wie es Shakespeare zufolge seiner Weltansicht aufgefaßt, so stellt sich dieses nicht als ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen dar, sondern es ist nur, weil und sofern das menschlich Große und Edle der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft sich hingibt, oder sein Recht mit verletzender Einseitigkeit verfolgt. Hieraus erhellt, warum für Goethe das Tragische herber, erschütternder, niederbeugender sein mußte; ihm fiel der tragische Held ohne eigentliche Schuld dem Schicksal anheim. Dieses tritt in Egmont besonders deutlich hervor. „Die eigentliche Ursache seines Unterganges," sagt Ulrici treffend, „ist die innere Unmöglichkeit, die volle wahre Freiheit, die ihm vorschwebte, eine Freiheit von aller Sorge, Vorsicht und Besonnenheit, eine spielende, mit der Liebe vermählte Freiheit, der das Leben nur ein bunter, heiterer Frühlingstag ist, zu erringen und zu behaupten." Und dieses Ideal der Freiheit wird nicht vom Dichter für ein falsches, und Egmont's Schicksal nicht als Strafe für eine Verirrung aufgefaßt; vielmehr steht er ganz auf der Seite seines Helden und muß daher um so schmerzlicher mit ihm leiden. Auch ist

er weit entfernt, den Egmont Reue über seinen Leichtsinn äußern zu lassen. Als Ferdinand diesem andeutet, daß er ihn nicht ganz von eigener Schuld freisprechen könne, antwortet er: „Dieß sei bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen, dieser Gedanken entschlage ich mich leicht." Stellte sich nun hiernach unserm Dichter das Tragische nothwendig herber und schneidender dar, so mußte er um so mehr den Eindruck desselben durch künstlerische Mittel zu mäßigen und zu mildern suchen, und so zog er, vielleicht weniger mit Bedacht, als aus dunkelm Instinkt, die versöhnende und beschwichtigende Macht der Musik heran und spielte den Gegenstand zuletzt in eine mehr phantastische Region hinein, um dem Gemüthe eine größere Freiheit zu geben.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte sich auch am besten die Einführung Ferdinand's erklären, den der Dichter aus einem blutdürstigen Spanier, wie die Geschichte Alba's Sohn darstellt, in einen für Egmont und seine Tugenden schwärmerisch begeisterten Jüngling umgewandelt hat. Einsam, in seinem düstern Kerker, sitzt Egmont, nach Anhörung des Todesurtheils dem vollen Eindruck seines entsetzlichen Schicksals hingegeben. Woher soll er Trost und Erhebung schöpfen? Religiöse Tröstungen liegen dem heitern Weltkinde so fern, wie sie Goethe'n selbst, zumal in der italienischen Periode, lagen. Als eine Strafe, eine Buße für Vergehen und Fehler, kann er sein Geschick nicht hinnehmen, denn er ist sich keiner Schuld bewußt. Der Gedanke, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle, kann ihn unmöglich tief durchdringen, wenn er ihn gleich gegen das Ende des Stückes ausspricht; denn er muß sich im Innersten sagen, daß der Genuß an der Fülle, Freiheit und Schönheit seines eigenen Daseins die Haupttriebfeder seines Lebens gewesen. Einem solchen Gemüth kann ein frischer Todesmuth nur aus einem Blicke auf das reiche, volle Leben zurück erwachsen; und diesen Blick eröffnet unserm Helden der begeisterte Verehrer und Bewunderer. „Durch ihn," gesteht uns Egmont selbst, „bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls." Und zu Ferdinand sagt er: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut;

an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich mein Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen, hätte endigen können. Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt.“ Die Liebe des jungen Freundes zersprengt die Fesseln, womit die Ungerechtigkeit, die er dulden muß, sein Innerstes umschnürte; der verzweifelnde Gram desselben ruft seine Fassung und seinen Muth zurück. Und so dient der Charakter Ferdinand's ganz besonders zur Milderung und Mäßigung der tragischen Katastrophe, zur Katharsis des Stückes.

Was endlich die in den Volksscenen erscheinenden Charaktere betrifft, so hat Schiller die Genialität, womit sie ausgeführt sind, unbedingt anerkannt und trefflich entwickelt. „Nicht genug,“ sagt er, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — Nichts ist vergessen, Nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter.“ Und so liefe denn auch hier unsere Betrachtung auf dieselbe Bemerkung, wie beim Götz, hinaus *), daß Goethe nach einer Seite

*) Vgl. Thl. II, S. 84 ff.

hin wenigstens ein ausgezeichnetes Talent für das historische Drama besaß und mit Shakespeare um den Siegeskranz in dieser Gattung hätte ringen können, wenn nur nicht seine durch den ganzen Zeitgeist begünstigte subjective Richtung mit dem rechten historischen Sinne so unverträglich gewesen wäre.

Viertes Capitel.

Villeggiatur in Frascati und Castel Gondolfo. Die schöne Mailänderin. Rückkehr nach Rom. Kayser. Interesse für Musik und musikalisches Drama. Verzichtleistung auf die Praxis der bildenden Kunst. Carneval. Faust fortgesetzt. Vorbereitungen zur Abreise. Aufbruch von Rom. Zwei Anakreontische Gedichte. Künstlers Erdenwallen und Apotheose. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella.

Nachdem gegen den 25. September die große Hitze etwas nachgelassen hatte, führte der Hofrath Reiffenstein unsern Dichter, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati hinaus. Hier trat nun das Landschaftszeichnen, welches in der letzten Zeit dem Interesse für die menschliche Gestalt und jenen Bemühungen in der Pasten-Fabrikation und Enkaustik hatte weichen müssen, wieder auf's Lebhafteste hervor. Mit einem Landsmanne, Georg Schütz, von Frankfurt gebürtig, einem geschickten Künstler, wenn gleich nicht von eminentem Talent, wegen eines gewissen behaglich anständigen Wesens von den Römern il barone genannt, streifte Goethe den ganzen Tag im Freien und selbst noch Abends in den Villen umher, beim herrlichsten Mondschein die frappantesten Motive nachzeichnend, worauf man sich in einem wohleingerichteten Privathause, in welchem Reiffenstein den Wirth machte, um einen großen Ahorntisch zu unterrichtender, aber oft auch neckischer Unterhaltung versammelte. Mitunter wurde eine kleine Excursion nach Albano gemacht und auch auf diesem Wege manche interessante Skizze hingeworfen, oder,

wie Goethe sich ausdrückt, „viele Vögel im Fluge geschossen,“ auc
wohl nach der Hauptstadt in die Oper, wo dann die deutsche Künst
lerbank dem befreundeten Sängerpersonal kräftig Beifall zuklatscht
und sich im hellen, vollgedrängten Saale für die vermißte Himmels
freiheit entschädigte.

In dem stillern Leben zu Frascati, nicht mehr von dem zahl
reichen römischen Künstlerkreise und den Kunstwerken der Hauptstad
umringt, gedachte er oft auf seinen Wanderungen und über den
Zeichnen, so glücklich er sich fühlte, der Weimarischen Freunde mi
Sehnsucht. Namentlich stand Herder jetzt seinem Herzen wieder seh
nahe. Das Büchlein „Gott,“ und die Fortsetzung der „Ideen,“
welche dieser ihm sandte, las er mit dem größten Interesse, obwoh
sie in seine eigene innere Entwickelung unmöglich ganz harmonirend
eingreifen konnten, und spendete dem Verfasser das reichste und
freundlichste Lob. Weimar stand doch immer zuletzt als der Hafen
vor seiner Seele, wo er die Fülle seiner Schätze auszuschiffen und zu
jahrelanger Ergötzung seiner Freunde zu entfalten gedachte. Nichts
Unwillkommeneres hätte jedoch ihm begegnen können, als wenn diese
in Italien ihn durch einen Besuch überrascht hätten. Er fühlte, daß
seit dem Abschied vom Vaterlande seine Art, die Dinge zu sehen, sich
weiter und weiter von der ihrigen entfernt hatte, daß sie noch allerlei
chimärische Vorstellungen und Denkweisen des Nordens mitgebracht
haben würden, von denen er sich unter dem himmelblauen Gewölbe
des südlichen Himmels befreit hatte. Durch Irren und Halbgewahr-
werden, ja selbst durch Eingehen in seine Denkart hätten sie ihn ge-
stört und so den innern Frieden verscheucht, der ihn hier beseligte.
Er bemerkte daher mit Unruhe, daß sein Beispiel und seine Glück
und Befriedigung athmenden Briefe in dem kunstliebenden Kreise
der Herzogin Amalia, dem von jeher Italien als das neue Jerusa-
lem wahrer Gebildeten galt, den Entschluß hervorgerufen, ihm nach-
zufolgen und das gleiche Glück zu kosten. Von der einen Seite
machten die Herzogin und ihre Umgebung, von der andern Herder
und der jüngere Dalberg Anstalt, über die Alpen zu gehen. Goethe
war entschlossen, ihre Ankunft nicht abzuwarten, und suchte einstwei-
len die Ungeduld der Herzogin zu beschwichtigen. Durch einen aus-
führlichen Brief redete er ihr den Plan aus, die Reise schon im

October anzutreten, wo der Umschlag des Wetters gerade beim Eintritt in das schöne Land ihr den ersten Eindruck hätte verderben können.

Gereichte Goethe'n schon der Aufenthalt in Frascati zur Abspannung von dem unausgesetzten Fleiße, womit er seine Zeit in Rom benutzt hatte, so war dieß noch in höherm Grade mit einer förmlichen Villeggiatur zu Castel Gondolfo der Fall, die er etwa vom 6. bis zum 24. October bei mildem, durchaus heiterm und herrlichem Wetter genoß. Er war dort mit Reiffenstein bei dem wohlhabenden Kunsthändler Jenkins einquartirt, welcher ein stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, bewohnte. Nach und nach fand sich eine große Anzahl von Gästen ein, unter Andern Angelica und ihr Gemahl, der Schwager von Mengs mit seiner Frau, eine hübsche römische Nachbarin von Goethe, nicht weit von ihm im Corso wohnend, nebst ihrer Mutter, eine schöne Mailänderin, Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, u. s. w. Unter diesen gestaltete sich nun sogleich ein geselliges Leben, wie an einem Badeorte. Morgens machte sich Goethe bei Zeiten auf seine artistische Wanderung in's Gebirge hinaus, gehörte aber nach seiner Rückkehr für den ganzen übrigen Tag der Gesellschaft an, unter welcher gemeinschaftliches Frühstück und Mittagsessen, Spaziergänge, Lustpartieen, ernst- und scherzhafte Unterhaltungen schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit hervorriefen. Für die Abende fehlte es nicht an einem Theater, wo ein Schuster als Pulcinell sie mit schlagenden bon-mots ergötzte.

In diesem vergnüglichen Leben zeigte sich denn auch, daß jene zärtliche Ader in unserm Dichter nicht so gänzlich vertrocknet war, als er noch vor Kurzem glaubte. Die hübsche Römerin hatte schon, seitdem er durch das Concert in den Ruf der Mylordschaft gelangt war, seine Begrüßungen, wenn sie Abends vor der Thüre saß, freundlicher als sonst erwiedert; doch war es zwischen ihnen noch zu keinem Gespräch gekommen. Jetzt fanden sie sich auf einmal wie völlig Bekannte zusammen. Das Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und Goethe versäumte nicht, den Faden derselben geschickt fortzuspinnen. Aber bald gerieth sein Herz in einen eigenen Zwiespalt. Die Mailänderin, mit der Römerin, wie es schien, ena

befreundet, übte gleichfalls eine starke Anziehungskraft auf ihn. Beide Schönen bildeten einen entschiedenen Gegensatz: die Römerin von dunkelbraunem Haar, die Mailänderin von hellbraunem; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; jene braunäugig; diese mit fast blauen Augen; jene einigermaßen ernst und zurückhaltend, diese offener und zutraulicher. Eine Zeit lang hielten sich die beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber auf einmal entschied sich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Da sie es beklagte, an der englischen Unterhaltung von Herrn Jenkins, Madame Angelica, Herrn Zucchi u. A. nicht Theil nehmen zu können, so erbot er sich, ihr Unterricht im Englischen zu geben, und die Liebe steigerte seine Lehrgabe, wie sie umgekehrt aus der Uebung derselben immer neue Nahrung schöpfte.

Sein aufgeregter Zustand sollte indessen bald eine Umwälzung erfahren. Eines Abends fand er, nach dem jungen Frauenzimmer sich umsehend, die älteren Damen in einem Pavillon, wo sich die herrlichste der Aussichten darbot. Goethe schweifte mit seinem Blick in die Runde und überzeugte sich, daß Amor als der höchste Landschaftsmaler erst einem solchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit gebe. „Es hatte sich ein Ton," erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen am Fenster sich niederlassend, hörte er lange in halber Zerstreuung einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Verdienste des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn aber die Braut sei. Da vernahm er, eben im Augenblicke als die Sonne untertauchte, zu seinem Entsetzen, es sei Niemand anders, als seine geliebte Schülerin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft. So sah er sich denn in Italien abermals von den Wetzlarer Leiden bedroht; aber durch Erfahrungen und Jahre begünstigt, riß er sich dießmal rascher von der erst im Keimen begriffenen Leidenschaft los. Des andern Morgens früh machte er, die Mappe unter dem Arme, einen weiten Weg, indem er sich an der Mittagstafel

entschuldigen ließ, warf sich mit erhöhtem Eifer auf das Landschaftszeichnen, wich den englischen Studien aus und suchte der heimlich Geliebten nur im Beisein mehrerer Personen sich zu nähern. Auf diese Weise legte sich das Verhältniß in seinem Gemüthe bald auf die anmuthigste Weise zurecht. Indem er sie nunmehr als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und in seinem Begegnen sprach sich fortan eine höhere, uneigennützige Neigung, mit Ehrfurcht verbunden, aus.

Am 27. October berichtete Goethe aus Rom: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles, was außer mir ist. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen." Er meinte nicht nur sein Zeichnen, worüber ihm Angelica die schmeichelhafteste Ermunterung gab, sondern auch poetische Arbeiten. Denn, nach Vollendung des Egmont, waren noch ein Paar solcher Steine: Faust und Tasso, bergan zu wälzen, und da die barmherzigen Götter, schrieb er an die Freunde, ihm für die Zukunft die Strafe des Sisyphus erlassen zu haben schienen, so hoffe er auch diese Klumpen hinaufzubringen. Allein die Ausführung dieser Plane mußte ausgesetzt werden; denn die Ankunft seines Landsmannes und Freundes Kayser leitete wieder eine neue Epoche ein und brachte für einige Zeit Musik und musikalisches Drama an die Tagesordnung. Kayser hatte, wie wir wissen*), schon vor ein paar Jahren die Oper Scherz, List und Rache zu componiren unternommen, auch mittlerweile eine zu Egmont passende Musik angefangen. Es hatte sich darüber zwischen dem Dichter und dem Componisten eine Correspondenz angeknüpft; allein, statt sie fortzuführen, ward räthlich befunden, daß Kayser unverzüglich selbst nach Rom komme. Nicht säumend flog er mit dem Courier durch Italien und ward in dem Künstlerkreise, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen, freundlich aufgenommen. „Es

*) S. Thl. II, S. 454.

ist nun ein dreifach Leben," meldete Goethe den 10. November,
die Musik sich anschließt. Kayser ist ein trefflich guter Mann
paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es
irgend auf dem Erdboden möglich ist." „Er ist sehr brav," heißt
in einem spätern Briefe, „verständig, ordentlich, gesetzt, in sei
Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Mensch
durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzens
güte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch
übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang
eigene Grazie gewinnt."

Die ersten Tage nach Kayser's Ankunft gingen hin, bis
Clavier herbeigeschafft, probirt, und nach des Künstlers Willen
recht gerückt war. Aber nun ward auch Goethe für den Zeitverlust
durch Kayser's treffliche Leistungen auf dem Instrumente entschädigt.
Die von ihm gewandt und geschmackvoll vorgetragenen mannigfalti-
gen Stücke erhöhten und erweiterten das musikalische Interesse des
Künstlerkreises, das sich bisher auf die Oper beschränkt hatte; man
merkte sich sorgfältig die Kirchenfeste und besuchte die an solchen
Tagen aufgeführten solennen Messen und andere Musiken. Goethe's
insbesondere gab er durch die fertig mitgebrachte Symphonie
Egmont für die nächste Zukunft eine entschiedene Richtung auf das
musikalische Theater hin. Eine Umarbeitung von Erwin und
Elmire war, in Erwartung Kayser's, schon vor der Villeggiatur
begonnen und während derselben beinahe beendigt worden. Auch
Claudine von Villabella wurde jetzt angegriffen; das Stück
sollte gleichfalls beinahe ganz neu ausgeführt, und, wie er am 3. No-
vember schrieb, „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen
werden."

Der Besuch Kayser's und die neubelebte Neigung für das
musikalische Drama ist insofern als ein bedeutendes Moment in
Goethe's Entwickelungsgeschichte zu betrachten, als dadurch seine
Ablösung von der Praxis der bildenden Kunst und seine
Rückkehr zur ausschließlichen Uebung der Dichtkunst angebahnt
wurde. Es kostete ihm keinen geringen Kampf, der bildenden Kunst
zu entsagen. War doch, wie wir wissen, sein bisheriger Aufenthalt
in Italien größtentheils ein hartnäckiges Ringen gewesen, sich diese

Kunst zu bemächtigen. Er war fast nur mit Künstlern und Liebhabern dieses Fachs umgegangen, und sie, die sich durch seine große Begeisterung, seinen feinen Geschmack und tiefen Blick über seine praktischen Anlagen täuschten, hatten ihn in seinem Irrthum bestärkt, statt ihn über seine wahre Bestimmung aufzuklären. Den Hoffnungen, welche ihm Hackert und Angelica machten, öffnete er gar zu gern sein Ohr, da eine endliche Befriedigung der Sehnsucht, woran er seit früher Jugend krankte, ihm zu unaussprechlichem Glücke gereicht haben würde. Jetzt legte sich die Tonkunst gegen die bildende Kunst in die andere Wagschale. Erwin und Claudine führten zu Tasso, die musikalische Poesie zur reinen hinüber. An Schwankungen und Rückfällen fehlte es freilich nicht in der nächsten Zeit, doch, ehe Goethe Italien verließ, hatte sich in ihm die Ueberzeugung festgestellt, daß er als ausübender Künstler für die Poesie berufen sei.

Ueber die Beschäftigung mit den Singspielen war der December herangerückt, da wollte es mit der Dichtung nicht mehr fort, und, um jede Zeit zu nützen, griff Goethe wieder zum Zeichnen und zwar von Theilen des menschlichen Körpers. Nebenbei studirte er Perspective und freute sich an Kayser's Musik, oder ging in Moritzen's etymologische Grübeleien ein, der ein Verstandes- oder Empfindungs-Alphabet erfunden hatte, wodurch er zeigen wollte, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören. Daran schloß sich in der zweiten Woche des Decembers, bei dem herrlichsten Wetter, in Gesellschaft Kayser's und Bury's, ein Ausflug nach Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino, von dem sie am 15. December nach Rom zurückkehrten. In größerer Gesellschaft wurde die Stadt und die nächste Umgebung durchzogen, um sich einmal einen raschen Gesammtüberblick über die sehenswürdigsten Gegenstände zu verschaffen. So besuchte man unterhalb Roms, unfern der Tiber, die Kirche zu den drei Brünnlein und bewunderte die Bilder von Christus und den zwölf Aposteln, der Reihe nach an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße ge-

malt *). Von dort hatten sie nicht weit bis zur Kirche St. Pau vor den Mauern, einem aus den Trümmern alter, herrlicher Paläst groß und kunstreich zusammengestellten Monumente. Sodann gal die Rennbahn des Caracalla, obwohl großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Weiter ward die Pyramide des Cestius begrüßt, doch konnte ein malerisch geübtes Auge den Trümmern der Antoninischen oder Caracallischen Bäder wenig Befriedigung abgewinnen. Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio betrachtete man alsdann den Wasserschwall der Acqua Paola, welcher durch die Pforten eines Triumphbogens in fünf Strömen in ein großes Becken hereinbrauste, und verfügte sich hierauf in das zunächst gelegene Kloster, um das herrliche Bild der Transfiguration zu bewundern. Goethe fühlte sich beim Anblick dieser und anderer Kunstwerke nicht mehr, wie früher, durch ihren Glanz geblendet; „ich wandle nun," schrieb er am 25. December, „im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß."

Daß er zu einer solchen Erkenntniß gelangt war, verdankte er zumeist jenem stillen und fleißigen Schweizer, Heinrich Meyer. „Er hat mir zuerst," rühmte er dankbar unter demselben Datum, „die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr, als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu sei-

*) S. Bd. 30, S. 43 ff. (der Ausg. in 40 Bdn.) den betreffenden Aufsatz.

ner Leitung, wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

Goethe beschloß das Jahr 1787 in einem mehr aufnehmenden und passiven Zustande, begann aber dafür das nächste Jahr mit desto ernsterer Selbstthätigkeit. „Nach einem Stillstande von einigen Wochen," schrieb er den 5. Januar, „in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von Anderen lerne." An den Singspielen wurde im Laufe des Januars weiter gearbeitet, Erwin beendigt, und Claudine um ein gutes Stück fortgeführt. Aber ein rechtes Herz konnte er zu dieser Arbeit nicht mehr fassen. „Die Opern unterhalten mich nicht," schrieb er am 5. Januar, „nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen." Namentlich war es das Studium des menschlichen Körpers, wogegen beinahe alles Andere verschwand. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt," heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge." Und in einem Briefe von gleichem Datum, worin er das Studium der Menschengestalt das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns nennt, setzt er hinzu: „Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen."

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Begeisterung für die bildende Kunst, oder vielleicht eben weil diese Begeisterung jetzt ihren

Gipfelpunkt erstieg, scheint gerade in der letzten Hälfte des Januars der Entschluß zum Durchbruch gelangt zu sein, auf die Ausübung jener Kunst zu verzichten, oder sie wenigstens nur zum Zwecke eines tiefern und innigern Verständnisses zu üben. Denn im nächsten Monat begegnen wir ihm sogleich als einem ruhig und gefaßt Resignirten. Vielleicht trug dazu auch die in jene Zeit fallende Revision kleiner Gedichte für die neue Ausgabe seiner Werke bei. Indem er den geringen Ertrag all' seines eifrigen Bemühens in der bildenden Kunst mit Demjenigen verglich, was er in der Poesie leicht und spielend geleistet hatte, mochte sich ihm die Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei, unwiderstehlich aufdrängen. Allerdings erschien ihm auch die poetische Ausbeute seines bisherigen Lebens auffallend klein. „Es ist ein wunderlich Ding," sagt er in einem Briefe vom 1. Februar in Beziehung auf die Redaction seiner Gedichte, „so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen; wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!"

Als Goethe diese Worte schrieb, stand ihm eben der sinnverwirrende Lärm des römischen Carnevals bevor. „Es ist eine entsetzliche Seccatur," heißt es darüber in demselben Briefe, „Andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist." Indessen betrachtete er es jetzt doch mit ganz anderm Interesse, als das erste Mal. Seitdem durch den frühern Aufenthalt in Rom der erste heiße Durst nach Kunstanschauungen einigermaßen gestillt war, widmete er, schon in Neapel und Sicilien, dem Leben und Treiben des Volks eine höhere Aufmerksamkeit und suchte auch hier das Einzelne sich zurecht zu legen und auf ein Allgemeineres zurück zu führen. So war ihm denn auch das Carneval, als eine prägnante Aeußerung römischer Volkseigenthümlichkeiten, nicht unwillkommen, und er machte sich über den ganzen Verlauf desselben sehr sorgfältige Notizen, aus denen dann später, nach der Heimkehr, die meisterhafte Darstellung dieses Volksfestes erwachsen ist, die er in den zweiten Theil der italienischen Reise eingelegt hat*). Mitten aber im Gewühl der Fastnachtsthorheiten sollte auch seinem Herzen eine Erquickung bereitet sein. Seit jener Villeggiatur in Castel Gandolfo hatte er mit

*) Hierüber ausführlicher unten im Capitel 5.

schmerzlichem Gefühl erfahren, daß der Bräutigam der schönen Mailänderin unter irgend einem Vorwande sein Wort zurückgenommen, und die liebenswürdige Braut darüber in ein Fieber verfallen sei, welches ihr Leben bedrohe. Jeden Tag hatte er sich nach ihrem Zustande erkundigen lassen, und zwar allmälig beruhigendere Nachrichten bekommen; doch mußte er sich noch fortwährend ihr heiteres, schönes Auge durch Thränen getrübt, das frische Jugendroth ihrer Wangen durch Kummer und Krankheit gebleicht vorstellen. Indem er nun an den Carnevalstagen in der Reihe der Kutschen den Wagen der Madame Angelica bemerkte und hinantrat, um sie zu begrüßen, gewahrte er mit freudigem Erschrecken neben ihr die genesene Mailänderin, in vollkommen hergestellter Jugendfrische sitzend, mit freudig glänzendem Auge, dessen Blick ihn bis in's Innerste durchdrang. Sprachlos blieben sie einige Augenblicke einander gegenüber, bis Angelica das Wort nahm und, als Dolmetscherin der Gefühle ihrer jungen Freundin, den Dank für den Antheil aussprach, den Goethe an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Die Hand aus dem Wagen reichend, bestätigte sie mit einfachen kurzen Worten Angelica's Versicherung, und still zufrieden und voll Dankbarkeit gegen Angelica, daß sie sich des guten Mädchens tröstend angenommen, entfernte sich Goethe wieder in das Gedränge der Thoren.

Am 6. Februar endlich, bei Uebersendung des dritten Actes der Claudine, hören wir das wichtige Bekenntniß: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem Allem gebt mir Euren Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen, dann soll's an Wilhelm (Meister) u. s. w." Und noch bestimmter heißt es in einem Briefe vom 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß i[illegible] die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dies Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelin

ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun einmal die Ueberzeugung von seinem Dichterberufe fest stand, warf er sich sogleich mit Eifer auf die Vollendung älterer Dichtungen. Zuerst ward der Plan des Faust in Angriff genommen. Hier galt es nicht bloß, wie damals, als er die frühern Fragmente schrieb, sich ahnend und sinnend in eine untergegangene Welt zu versetzen, sondern er mußte auch eine selbst gelebte Vorzeit in sich erneuern. Indeß war er mit dem Erfolge zufrieden. Er glaubte, wie er am 1. März schrieb, den Faden wieder gefunden zu haben, und fühlte sich, nachdem ihm die Scene der Hexenküche im Garten Borghese auszuführen gelungen war, auch was den Ton des Ganzen betraf, getrosten Muthes. Er meinte, wenn er die Blätter, worauf er die Scenen geschrieben, räuchere, so werde sie ihm aus den alten vergilbten Papieren Niemand heraus finden. Hierbei war es ihm merkwürdig, wahrzunehmen, wie sehr er sich gleiche, wie wenig sein Inneres durch Jahre und Erfahrungen sich verändert habe; und er erklärte dieses sich daraus, daß er durch die lange Abgeschiedenheit in Rom ganz auf das Niveau seiner eigenen Existenz zurückgebracht worden sei. Der Plan des Tasso war, wie uns bekannt, schon früher in Ordnung gebracht worden. Jetzt faßte er den Entschluß, auch Künstlers Erdenwallen neu auszuführen, und dessen Apotheose hinzuzufügen. „Zu diesen Jugendeinfällen," schrieb er, „habe ich nun erst die Studien gemacht, und das Detail ist mir nun recht lebendig." Die vermischten kleinen Gedichte ließ er in's Reine schreiben, und meldete Herder'n, er habe sich zur Stellung derselben seine Sammlungen der zerstreuten Blätter als Muster dienen lassen; er hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Diesen nunmehr zur Hauptbeschäftigung gewordenen poetischen Arbeiten lief freilich noch Manches beschränkend und störend zu Seite: nicht bloß Betrachtung von Werken bildender Kunst, sondern auch fortwährendes Verfolgen der Gesetzlichkeit der Pflanzen-Organisation, ja er berichtete sogar unter dem 1. März, er habe auch

allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche ihm sehr anlägen, weil das der Theil sei, von dem er bisher am wenigsten begriffen. Er sehe jetzt schon, daß er mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken sich auch diesen Genuß der schönen Weltoberfläche werde aneignen können. Ein gänzliches Stocken seiner dichterischen Thätigkeit veranlaßte aber gegen die Osterzeit hin der nun immer stärker anwachsende Schwall kirchlicher Feierlichkeiten, namentlich der musikalischen Aufführungen. Am meisten interessirten ihn darunter die der Sixtinischen Capelle, wo die vollkommene Uebereinstimmung des unvergleichlich schönen alterthümlichen Gesanges, ohne Orgel oder sonstige Instrumente, mit der antiken Ausstattung der Capelle, den herrlichen Michel Angelo's und den feierlich würdevollen Functionen des katholischen Gottesdienstes ihn lebhaft ansprachen. Eigentlich imponirt habe ihm freilich Nichts, meldete er den Freunden, aber bewundert habe er Alles; denn das müsse man den Römern nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet hätten. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschehe Alles, was am katholischen Gottesdienst sonst unerfreulich scheine, mit großem Geschmack und vollkommener Würde, wie es aber auch nur da möglich sei, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote gestanden.

Nachdem die heilige Woche vorüber war, „mit ihren Wundern und Beschwerden," — denn mancher Genuß, wie die Fußwaschung und Speisung der Pilger, mußte durch ein unendliches Drängen und Drücken erkauft werden — wandte sich Goethe's Gemüth dem bevorstehenden Abschiede von Rom zu. Es war eine schmerzlich süß bewegte Zeit, die er jetzt noch in Rom verlebte. In den letzten acht Wochen, schrieb er im März, habe er die höchste Zufriedenheit seines Lebens genossen; er kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem sich das Thermometer seiner Existenz künftig abmessen lasse. Aus diesem Glücke sollte er nun scheiden; das ewige Rom sollte er verlassen mit seinen Schätzen antiker und neuerer Kunst, mit seinen Denkmälern einer großen Vergangenheit, den heitern Himmel Italiens sollte er mit dem trüben nordischen vertauschen, die reiche und üppige Flora des Südens mit der dürftigen des Vaterlandes, eine gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit mit einer

vielfach bedingten und beschränkten Existenz, den Künstlerkreis, in welchem er ein durch die schönsten Blüthen der Cultur veredeltes Naturleben geführt hatte, mit einer wunderlich complicirten Umgebung, worin es zwar auch nicht an edlen Elementen und Kräften, an Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, aber auch nicht an falschen und hohlen Bestrebungen fehlte. Schon in einem, wahrscheinlich an Herder gerichteten Briefe vom 25. December 1787 blickt die Besorgniß durch, die ihn bei dem Gedanken an diese Weimar'sche Umgebung ergriff. „In den schweigenden, zurücktretenden Zustand (der Zeit vor der italienischen Reise)," heißt es dort, „mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemanden zu nützen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, habe ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis von Menschen um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen."

Was trieb ihn aus dem geliebten Italien fort? Unwahr ist es, daß der Herzog ihm einen fernern Urlaub verweigerte; vielmehr würde er, wie Goethe selbst in einem Briefe an Frau von Stein (vom 1. Juni 1789) sagt, nach des Herzogs Willen noch länger in Italien geblieben sein. Was er jedoch in eben jenem Briefe hinzufügt: er habe bei seiner Rückkehr kaum etwas Anderes, als seine Freundin und ihren Sohn, seinen Zögling Fritz, im Sinne gehabt, dürfte nicht allzu genau zu nehmen sein. Vielleicht wirkte die in Aussicht stehende Reise der Herzogin Mutter nach Italien mit, wie leicht sich auch mit der gütigen Fürstin leben ließ. Voll des sehnsüchtigsten Dranges, wie er war, die angesammelten Schätze seines Innern im Stillen zu verarbeiten, mochte er sich doch jetzt zum

Führer und Gesellschafter der lebenslustigen Fürstin nicht geeignet fühlen. Schöll sieht den Hauptgrund seines Aufbruchs aus Rom in dem Gefühl, „daß alle diese herrlichen Anregungen und Aufregungen seine Reproductionen und Operationen in einer Weise vermehren würden, daß er, je länger, je weniger fertig werden könnte." Als „bescheidene Ahnung" fügt er noch hinzu, daß unter denen, die sein Abschied innigst betrübte, und die er mit Schmerzen verließ, „Eine, wenn er länger blieb, Gefahr für sich oder ihn lief."

Was aber in dem letzten Monate des Aufenthaltes in Italien die süß-leidende Bewegung seines Innern noch erhöhte, war jenes Verzichtleisten auf die Praxis der bildenden Kunst, wozu er sich nach schwerem Kampfe endlich entschlossen hatte. „Es ist immer eine sonderbare Empfindung," schrieb er den 22. März, „eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Gänzlich jener Praxis zu entsagen, war ihm jedoch für den Augenblick noch unmöglich; nur hatte er jetzt diese Uebungen mit klarem Bewußtsein in den Dienst der Einsicht gestellt. Nachdem er eine allgemeine Uebersicht der Kunst erworben, hielt er es für nothwendig, „nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an die einzelnen Theile zu gehen." So modellirte er denn, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, einen menschlichen Fuß und erntete den Beifall seines Lehrers. „Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte," schrieb er darüber, „wäre um ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem Rathe der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhilfe mich am meisten fördert."

Der Abschied von Rom sollte ihm auch noch durch eine neue Wohnung, die er im letzten Monate bezog, erschwert werden. Die bisher von ihm eingenommenen Räume hatte ihm Tischbein bei seiner Abreise nach Neapel überlassen. Da dieser nun auf den Frühling seine Rückkehr ankündigte, so beeilte sich Goethe, die zufällig frei gewordene obere Etage des Hauses zu miethen, und bezog sie sogleich, damit Tischbein bei seiner Ankunft in der untern Alles bereit fände. Goethe's neue Wohnung bot eine allerliebste Aussicht über ein grünendes und blühendes Paradies von Gärten, überall durch einfach edle Baukunst, durch Gartensäle, Balcone und Terrassen verherrlicht. Zugleich aber gewährte sie das vortrefflichste Licht zur Beschauung von Kunstwerken. Hier wurden nun die eben angekommenen Aquarell-Zeichnungen, welche Kniep nach Verabredung für ihn ausgeführt hatte, in der günstigsten Beleuchtung aufgestellt und erregten die Bewunderung Aller, die sie sahen. Goethe fühlte sich durch ihren Anblick ganz in die Wirklichkeit zurück versetzt; er glaubte die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Außerdem ließ er in den neuen Räumen eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung aufstellen, und genoß jetzt erst recht dieses köstlichen Besitzes. Den ersten Platz behauptete Juno Ludovisi, um so höher verehrt, als man das Original nur selten zu Gesicht bekam; neben ihr standen zur Vergleichung noch einige Junonen, ferner einige Büsten Jupiter's, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein Hercules und Anderes. Freilich mußte er diese Schätze betrachten, wie Einer, der, sein Testament überdenkend, den umgebenden Besitz mit Fassung zwar, aber doch mit Rührung ansieht. Die Umständlichkeit, die Kosten hielten ihn ab, das Vorzüglichste nach Deutschland zu befördern; so bestimmte er denn Juno Ludovisi seiner edeln Freundin Angelica, einiges Andere den ihm zunächst stehenden Künstlern, Manches gehörte noch zu Tischbein's Eigenthum, und wieder Anderes sollte an seiner Stelle bleiben für Bury, der nach ihm das Quartier bezog. Auf ähnliche Weise verfuhr er mit den geliebten Pflanzen, womit er sich zum Behuf seiner Beob

achtungen umgeben hatte. Einen schon herangewachsenen Pinien=sprößling pflanzte er in Angelica's Hausgarten; einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie später, zur Manneshöhe aufgeschossen, der König Ludwig von Bayern mit liebevoller Theilnahme betrachtete.

Indem Goethe in der neuen Wohnung sein Gemüth mit den Bildern der Schätze erfüllte, von denen er bald scheiden sollte, versäumte er nicht, auf Wanderungen durch die Stadt manche zurückgebliebene Gegenstände zu betrachten und andere, die er schon kannte, durch wiederholtes Beschauen der Erinnerung tief einzuprägen. So besuchte er jetzt zum ersten Mal Raphael's Villa, wo dieser, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhme vorgezogen hatte, und fand an den Wänden nicht weniger als 28 Porträts der Geliebten in allerlei Arten von Costümen. Eine andere Wallfahrt unternahm er nach der Akademie Luca, dem dort als Heiligthum aufbewahrten Schädel Raphael's seine Verehrung zu bezeigen. Durch Reiffenstein's Vermittelung erhielt er später einen Abguß dieser wunderbar schön abgerundeten Schale, der noch nach vielen Jahren oft seine Betrachtung fesselte. Minder erfreulich war ein Gang nach den Katakomben bei St. Sebastian. Die ersten Schritte in die dumpfigen Räume erregten ihm ein solches Mißbehagen, daß er sogleich wieder das Tageslicht suchte. Mit Freund Meyer wiederholte er den Besuch der französischen Akademie, wo er die besten Statuen des Alterthums in trefflichen Abgüssen beisammen fand. „Wie könnt' ich ausdrücken," heißt es darüber in seinen Briefen, „was ich hier, wie zum Abschied empfand! In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist, man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen solle, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei? Selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt Alles einschließe: der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit."

Diese fortdauernde Leidenschaft für Kunstwerke, namentlich fü
Statuen, führte ihn noch in den letzten Tagen zu Rom in eine Ver
suchung, welche seine Abreise eine Zeit lang zu verzögern drohte
Ein Kunsthändler aus Neapel brachte von dort eine bedeutend
antike Statue mit, eine Tänzerin oder Muse, und bot sie Meyer
für einen mäßigen Preis zum Verkaufe an. Goethe, dem dieser di
Sache mittheilte, verfügte sich mit ihm nach dem Schiffe an Ripa
grande, worin sich die Statue befand, und konnte sich von der Be
trachtung derselben kaum losreißen. Er gerieth sogleich in eine
lebhaften Kampf mit sich selbst, ob er nicht die Summe aufwenden
und die Restauration des im Ganzen wohlerhaltenen Alterthum
noch in Rom abwarten sollte. Angelica und noch mehr ihr ökono
mischer Gemahl waren gegen den Ankauf, und erregten ihm allerle
Bedenken über die Schwierigkeiten des Restaurirens und Uebersen-
dens, die Erlaubniß der Ausfuhr u. dgl. Dennoch konnte er nich
die sofortige Ablehnung des Antrags über sich gewinnen, und sah
in dem Ereigniß einen Wink höherer Dämonen, welche ihn noch in
Rom festzuhalten gedachten. Erst allmählig milderte sich die Be-
gierde nach dem edlen Werke so weit, daß er den Vorstellungen
Angelica's und Herrn Zucchi's sich ergab; doch erlosch nie die Sehn-
sucht ganz; und als er später erfuhr, wie die Statue zu großer
Ehren gelangt und im Museo Pio-Clementino aufgestellt worden,
bedauerte er sehr, daß es ihm nicht gelungen war, sie nach Deutsch-
land zu schaffen und irgend einer vaterländischen Sammlung zuzu-
gesellen.

Gegen die Mitte des Aprils wuchs durch Einpacken und Ab-
schiedsbesuche die Verwirrung so, daß an keine ordentliche Folge
von Arbeit oder Genuß mehr gedacht werden konnte. Nur in abge-
rissenen Momenten beschäftigte er sich noch mit dem Modelliren jenes
Fußes oder wandte seine Gedanken dem Tasso zu, der für die Rück-
reise sein Gefährte werden sollte, wie Iphigenie es für die Herreise
gewesen war. Bei den Besuchen wurde auch der schönen Mailän-
derin nicht vergessen. Goethe fand sie im reinlichen Morgenkleide,
wie er sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen. Sie empfing ihn mit
offener Anmuth, drückte in liebenswürdig natürlicher Weise den wie-
derholten Dank für seine Theilnahme aus und verbreitete sich dann

redselig und vertraut über ihre Familienzustände. Ihre Gesprächigkeit war Goethe'n willkommen, indem er, alle Momente ihres zarten Verhältnisses noch einmal rasch überdenkend, nicht in der besten Verfassung zum Reden war. In Gegenwart des hereintretenden Bruders schloß sich dann der Abschied, wie er sagt, „in freundlicher, mäßiger Prosa." Aber noch als er vor der Thüre an seinem Wagen den Kutscher erwartete, knüpfte sie, aus dem Fenster des Entresols heraus, ein neues Gespräch mit ihm an, das er aus Furcht, es zu entweihen, uns nicht hat wiederholen mögen. „Es war," sagt er nur, „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist."

Zur Feier der letzten Nächte, die er in Rom zubrachte, stand der herrlichste Vollmond am klaren Himmel und ließ ihn den oft gefühlten Zauber, welcher sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, jetzt doppelt und dreifach empfinden. Bei seinem Glanze machte er noch einmal mit wenigen Freunden einen Umgang durch Rom. Nachdem er den langen Corso zum letzten Mal durchwandert, bestieg er das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief ihm ahnungsvoll den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung. Dessen ungeachtet ging er die hintere Treppe hinab. Ganz finstere Schatten werfend stand ihm nun der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als er sich aber den erhabenen Resten des Coliseums näherte und in dessen verschlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, überfiel ihn ein Schauer, der seine Rückkehr beschleunigte.

Bei seinem Aufbruch von Rom, am 21. oder 22. April, wälzten sich zwischen seinen schmerzlichen Empfindungen unaufhörlich jene Ovid'schen Distichen auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
  Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
  Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab. —

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann;
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt. —

Allmählig begann er den fremden Ausdruck eigener Empfindung umzuformen, um ihn dadurch seiner Persönlichkeit, seiner Lage bis in's Besonderste hinein anzubilden; und diese innere Beschäftigung füllte manche Stunde der Tage, wie der Nächte auf der Heimreise aus. Allein er schrieb keine Zeile nieder, aus Scheu, „der zarte Duft inniger Schmerzen möge verschwinden." Bald jedoch von der Ueberzeugung ergriffen, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn man sie mit gerührtem Sinne betrachtet, ermannte er sich zu einer freieren poetischen Thätigkeit und nahm seinen Tasso vor.

Da es uns über die Rückkehr nach Weimar, die über Florenz, Bologna, Mailand, den Comersee, Chiavenna, Chur und weiterhin wohl über den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg eingeschlagen wurde, größtentheils an nähern Nachrichten fehlt: so legen wir in diese Lücke eine übersichtliche Betrachtung der in dem letzten Abschnitte seines römischen Aufenthalts zu Ende geführten oder neu entstandenen Dichtungen, und gedenken zunächst zweier Poesien der Anakreontischen Art. Die erste derselben, „Cupido, loser, eigensinniger Knabe," fehlt in der Gedichtsammlung, findet sich aber einmal zerstückelt in der Claudine von Villa Bella, und dann zusammenhängend in der italienischen Reise unter dem „Bericht" über den Januar 1788 *). Obwohl das Stück hier zuerst ausdrücklich erwähnt wird, so möchte doch seine Entstehung bis wenigstens in den November 1787 zurückreichen; höchst wahrscheinlich bezieht sich auf diese Production der Anfang eines Briefes vom 8. December: „Wie sehr es mich ergötzt, daß Dir mein Liedchen gefällt, glaubst Du nicht." Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es damals Goethe's „Leibliedchen" war; und wie

*) Das Lied sollte in der Sammlung der Gedichte nicht fehlen. Ich habe ihm in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten den Titel „Amor als Gast" gegeben und es mit Amor als Landschaftsmaler zusammengestellt, welches chronologisch und wohl auch der Veranlassung nach sein nächster Nachbar und Verwandter ist.

viel er auch noch in späteren Jahren darauf hielt, zeigen die Gespräche mit Eckermann *). Hier sowohl, als in jenem Bericht möchte uns der Dichter glauben machen, daß das Lied ein allegorisches sei; er will es nicht in buchstäblichem Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den man gewöhnlich Amor nennt, sondern „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Interesse verwirren.“ Demnach wäre hier Cupido eine Personification seiner italienischen Polypragmosyne. Allein wir haben guten Grund zu vermuthen, daß das Gedicht im eigentlichern Sinne aufzufassen und aus seinem Verhältniß zu der schönen Mailänderin entsprungen ist. Das Letztere gilt auch von dem zweiten jener Anakreontischen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler,“ und hier tritt die Wahrscheinlichkeit sogleich in's Licht, wenn wir uns an das erinnern, was oben von der Einwirkung seiner Liebe zu der Mailänderin auf die Ansicht der Natur gesagt worden. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften, die er sah, eine wahrhaft zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne; und eben dieses scheint das Gedicht auf symbolische Weise auszudrücken. Demgemäß hätten wir in den beiden genannten Poesieen, und nicht, wie sich später zeigen wird, in den römischen Elegieen, Denkmäler einer römischen Liebe zu suchen. Beide Gedichte bezeichnen überdieß seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, und haben eben daher noch ein so ausnehmend plastisches Gepräge. Besonders müssen wir „Amor als Landschaftsmaler“ für eins der größten Meisterstücke plastischer Poesie erklären. Man erkennt aber auch auf den ersten Blick, worin der Grund zu suchen ist, daß hier so klare, kräftige Bilder vor unser inneres Auge treten. Er liegt darin, daß das Gedicht durch und durch auf die Lessing'sche Regel gebaut ist: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht schildern, wie er da ist, sondern wie er wird.

Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose zwei enge zusammengehörige dramatische Skizzen, von denen di

*) Thl. II, S. 101. 102. 107. 108. 120.

erstere *) wahrscheinlich in den letzten Monaten zu Rom umgearbeitet, die andere neu ausgeführt wurde, stehen in innigster Verbindung mit Goethe's leidenschaftlichem Streben nach bildender Kunst. Wie weit sich die Umformung der erstern erstreckt hat, können wir nicht beurtheilen, da die älteste Form des Stückes nicht veröffentlicht worden; es erschien zuerst mit der Apotheose zusammen (1789) im 8. Bande der Göschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken. Vermuthlich waren die Veränderungen unbedeutend; denn die Sprache erinnert noch durchaus an jene Künstlerlieder und Fastnachtsspiele. In der Apotheose hat Goethe sich augenscheinlich Mühe gegeben, denselben frischen und derben Hans Sachsischen Ton wieder anzuschlagen; aber man empfindet den Unterschied doch sogleich, im Metrum und sprachlichen Ausdruck wie im Gedankengehalt; Alles ist unwillkürlich edler, feiner, maßvoller, klarer geworden. Von dem Inhalt der Apotheose konnte er mit Wahrheit sagen, daß er ihn erst jüngst in Italien recht im Detail an sich und Anderen durchlebt und durchempfunden. Alle die Qual und Noth, von welcher der Malerlehrling in dem Eingangsmonolog spricht, hatte er selbst gefühlt. Was Goethe die beiden Meister sagen läßt, waren divergirende Ansichten, die ohne Zweifel beide in dem römischen Künstlerkreise ihre warmen Vertreter hatten. Verlangt der erste Meister, daß der Schüler nur immerfort sich üben und plagen soll, wodurch nach und nach der Verstand unmittelbar in die Hand kommen werde, so lehrt der Andere, man müsse, nachdem die Hand, der Blick geübt worden, auch den Verstand üben, und spricht damit Goethe's nunmehrige eigene Ueberzeugung aus. Was der zweite Meister zunächst mit Beziehung auf die bildende Kunst sagt:

> Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
> Sich durch Natur und durch Instinkt allein
> Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
> Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
> Der darf sich keinen Künstler nennen, —

das ist jetzt Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst. Eben so spricht der zweite Meister aus Goethe's Seele, wenn er es

*) Vergl. Thl. II, S. 221 f.

zwar nicht tadelt, daß der Schüler sich eine Zeit lang mit leidenschaftlicher Vorliebe der Einwirkung Eines großen Vorbildes hingibt, aber doch die Warnung hinzufügt:

Die Tugend wohnt in keinem Mann allein,
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Alles, was bis zu dieser Stelle vorgekommen, bildet, obwohl die größere Hälfte des Stückes, doch nur ein untergeordnetes Glied; denn nun wird erst das Hauptbild jenes Künstlers aus dem ersten Drama, eben desjenigen, für welches der Schüler schwärmt, herbeigebracht, worauf dann der hingeschiedene Künstler, von der Muse herbeigeführt, seine Apotheose in der allgemeinen Bewunderung, die jetzt nach seinem Tode sein Werk erregt, und besonders in dem Entzücken des Malerlehrlings feiert. Also nur durch die zweite, kleinere Hälfte hängt die Apotheose mit dem ältern Stücke, mit Künstlers Erdenwallen, zusammen. Für sich allein bildet die Apotheose kein Ganzes; sie setzt das erste Stück nothwendig voraus; dagegen verlangt dieses nicht durchaus das zweite zur Ergänzung, indem die Muse schon den lebenden Künstler mit triftigen Vorstellungen liebevoll getröstet. Ja es fragt sich, ob die Apotheose, welche die etwaige Dissonanz, die das vorige Stück im Gemüthe gelassen, auflösen sollte, diesen Zweck auch wirklich erreicht; vielmehr scheint mir die Schlußrede des Künstlers gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzurufen; gesteht er doch, daß der Anblick der Verehrung, die er in seinen Werken genießt, ihn nun im Himmel selbst betrübe.

Das dritte Paar dichterischer Productionen, worüber hier noch Weniges zu sagen ist, sind jene Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella. Ueber Anlässe und Zeit der Entstehung Beider ist schon im vorigen Bande gesprochen worden *). Wie ein mit Goethe befreundeter Musiker, André, auf die erste Gestalt derselben eingewirkt, so bildete sich die neuere Form wie unter dem Einflusse und Beirath eines musicalischen Freun-

*) S. Thl. II, S. 184 ff.

Kayser's. Es war Goethe'n, nachdem er sich durch die Bearbeitungen Iphigenien's und Egmont's in seinen Forderungen gesteigert, eine völlige Unmöglichkeit, die Singspiele in ihrer ersten Gestalt für die neue Ausgabe seiner Schriften abzusenden. Das Lyrische, welches sie enthielten, war ihm noch immer lieb und werth; „es zeugte," sagte er selbst, „von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt." Aber der alte prosaische Dialog erschien ihm „platt, als Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." „Er erinnerte," wie Goethe an einer anderen Stelle beifügt, „zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres, singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, welcher den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft haben." Wir können Goethe's Urtheil über den ältern Dialog nicht für ganz gerecht erklären; wie von der ersten Gestalt des Erwin*), so müssen wir es auch von der der Claudine rühmen, daß sie uns die Genieperiode, mit ihrer Derbheit zwar, aber auch mit ihrer naturwüchsigen Frische, Kraft und Lebendigkeit vergegenwärtige. Dafür bewegt sich jetzt freilich der Dialog in höchst anmuthigen jambischen Quinaren, die in ihrem leichten, rhythmischen Flusse, in ihrem zarten, schön gerundeten Ausdruck an Iphigenie und Tasso erinnern. Uebrigens beschränkt sich, wie im Erwin, so auch in der Claudine, die Umformung nicht etwa auf Verwandlung der Prosa in Verse und Auslöschung jener Derbheiten und Cruditäten der Geniezeit, sondern die ganze Anlage, der Gang der Handlung ist mehrfach verändert, was eine flüchtige, vergleichende Uebersicht des Stückes in seinen beiden Gestalten, ja schon ein Blick auf die beiden Personenverzeichnisse sogleich erkennen läßt. Hierzu kommt der heitere Abglanz des freien, leichten und glücklichen italienischen Daseins, welcher auf der ganzen neueren Bearbeitung ruht. „Es sind, möchte ich sagen, idealische Operetten," urtheilt A. W. v. Schlegel über beide Sing-

*) S. Thl. II, S. 184 ff.

spiele, „so leicht und lustig hingehaucht, daß sie durch musicalische Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden.“

Verfolgen wir zum Schluß noch die allmälige Entstehung der beiden neuern Stücke, so finden wir Erwin schon am 12. September 1787 „zur Hälfte umgeschrieben“. Dann wird unter dem 8. October aus der Villeggiatur zu Castel Gandolfo gemeldet: „Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist Alles.“ Nach Kayser's Ankunft wurde das Stück von Neuem durchgegangen und „mit dessen Beirath verbessert“. Mit Briefen vom 10. Januar 1788 endlich übersandte der Dichter das fertige Stück seinen Freunden in Deutschland. „Du wirst bald sehen,“ heißt es in einem der Briefe, „daß Alles auf's Bedürfniß der lyrischen Bühne berechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maße zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichtes aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musicalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italienisch Opernbüchlein lies't kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne. — Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße ausschließlich halten.“ — Mittlerweile war auch die Umarbeitung der Claudine vorgerückt. Er hatte sie erst gegen Anfang Novembers 1787, nach Kayser's Ankunft begonnen, und beendigte sie in den ersten Tagen des Februars 1788. In

einem Briefe vom 6., womit er den Schlußact nach Deutschland sandte, heißt es: „Ich wünsche, daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben sein. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch für's Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte."

Fünftes Capitel.

Heimkehr. Einfluß des Aufenthaltes in Italien. Christiane Vulpius. Enthebung aus dem bisherigen Geschäftskreise. Auflösung des Verhältnisses zu Frau von Stein. Merck's Unglück. Erste Berührungen mit Schiller. — Prosaische Schriften: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl. Die Metamorphose der Pflanzen. Optische Untersuchungen. Schilderung des Römischen Carnevals. Fragmente eines Reisejournals.

Den 18. Juni 1788, Abends 10 Uhr, beim Glanz des Vollmondes, der auch seine letzten Nächte in Neapel und Rom verherrlicht hatte, kam Goethe nach Weimar zurück, wie manche seiner nähern Freunde meinten, kälter und ernster geworden, dem Urtheile Fernerstehender nach ziemlich als der Alte (Schiller an Körner, 5. Juli 1788), in der That aber in vielfacher Hinsicht bedeutend verändert. Welchen Einfluß Italien auf ihn als Dichter und Künstler übte, haben wir in den vorhergehenden Capiteln gesehen. Allein auch als Mensch hatte er von dem dortigen Aufenthalte, wie gleichfalls angedeutet worden, tiefe und nachhaltige Einwirkungen erfahren. Unter dem milden Himmel, in dem reizenden Lande, wo der Mensch in einer Fülle sinnlichen Wohlbehagens schwimmt, in der

Mitte eines Volkes, das sich dem Genusse des gegenwärtigen Augenblicks mit offener Seele hingibt, und es mit den Schranken der Sitte und Convenienz leicht nimmt, hatte sich in Goethe der inwohnende Hang zu einem freien Naturleben mächtig entwickelt. Fast zwei Jahre lang der Fesseln seines Berufs, des Zwanges der höhern Gesellschaft entbunden, kehrte er mit dem Drange, ja mit dem klar bewußten Entschlusse zurück, sich fortan diese Fesseln ferner zu halten. Er fühlte sich gegen das Urtheil der Welt, das er schon früher nicht hoch angeschlagen, gehärteter als je; es sollte ihm sein Dasein nicht mehr verkümmern. Selbst die unmittelbare Umgebung, in der und für die er vor seiner italienischen Reise lebte, hatte sehr viel von ihrer Gewalt über ihn verloren. Er war sogar von einer tiefen Verstimmung gegen die feineren und vornehmeren Cirkel durchdrungen, die, wie er in den Venetianischen Epigrammen sagt, nur dann die gute Gesellschaft heißen, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit bieten. Das frische Leben der mittleren und unteren Stände, in welches er in Italien so tief hineinblickte, hatte ihm die höheren Stände mit ihrem Schein- und Trugwesen verleidet.

Wie sich seine politischen Ansichten gestaltet hatten und in der nächsten Zeit noch weiter entwickelten, heben wir uns für einen andern Platz zu erörtern auf, gedenken hier aber kurz seiner veränderten Stellung zum Christenthum und den warmen Bekennern desselben. Er war jetzt nicht bloß, wie er sich vor der italienischen Reise in einem Briefe an Lavater nannte, ein decidirter Nichtchrist, sondern war fast zum Widerchristen geworden. Auf dem Boden der herrlichen antiken Welt, von ihren erhabenen Resten umringt, unter Beschäftigungen mit antiker Kunst und Poesie, wo ihm Alles so menschlich und faßlich, und doch so tief und reich däuchte, unter seinen Naturstudien, wo er Schritt für Schritt sich festern Grund zu gewinnen suchte, dachte er nur mit Widerwillen an die Bemühungen der deutschen Christologen, die er früher neben sich geduldet, ja mit denen er manche Berührungspunkte gehabt hatte. „Wenn Lavater," schrieb er aus Italien, „seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Al-

was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?“ Die deutsche christliche Baukunst, die am Schlusse der ersten Periode seine Begeisterung erregt hatte, ward ihm in Italien widerwärtig und verhaßt; er spottete über „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken,“ die er nun auf immer los zu sein meinte; er warf einen wahren Ingrimm auf die christlichen Gemäldestoffe, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabensteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrerseits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte.“ Und so begegnet uns auch in den nächsten Jahren nach dem Aufenthalte in Italien mancher heftige Ausbruch der Abneigung gegen christliches Wesen und christliche Sitte. In den Venetianischen Epigrammen führt er das + unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und Schlange zuwider sind; eben dort will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit er nicht aus einem Betrogenen zum Schelmen werde. Noch im Jahre 1796 will er sich nicht zur Taufe von Schiller's zweitem Sohne einfinden, „weil ihn diese Ceremonie gar zu sehr verstimme.“ Goethe bezeichnete im Jahre 1792 zu Pempelfort gegen Jacobi den Haß, den er „wider das Christenthum und namhafte Christen“ mitgebracht, selbst als einen „wahrhaft Julianischen Haß“. Mit den Jahren milderte sich aber, wie wir sehen werden, diese Abneigung wieder so sehr, daß zuletzt, wie Jacobi meinte, wenig daran fehlte, daß Goethe mit dem Kämmerer in der

Apostelgeschichte hätte sprechen können: „Was hindert, daß ich getauft werde“ *).

In dem Vorangeschickten findet nun auch, zum Theil wenigstens, ein in dieser Epoche angeknüpftes häusliches Verhältniß seine Erklärung, welches gegen unsern Dichter bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode manchen herben Tadel hervorgerufen hat. Es muß bald nach der Rückkunft aus Italien gewesen sein, daß er die Bekanntschaft von Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, machte; denn in einem Briefe an Schiller, vom 13. Juli 1796 **), meldet er, daß er an dem Tage eine Epoche erlebe, indem sein Ehestand gerade acht Jahre alt sei. Wie Riemer uns berichtet, lernte er das Mädchen auf einem Spaziergange im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater, kennen. „Er nahm sie nicht sogleich zu sich in's Haus,“ fügt Riemer hinzu, „sondern sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs Nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antriebe und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darin aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis an's Ende ihres Lebens. Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen sein. Ihr späteres äußeres Erscheinen darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden. Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesichte, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethe's Geschmack und Wahl nicht mißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später (1797) sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand.“ Uebereinstimmend schildert sie Stahr (Weimar und Jena II, 192) nach dem Zeugniß von Adele Schopenhauer als „einen weiblichen Dionysos,“ den Kopf von einer Fülle heller, goldbrauner

*) S. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 273.
**) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer, S. 138.

Locken umgeben, mit lachenden Augen, schwellenden Lippen, die Wangen strahlend von rosiger Gesundheit, die Gestalt klein und zierlich und von reizender Fülle. Von ihrem Vater wird erzählt, daß er, der Trunksucht verfallen, oft seine Kleider versetzt habe, um nur seiner Leidenschaft fröhnen zu können. Kein Wunder, wenn seine Kinder, so wie sie heranwuchsen, von ihm wegzukommen und sich auf eigene Hand durchzubringen suchten, der Sohn, der als Verfasser von Räuberromanen bekannte Vulpius, durch literarische Thätigkeit, die Töchter durch Anfertigung künstlicher Blumen (worin vielleicht „der neue Pausias" seine Erklärung findet) und mancherlei Handarbeiten.

Achtzehn Jahre hindurch währte Goethe's Verbindung mit Christiane Vulpius, ehe er durch die Kirche ihren Bund einweihen ließ. Sie gebar ihm mehrere Kinder, die bis auf das erste, seinen Sohn August (geb. den 25. December 1789) früh dahinstarben. Der Anstoß und Aerger, den dieses Verhältniß erregte, mag sich auf ihre Person übertragen haben, und so erklärt sich wohl das Entstehen ungünstiger Berichte über sie, denen von der Gegenseite lebhaft widersprochen worden ist. Besaß sie auch nicht die feine Bildung, welche die Weimarische haute volée von einer Freundin Goethe's verlangte, so muß es ihr doch nicht an Empfänglichkeit für sein höheres Geistes- und Gemüthsleben gemangelt haben, wenn sie an seinen naturwissenschaftlichen Studien fördernden Antheil nehmen, wenn er Gedichte, wie die Metamorphose der Pflanzen, zunächst für sie bestimmen konnte. Man hat als Beweis, wie fern sie Goethe's höheren Interessen gestanden habe, auch den Umstand hervorgehoben, daß ihrer in seinen Gedichten nirgendwo gedacht sei. Allein daraus ließe sich vielleicht eher die entgegengesetzte Folgerung ziehen, denn gerade was ihn am Tiefsten bewegte, scheute er sich dem Gedichte zu vertrauen, wie die Gefühle der Freundschaft für den Herzog Carl August, und die Empfindungen beim Abschiede von Rom; und eben dieß wollen in Bezug auf sie, die er nach Riemer's Zeugniß seine „kleine Freundin" zu nennen liebte, ohne Zweifel die Verse andeuten:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied' erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

Aber nur ihr Name, nicht ihr Bild und belebender Einfluß ist aus Goethe's Dichtung fern geblieben. Die „Morgenklagen," die er an Jacobi als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 überschickte, sind eine poetische Blüthe dieser Liebe. Daß ferner aus eben dieser Liebe alle die Wärme und Lebenswahrheit geflossen, die in den Römischen Elegieen und in vielen Venetianischen Epigrammen athmet, deutet Goethe selbst wiederholt an, in den Annalen unter dem Jahre 1790 und in der Campagne in Frankreich, in der „Zwischenrede," vor der Erzählung seines Besuchs zu Pempelfort. „Angenehme häuslich=gesellige Verhältnisse," sagt er an jener Stelle, „gaben mir Muth und Stimmung, die Römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf." An der andern heißt es, er würde in jener Zeit (der nächsten nach dem Aufenthalt in Italien) in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er sann und dichtete, in den Finsternissen der dunkeln Kammer, wo er der Optik oblag, ganz einsam geblieben sein, „hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme fallen in jene Zeit." Von der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" berichtet er: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Daß aber die „eigentlich Geliebte," welcher die Elegie zunächst galt, Christiane Vulpius gewesen, bestätigt Riemer's Zeugniß: „Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." Auf ihre Uebersiedelung in sein Haus bezieht sich nach Riemer das anmuthvolle Gedichtchen „Gefunden" („Ich ging im Walde So für mich hin"). In dem Distichen=Kranz „Vielen" weiß man das C. G. (Christiane Goethe?) überschriebene Distichon:

Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume. Du bist, häusliches Mädchen, gemeint!

nur auf sie zu deuten. Die Tiefe des Schmerzes endlich, den Goethe über ihren Verlust empfand, sprechen kräftiger, als die wortreichste Todtenklage, die vier Verse aus, welche er an ihrem Sterbetage, dem 6. Juni 1816, schrieb:

> Du versuchst, o Sonne, vergebens
> Durch die düstern Wolken zu scheinen;
> Der ganze Gewinn meines Lebens
> Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Den klarsten Einblick in das Verhältniß würden uns Goethe's Briefe an sie geben. Von einem, der wie die andern erhaltenen noch ungedruckt ist, und zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft geschrieben worden, wird berichtet, daß er sich darin mit der Leidenschaft eines jugendlichen Liebhabers ausspreche; er äußert sein Bedauern, daß er auf seinem Ausfluge nicht etwas von ihr mitgenommen; wenn's auch nur ein Pantoffel wäre, er würde sich dann nicht so einsam fühlen. Sehr frei und offen sind seine Hindeutungen auf das Verhältniß in seinen jüngst veröffentlichten Briefen an Herder; auch wenn man Goethe's damalige Denkweise und den Sinn jener Zeit kennt, fühlt man sich doch hier und da bei einem Wort an den Generalsuperintendenten betroffen. Unter dem 10. August 1789 schreibt er aus Ruhla: „Hier sind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen, und doch kann ich Dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wieder zu finden, dessen Existenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben." Im März 1790 bekennt er (in Briefen aus Jena), daß ihn beim Aufbruch nach Venedig der Abschied von Christiane und seinem drei Monate alten Kinde „ganz mürbe" gemacht. Er empfiehlt dem Freunde „sein Mädchen und seinen Kleinen," die ohne ihn in einem schlimmen Falle ganz und gar verlassen sein würden. In einem Briefe aus Mantua vom 28. Mai dankt er für die Gesinnungen gegen seine Zurückgelassenen; „sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt." Durch alle jene Briefe, wie durch jene, die er im Sommer 1790 aus Schlesien an Herder schrieb, zieht sich der Ausdruck der Sehnsucht nach dem ihm jetzt so lieb gewordenen häuslichen Herde,

der »vis centripeta,« wie er sie in einem Briefe aus Breslau vom 11. Sept. 1790 nennt; „wenn Ihr mich lieb behaltet," heißt es darin, „wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kleiner lebt, und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst weiter nichts zu wünschen."

So viel genügt schon als Beweis, daß das Verhältniß damals wenigstens (wie es sich später gestaltete, soll nicht verschwiegen werden) nicht so unedler Art war, als man gewöhnlich annimmt. Fügen wir noch Einiges hinzu, so geschieht es nicht, um dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern nur, was mehr in unserer Aufgabe liegt, es zu erklären. Schon längst empfand Goethe auf's Innigste die Sehnsucht nach einem häuslich-stillen, ehelichen Leben. Wie von dieser Empfindung das Schauspiel „die Geschwister" ganz durchdrungen ist, so äußert sie sich auch in Briefen früherer Zeit *). Blieb er dessenungeachtet so lange ehelos, so mag dieß zum Theil darin begründet gewesen sein, daß, wie Riemer sagt, „seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, eine Vermählung nicht erlaubten oder wenigstens nicht begünstigten." Jedoch verräth uns Riemer auch, daß es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen gefehlt habe, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Indem er nun jetzt, wo er schon auf der Mittagshöhe des Lebens stand, das Bedürfniß eines solchen häuslichen Glückes nicht länger abwies, kann uns nach dem, was oben bemerkt worden, weder seine Wahl, noch die rücksichtslose Weise, wie er dieß Verhältniß behandelte, befremden. Ihm, dem Italien den Sinn für die einfachsten Grundbedingungen menschlichen Glücks geschärft hatte **), dem die höheren Kreise in Deutschland auch noch durch andere Ursachen, von denen bald die Rede sein wird, verleidet wurden, der von weiter Fahrt mit reicher Fracht gelandet war, die Stoff zu jahrelanger stiller Beschäftigung bot, ihm war, so mochte er glauben, nicht mit einer Gattin gedient, welche ihn noch tiefer in die höheren Gesell-

---

*) Z. B. in dem Briefe an Knebel vom 30. November 1779.

**) Riemer's *Mittheilungen I*, S. 356.

schaftscirkel hineingezogen hätte; ihm mußte eine Lebensgefährtin zusagen, welche „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte." Wie unwesentlich ihm aber, nach seiner damaligen Stellung zur Kirche, die Weihe derselben für seine Verbindung erscheinen mußte, leuchtet von selbst ein; ja es mochte ihm dünken, als ob dadurch einem Verhältnisse, welches ganz ein Bund freier Neigung sein sollte, von vorn herein irgend ein Zwang aufgebürdet würde. Zudem behielt er als Dichter, namentlich auf dem Felde der erotischen Poesie, eine größere Freiheit. Eine legitime, ebenbürtige Gattin hätte wahrscheinlich an Productionen, wie die Römischen Elegieen und die Venetianischen Epigramme, eine strenge Censur geübt, während seine kleine Freundin, wie Riemer bezeugt, fern von Eifersucht, Schmollen und Einmischung in sein Autortreiben, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergaß, „daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenirende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte." Als sich aber mit den Jahren Goethe's oppositionelle oder vielmehr rücksichtslose Stellung zur Kirche und Gesellschaft bedeutend veränderte, hätte er sich vielleicht sehr gern, wie Riemer sich ausdrückt, „mit Sitte und Convenienz conformirt," wäre ihm nur nicht das Aufsehen und Gerede, welches dieser Wechsel verursachen mußte, so zuwider gewesen; und daraus erklärt es sich wohl zum Theil, warum er gerade eine Epoche der höchsten Aufregung und Verwirrung der Gesellschaft wählte, um die langjährige Verbindung durch eine förmliche Trauung zu sanctioniren.

Das im Anfange noch durch den Reiz des Geheimnisses erhöhte Glück seiner Liebe fühlt sich, wenn er gleich davon schweigt, in dem ersten Briefe heraus, den er nach der Heimkehr an Jacobi richtete. „Ja, mein Lieber," schrieb er den 21. Juli 1788, „ich bin wieder zurück, und sitze in meinem Garten, hinter der Rosenwand unter den Aeschenzweigen, und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so Mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte; Freude und Hoffnung ist

wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein. Denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von Innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden."

Um dazu aber desto besser im Stande zu sein, hatte er, bereits in einem Briefe von Rom aus, seinen Herrn und Freund gebeten, ihn seinem bisherigen Geschäftskreise zu entheben, und der edle Fürst hatte seinem Gesuche willfährig entsprochen. Schon durch ein Rescript vom 11. April 1788 war der Geheime Assistenzrath Schmid zum Kammer-Präsidenten ernannt worden, wobei jedoch Goethe das Recht behielt, in dem für den Landesherrn reservirten Lehnstuhl seinen Platz nehmend, den Sitzungen des Collegiums, so oft es seine Zeit gestattete, beizuwohnen *). Jener Brief Goethe's aus Rom an den Herzog ist für Goethe's nunmehrige Richtung so bezeichnend und für sein Verhältniß zu Carl August so aufklärend, daß die Mittheilung desselben keiner weitern Rechtfertigung bedarf. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er, „daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen! Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wieder gefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine

*) Nach dem Briefwechsel Schiller's mit Körner (I, 368) behielt er „nu noch die Bergwerks-Commission als bloße Liebhaberei."

Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten sein. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst."

Wie Goethe bei der Heimkehr seinem fürstlichen Freunde mit Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit entgegentrat, so empfing ihn dieser mit alter Herzlichkeit und Güte, und so blieb das Verhältniß nach wie vor ein wahrhaft brüderliches, wie es nicht leicht anderswo zwischen einem Herrn und Diener bestanden hat. Natürlich war ihr Verkehr besonders in den ersten Tagen nach Goethe's Rückkunft sehr lebhaft. Wir finden ihn (nach dem Hoffourierbuch) gleich am 19. Juni, dann weiter am 20., 22., 25., 27 — 30. Juni, und so auch den Juli hindurch fast ununterbrochen fort bis in den September hinein bei Hofe, bald mit Herder, bald mit Knebel, Wieland, Bode, dem Prinzen August von Gotha, dem Herzog von Meiningen, dem Prinzen Constantin u. s. w. Es läßt sich denken, wie reich und lebendig in diesen theils größern, theils engern Hofcirkeln der Quell seiner Mittheilungen über Italien fließen mußte, so daß man sich des Heimgekehrten freuen mochte, ohne seine mitgebrachten stillen Schmerzen zu ahnen. Nur Eine war unzufrieden mit ihm und fand ihn unmuthig und beklommen, gerade die, welche den Anspruch auf die herzlichste Hingebung zu haben glaubte, Frau von Stein.

Aus Italien hatte Goethe den brieflichen Verkehr mit ihr fleißig fortgeführt, und aus diesen Mittheilungen, die er nach der

Heimkehr sich wieder geben ließ und die jetzt (noch ungedruckt) das Goethe'sche Hausarchiv aufbewahrt, ist die „Italienische Reise," wie wir sie haben, nur Auszug und Ueberarbeitung. „Zum größten Theil," sagt Schöll über diese, „ist der Inhalt wörtlich derselbe, nur häufig in den besondern Stücken umgestellt und anders vertheilt. Manches ist hinzugethan, Vieles ist weggeschnitten. Denn nicht nur sind in den Briefen die Berichte fortwährend durchflochten mit eben solchen Ausdrücken unverbrüchlicher warmer Anhänglichkeit an die Freundin, wie alle die Blätter der vorhergehenden Jahre sie enthielten, sondern es ist auch die Darstellung und Erörterung von Naturbeobachtungen hie und da viel ausführlicher, und in den Besprechungen von Gebäuden, Kunstwerken mehr Erguß." Ob auch noch damals, als die schöne Mailänderin ihm eine so tiefe Neigung eingeflößt hatte, die Briefe an Frau von Stein die alte Zärtlichkeit geathmet, möchten wir bezweifeln. So viel ist gewiß, gleich die ersten uns erhaltenen Billete Goethe's an sie nach der Heimkehr haben einen ganz andern Ton; und dieß wird keinen unbefangenen Beobachter des Verhältnisses befremden. Während der langen Abwesenheit mußte ihm klar geworden sein, wie viel Ungesundes doch in diesem Verhältnisse lag; und als sie ihm nun wieder, dem in vollster Jugendkraft blühenden Manne, entgegentrat, war sie eine fünfundvierzigjährige Frau. Mit der alten Offenheit gegen sie gestand er, was ihm den Abschied von Italien so schwer gemacht, und daß dies Bekenntniß die gelockerten Bande nicht enger ziehen konnte, begreift sich leicht. Von seinen amtlichen Fesseln befreit, aber dafür um so fester an den Herzog und das Hofleben gebunden, aus dem anregungsreichen Leben in Italien herausgerissen, von dem schweren nordischen Himmel gedrückt, von den heimischen Freunden nur halb- oder mißverstanden, erschien er, wenn auch in größern Cirkeln heiter, mittheilsam, doch bei der Freundin, wo er sich gehen ließ, um so verstimmter und zusammengezogener; und da sie ihn nicht mit geduldiger Schonung, sondern in gereizter Stimmung behandelte, mußte sich sein Herz immer mehr gegen sie verschließen. Im Juli 1788, als sie im Begriffe stand nach Kochberg abzureisen und vorher noch eine ruhige Unterredung mit ihm verlangt hatte, schrieb er ihr „Gerne will ich Alles hören, was Du mir zu sagen hast; ich mu

nur bitten, daß Du es nicht so genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." In einem andern Billet aus denselben Tagen heißt es: „Mögest Du in dem stillen Kochberg vergnügt und [illegible] gesund sein. Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist." Zu einem Ausfluge nach Kochberg zu ihr konnte er sich nicht entschließen; „vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr den 31. August, „wenn mein letzter Brief ein wenig confus war; es wird sich Alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mir dergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will!" Wie ganz anders klingt das, als jene Sehnsuchtsergüsse der voritalienischen Zeit!

Goethe's Freundin war eine edle Frau, aber sie war ein Weib, und des Weibes Liebe ist ausschließender Natur. Wie schmerzlich mußte es sie berühren, als sie nun von Goethe's neuem Verhältnisse Kunde bekam, und von was für einem Verhältnisse! Eine Christiane Vulpius entzog ihr den, der das Bedürfniß zärtlichen Anschmiegens so viele Jahre hindurch bei ihr gestillt hatte. Sie ward krank und trat im Mai 1789 eine Reise zur Kur, wie es scheint, nach einem rheinischen Bade an. Ein Brief, den sie ihm zurückließ, muß es ausgesprochen haben, wie viel sie ihm vorzuwerfen hatte, und wie unverträglich mit dem Fortbestehen ihres Freundschaftsverhältnisses jenes andere sei. Goethe nahm diese Vorwürfe nicht leicht; dazu war er eine viel zu gute und edle Natur, ein viel zu tiefes Gemüth; was er ihr zu danken hatte, erschien ihm über alles Berechenbare groß. Um Alles in der Welt hätte er gern ihren Schmerz gelindert; und so griff er, unfähig, die Wahrheit zu bekennen, sogar einmal ausnahmsweise zu halb- oder unwahren Ausflüchten, indem er seinem Abschied von Italien ein mindestens unzureichendes Motiv unterschob und sein Verhältniß zu Christiane in ein falsches Licht rückte. Hören wir seine beiden letzten Briefe, worin noch das vertraute Du sich findet, und mit denen ein vieljähriges schönes, für

ihn, und man darf sagen für die deutsche Literatur fruchtreiches Herzensverhältniß in unerfreulichen Tönen verklingt:

„Ich danke Dir für den Brief, schrieb er den 1. Juni 1789, „den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein, und nicht zu verletzen. Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinne als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen! Aber das gestehe ich gerne, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen ver

schlossen; wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controlirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest? — Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen, als versöhnen könnte. Unglücklicher Weise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden; Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen, und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile vermieden, und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig."

Gewiß meinte Goethe es aufrichtig mit dem Briefe; aber sie mußte seinem Herzen schon sehr fern gerückt sein, wenn er es nicht empfand, wie kränkend unter den vorliegenden Umständen der diätetische Rath für die Freundin war, die denn auch ein großes O!!! über den Brief schrieb. Während ihr dieser auf der Reise nachging, kam sie nach Frankfurt und erfreute Goethe's Mutter durch ihren Besuch. Die Nachricht hiervon gab ihm noch einmal die Feder in die Hand, und mit augenscheinlich wärmern Gefühlen schrieb er den 8. Juni: „Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an Dich, und wahrscheinlich war er Dir so unangenehm zu lesen, als mir zu schreiben. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegen einander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegränzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern. — Ich klage nicht über meine hiesige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe

darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und andere Combinationen Alles bei uns inconsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre: so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den Nächsten entsteht: so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in Deinem als meinem Sinne, und versichre Dich, daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben. — Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Bis 1796 liegt weiter keine datirte Zeile von Goethe an Frau von Stein vor; und der Verkehr zwischen Beiden in dieser Zeit war gewiß ein seltener, entfernter, wohl nur durch Höflichkeitsrücksichten gebotener. Vielleicht wäre jede Annäherung vermieden worden, wenn nicht seine fortwährende liebevolle Theilnahme an dem jungen Stein noch eine gewisse Verbindung erhalten hätte. Späterer freundlicherer Berührungen werden wir zur Zeit gedenken.

Nach der Heimkehr aus Italien mußte Goethe überhaupt längere Zeit hindurch eines innigen freundschaftlichen Verkehrs entbehren. Von Lavater fühlte er sich innerlich durch eine breite Kluft geschieden. Mit Jacobi ging der Briefwechsel in der letzten Hälfte des Jahres 1788 zwar noch ziemlich lebhaft; aber Goethe war sich der Divergenz ihrer Richtungen doch zu tief bewußt, als daß ein recht erquickender Seelentausch hätte fortdauern können. Mit Knebel, der meistens in Jena lebte, war er nur mitunter zusammen. Etwas leb-

hafter war der Verkehr mit Wieland, für dessen Merkur er aus seinen von Italien mitgebrachten Papieren Beiträge zusammenstellte und sich gut bezahlen ließ; doch waren es mehr geschäftlich-literarische Berührungen. Herder ward ihm in den ersten Tagen des August 1788 durch eine Reise nach Italien beinahe auf ein ganzes Jahr entzogen. Der von Rom mitgebrachte Jugendfreund Kayser verließ ihn schon am 15. August wieder in Begleitung der Herzogin Amalia, die gleichfalls nach Italien reiste. Nur kurze Zeit, gegen Ende des Jahres, bis in den Januar 1789 freute er sich der Anwesenheit von Moritz. Merck ging ihm in jener Epoche so gut wie verloren, weil dieser über einer verunglückten industriellen Speculation sich selbst verlor. Man erschrickt, wenn man in der Reihe von Merck's Briefen zu seinem Schreiben vom 3. August 1788 an Goethe kommt. Der früher so kräftige, selbstbewußte, oft herbe Freund erscheint plötzlich tief gebeugt, demüthig um Hülfe flehend, nicht mehr mit dem zutraulichen Du in der Anrede, sondern mit dem respectvollen Sie. „Einer der unglücklichsten Menschen," beginnt sein Brief, „der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an." Er schließt mit den Worten: „Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. Leben Sie bis in das späteste Alter, umgeben mit allem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt Nichts übrig, als ein Abgrund von Elend." Goethe und der Herzog bewährten sich, wie Merck's weitere Briefe zeigen, als treue Freunde, obwohl sie sein Unglück nur erleichtern, nicht heben konnten. Ein Brief von ihm an Goethe vom 18. October 1788 beginnt: „Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzoge als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand." Am Schlusse heißt es: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der

Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in Etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser." Goethe's Antwort lautete: „Dein Brief, lieber Freund, wenn er mich gleich seinem Inhalte nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir Deine Zustände, und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich was Du kannst zusammen, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Uebel und suche Heilung, Mittel und Hülfe in Dir selbst und Deinen Freunden. Ich hoffe, es steht Dir Schleiermacher *) im Ordnen des Ganzen bei, wenn Du gleich im Einzelnen selbst wirst arbeiten müssen. Lebe wohl; ich bin zufrieden und vergnügt."

Reichen Ersatz für den Verlust an persönlichem und brieflichem Verkehr mit Freunden hätte er in dem Umgange mit Schiller finden können, welcher schon damals in seiner Nähe lebte. Schiller's Freunde waren sehr gespannt auf seine Zusammenkunft mit Goethe, die zu Rudolstadt im Lengefeld'schen Hause in der ersten Hälfte des Septembers stattfand. Sie hatte nicht den erwarteten Erfolg. Goethe bezeigte sich freundlich genug, hielt sich aber in einer gewissen Entfernung, und Schiller war viel zu stolz, um sich dem Rückhaltenden entgegenzudrängen. Dieser hat selbst von jenem ersten Begegnen mit Goethe einen interessanten Bericht in dem Briefwechsel mit Körner gegeben. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen," schreibt er am 12. September 1788, „worauf Du, wie ich weiß, begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in

*) Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher, Hessen-Darmst. Wirkl. Geh. Rath, damals Cabinets-Secretär und Freund des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Ludewig I.

seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, der Frau von Stein und der Frau v. S. besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll und lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches dießmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien, aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr, als jede andere europäische, in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert .... Im Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Die Zeit hat aber gelehrt, daß sie ungeachtet aller Verschiedenheit ihrer ganzen Geistesform und Weltansicht, dennoch auf ihrem Lebenswege zusammentrafen, daß aber noch mehr als ein Lustrum hingehen sollte, ehe ihre gemeinsame Lieblingin, die Poesie, jenen edlen, neidlosen, in seiner Art einzigen Geisterbund zwischen ihnen stiftete. Was Goethe'n so lange noch von Schiller entfernt hielt, hat er uns selbst in den Annalen bekannt *). Bei seiner Rückkehr aus Italien, wo er, unbekümmert um das, was in Deutschland vorging, sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, fand er im Vaterlande gerade Dichterwerke, die ihn besonders anwiderten, wie Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber, in hohem Ansehen. Schiller, gesteht er, war ihm verhaßt, weil dieser als ein kraftvolles, aber unreifes Talent eben die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich inmittelst zu läutern gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ergossen hatte, obwohl er, wie es an einer andern Stelle heißt, auch den redlichen und seltenen Ernst, der aus allen Werken Schiller's hervorleuchtete, zu schätzen wußte. Der Beifall, der seinen rohen Erstlings-Productionen vom wilden Studenten, wie von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte Goethe'n; denn er glaubte all' sein Bemühen verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet hatte, schien ihm beseitigt und gelähmt. Er hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Ausübung der Dichtkunst, die Betrachtung der bildenden Kunst ganz aufgegeben; denn es war keine Aussicht da, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. „Man denke sich meinen Zustand!“ sagt er. „Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.“ Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, eine Annäherung der beiden Dichter herbeizuführen; in dem Aufsatz über Anmuth und Würde glaubte Goethe gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu können. Ueberhaupt vermochten Schiller's philosophische, wie seine historischen Schriften kein besseres Verhältniß zu vermitteln, da

*) Goethe's sämmtliche Werke, B. 27, S. 34 ff.

Goethe, von abstracter Speculation, wenn er auch eine Zeit lang Kant mit Interesse studirte *), im Ganzen doch kein Freund war und auch mit der Geschichte sich wenig zu schaffen machte. So lehnte er denn alle Versuche von Personen, die Beiden gleich nahe standen, und selbst das milde Zureden Dalberg's ab. „Meine Gründe," sagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als Ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in Eins zusammenfallen können."

Es fehlt uns andrerseits nicht an noch offenherzigeren Confessionen, die Schiller's damalige Stimmung gegen Goethe aufdecken. „Oefters um Goethe zu sein," schrieb er den 2. Februar 1789 an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen: ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dieß scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — — Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünschte. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag.

*) S. den Briefwechsel zwischen Körner und Schiller, II, 202 f. 207. Vgl. Goethe's W. Bd. 25, S. 126, 159 f., Bd. 40, S. 421.

Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dieß gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Körner antwortete: „Goethe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es Schade, wenn dieß Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm Nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit."

Der Leser wird sich diese Urtheile selbst zu rectificiren wissen *), aus denen immerhin eine hohe Bewunderung Goethe's hervorblickt. Schiller bekennt auch in einem Briefe vom 25. Februar 1789, daß er sich, namentlich im Dramatischen, mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft anwenden wolle, gar nicht zu messen wage. „Er hat weit mehr Genie als ich," sagt er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in

*) Wie vollständig Schiller seine Ansicht über Goethe's zurückhaltendes Wesen berichtigte, zeigt ein Brief an Körner vom 31. August 1798: „Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein Leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen; es gibt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken soll. Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig u. s. w."

das Gebiet des Drama's herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. In einem der nächsten Briefe (vom 9. März 1789) macht sich eine Empfindung gegen Goethe Luft, die wir gern dem vom Geschick so schwer bedrängten Schiller zu gut halten. „Dieser Mensch, dieser Goethe," heißt es, „ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Ungeachtet solcher wechselseitigen Antipathien blieben die beiden Dichter in der nächsten Zeit doch nicht so sehr außer aller Connexion, als man nach Goethe's Bekenntnissen glauben sollte. Vermied dieser auch Schiller's Nähe, so nahm er doch an seinem Schicksale Antheil und verwandte sich für seine Ernennung zu einer Professorstelle an der Jenaer Universität; ja es fehlte, wie uns der Briefwechsel Schiller's mit Körner zeigt, auch nicht ganz an persönlichen Berührungen. So berichtet Schiller in einem Briefe vom 1. November 1790 von einem Besuche, den Goethe bei ihm abgestattet, wo sich das Gespräch bald auf Kant hinwandte. Die jüngste Schrift desselben, die Kritik der Urtheilskraft, hätte leicht einen Anknüpfungspunkt zu näherer Bekanntschaft bieten können, wenn nur nicht Beider Gemüth in so ungünstiger Disposition gewesen wäre. Denn wie Schiller sich schon damals zur Philosophie hinneigte, so nahm Goethe an jener Schrift einen ungewöhnlich lebhaften Antheil. Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon vor neun Jahren erschienen, hatte ihn aber, weil sie zu weit außerhalb seines Kreises lag, nur schwach und fast nur mittelbar durch Anderer Gespräch berührt. Einzelne Capitel glaubte er jedoch zu verstehen, und gewann daraus Manches „zu seinem Hausgebrauch". Der Kritik der Urtheilskraft aber, womit jetzt Kant hervortrat, bekennt Goethe eine höchst frohe Lebensepoche schuldig geworden zu sein. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen," sagt er, „neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse eines behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und

da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein; und was neben einander stand, wohl für einander stand, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand Beides so oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen." Trotz dieser Zustimmung zu den Hauptprincipien sprach er aber in der Unterhaltung mit Anderen nach seiner Weise nur das aus, was in ihm aufgeregt war, nicht was er gelesen hatte, und gerade darein konnte sich Schiller jetzt noch nicht finden. „Interessant ist's," schrieb er nach jenem Besuche an Körner, „wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele schöpfe. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." So führte denn auch dieses Gespräch zu erhöhter Bewunderung, aber nicht zu vertraulicher Annäherung.

Indem so Goethe von älteren Freunden durch äußere und innere Hindernisse geschieden und von Schiller einstweilen noch durch unüberwindliche Abneigung fern gehalten ward, stand er die nächsten Jahre sehr einsam da und führte ein höchst zurückgezogenes Leben. Es vereinigte sich aber auch Alles, um ihn an das Haus und ein stilles Geistesleben zu fesseln. Aus Italien, dem formreichen, zurückgekehrt, konnte *er dem gestaltlosen* Deutschland keinen Geschmack

abgewinnen *); der düstere vaterländische Himmel weckte eine schmerzliche Sehnsucht nach dem heitern Himmel des Südens. Die früheren Bekannten brachten ihn, statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, beinahe zur Verzweiflung. Sein Entzücken über entfernte, kaum bekannte Gegenstände, sein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; er vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand seine Sprache. Für diese Entbehrungen suchte er sich nun daheim, „wo ihn ein glückliches Verhältniß lieblich erquickte," vorzüglich durch Dreierlei schadlos zu halten, durch Kunstbetrachtungen und Kunstgenüsse, durch Naturstudien, und durch Vergegenwärtigung der Sitten der Völker.

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren," so lautet sein eigenes Bekenntniß über diese Zeit **), „hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen, zu bereiten. — Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. — Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die

*) S. Goethe's sämmtliche Werke, B. 36, S. 92.
**) S. Goethe's sämmtliche Werke, B. 36, S. 92 f.

Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte."

Der erste dieser drei Aufsätze sucht die in der Ueberschrift bezeichneten Begriffe schärfer zu bestimmen und zu sondern. Die wenigste Schwierigkeit bot die „einfache Nachahmung der Natur," welche „bei sogenannten todten oder stillliegenden Gegenständen (wie Blumen, Früchten u. dgl.) von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen" mit Erfolg ausgeübt wird. Die „Manier" ist eine Sprache, worin sich der Geist des Künstlers unmittelbar ausdrückt und charakterisirt. Sie opfert Einzelnes, um viele Gegenstände in ein harmonisches Bild zu vereinigen, um den allgemeinen Ausdruck eines großen Gegenstandes zu erreichen. Der „Styl" endlich beruht auf der Erkenntniß des Wesens der Dinge, auf der Auffassung ihrer charakteristischen Eigenschaften und auf der Nebeneinanderstellung und Nachahmung ihrer charakteristischen Formen. An diese Definitionen und Unterscheidungen werden dann noch einige Betrachtungen angeknüpft über die Verwandtschaft und das Ineinanderverlaufen dieser drei Arten, Kunstwerke hervorzubringen. Obgleich sich der Aufsatz ausschließlich auf bildende Kunst bezieht, so ist er doch zugleich bezeichnend für Goethe's nunmehrige Ansicht über poetische Kunst. Der Manier entspricht die subjective Dichtkunst, dem Styl die objective; und wie er zwar der Manier noch eine „hohe und respectabele" Stelle in der Kunst zuerkennt, den Styl aber als das Höchste betrachtet wissen will, „was die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann," so stellt er auch die reine, ruhige, das Wesen der Dinge treu erfassende und darstellende Poesie über die subjectiv bewegte, durch die innere Welt des Darstellenden gefärbte Dichtkunst. Dann spricht sich auch in dem hohen Range, den er dem Style einräumt, seine Verehrung der Naturforschung aus; denn der Künstler, der sich um Styl bemüht, ist dem Naturforscher innig verwandt, indem er, gleich diesem, „die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen zu lernen, die Reihe der Gestalten zu überschauen sucht, und die verschiedenen charakteristischen Formen mit einander vergleicht." — Außer dieser

Abhandlung gingen noch drei kleinere Aufsätze aus seinen damaligen Kunstbetrachtungen hervor: 1) „Material der bildenden Kunst," worin er den Gedanken, daß jedes Kunstwerk bis auf einen gewissen Grad durch das Material bedingt sei, an den ägyptischen Obelisken erläutert, die er aus der natürlichen Form der Granitmassen ableitet; 2) „Von Arabesken," deren Werth, Bestimmung und Anwendung bei den Alten er bespricht, und 3) „Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc-Anton gestochen und von Professor Langer in Düsseldorf copirt (1789)."

Vielleicht noch größern Reiz, als die Kunstbetrachtungen, hatten für unsern einsiedlerisch lebenden Freund in dieser Zeit die Naturstudien, und unter diesen stand jetzt noch die Botanik im Vordergrunde. Die Geschichte seines botanischen Studiums hat der zweite Theil unserer Schrift bereits im Zusammenhange bis zur Reise nach Italien verfolgt. Hier regte die Fülle, Neuheit und Pracht der Erscheinungen aus der Pflanzenwelt seine Lust an dieser Wissenschaft neu auf, und das Wechselhafte der Gestalten lockte ihn immer mehr, allen Veränderungen und Uebergängen der Formen nachzugehen. Gleich beim Eintritt in Italien machten der Lärchenbaum, die Zirbelnuß dringend auf klimatischen Einfluß aufmerksam, auch andere Pflanzen, mehr oder minder verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am ergreifendsten aber stellte sich ihm die Fülle einer fremden Vegetation dar, als er in den botanischen Garten von Padua hineintrat, wo ihm eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegenleuchtete. Hier sah er im Freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den man daheim nur in Glashäusern überwintern konnte. Vor Allem zog eine Fächerpalme seine Aufmerksamkeit an sich. Glücklicher Weise standen die einfachen lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die successive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige sich in vollkommener Ausbildung zeigte; zuletzt trat aus einer spathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthume in keinem Verhältniß stehendes Gebilde, fremdartig und überraschend. Ueber diesem Anschauen und Vergleichen bildete

sich nun immer mehr in ihm die Vorstellung aus: „die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei einer eigensinnigen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die auf dem Erdkreis auf sie einwirken (als Bodenverschiedenheit, Feuchte und Trockenheit, Wärme und Kälte u. s. w.), sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können." In allen Arten und Gestalten aber, selbst den allerentferntesten, erkannte er ein Gemeinsames, und dieser Gedanke schwebte ihm damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vor. Indem er nun im weitern Verlauf der Reise sämmtlichen Pflanzenformen, wie sie ihm vorkamen, in ihren Umbildungen und Veränderungen nachging, leuchtete ihm am letzten Ziele der Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein.

Mit dieser großen, wahrhaft genialen Entdeckung war ein neues Ferment, eine mächtige Leidenschaft in seine Seele geworfen; er hätte gern fortan sich ausschließlich mit der Entwickelung dieses Gedankens, dessen Fruchtbarkeit ihm sogleich einleuchtete, beschäftigen mögen. Aber in Rom war, nach seiner Wiederkunft aus Sicilien, an kein folgerechtes Studium zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum forderten ihn gewissermaßen ganz. Dennoch konnte er nicht umhin, tagtäglich in jedem Garten, auf Spaziergängen, auf kleinen Lustfahrten sich der neben ihm bemerkten Pflanzen zu bemächtigen, und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf die Fortpflanzung sowohl durch Samen, als durch Augen. Während seiner Rückreise nach Deutschland verfolgte er unablässig seine Gedanken, und ordnete sich im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag derselben, den er bald nach der Heimkehr niederschrieb. So entstand die Abhandlung: „Die Metamorphose der Pflanzen."

In unseren Tagen gestehen es die Naturforscher freudig ein, daß die in dieser Abhandlung entwickelte Idee zu den großen luminosen Gedanken gehört, welche den Blicken der Menschen neue weite Bahnen eröffnen. Linné hatte allerdings schon ein Wort hingeworfen, worin der Keim der Goethe'schen Metamorphosenlehre liegt (principium florum et foliorum idem est), und 1759 hatte

Kasp. Friedr. Wolf in seiner Theoria generationis eine ähnliche Lehre vorgetragen; allein jenes Wort schloß doch nur den ganz unentwickelten Keim in sich, und Wolf's Theorie, die Goethe erst nach Veröffentlichung seiner eigenen kennen lernte, weicht in den Ansichten und der Art der Entwickelung mannigfach ab. So muß also Goethe, wenn gleich unterdessen eine noch allgemeinere Grundform (die Zelle) entdeckt worden, als der Schöpfer der Morphologie gelten, die den wahren Grund zu einer natürlichen Systematik legte, und große Celebritäten der Wissenschaft haben sich offen als seine Jünger bekannt. Der damaligen Zeit aber war die ganze Anschauungsweise so fremd, daß die kleine Schrift, noch ehe sie an's Licht trat, das unerfreulichste Schicksal erlebte. Göschen, der Herausgeber von Goethe's gesammelten Werken, lehnte sie zum Erstaunen des Verfassers ab, wahrscheinlich auf den Rath von Fachgelehrten, denen er sie zur Prüfung vorgelegt. Allein Goethe ließ sich, im Vertrauen auf den Werth seiner Arbeit, nicht sogleich abschrecken. Da erbot sich Ettinger in Gotha, vielleicht nur weil er eine Verbindung mit dem Dichter wünschte, zur Uebernahme des Verlags, und so wanderten die wenigen Bogen, mit lateinischen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt. Das Publikum stutzte, Niemand wollte das Werkchen anfänglich für mehr als ein artiges Phantasiespiel gelten lassen; selbst ein Tischbein erkannte nicht, worauf Goethe hinzielte, und glaubte ihn recht gut zu vertheidigen, indem er sagte, „der Verfasser wolle den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden seien, nach Art der Alten in fortschreitender Bewegung.“ Die Fachgelehrten ließen eine so wunderliche Deutung zur Noth hingehen, meinten aber, wenn man Nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Zierathen beabsichtige, müsse man nicht thun, als ob man für die Wissenschaft arbeite, wo dergleichen Phantasieen nicht an ihrem Platze seien. Von keiner Seite wollte man zugeben, daß Wissenschaft sich mit Poesie vereinigen lasse; „man vergaß,“ fügt Goethe hinzu, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, wie, nach einem Umschwunge von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheile, auf höherer Stelle gar wohl begegnen können.“

Neben der Botanik begann aber auch ein anderer Zweig der Naturwissenschaft, die Optik, sein lebhaftes Interesse zu erregen; er glaubte zu entdecken, die Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sei falsch und unhaltbar, und so war ihm abermals, wie er selbst sagt, „eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte." Daß dieses „Aperçü" der Zeit vor dem Ausfluge nach Venedig angehört, beweisen schon die Venetianischen Epigramme, worin vielfache Ausfälle auf Newton und die Newtonianer vorkommen. Was aber die Geschichte der Inoculation jener Krankheit betrifft, so folgen wir auch hier möglichst getreu seinen eigenen aufrichtigen Bekenntnissen. In Italien waren ihm durch ununterbrochenes Anschauen von Kunstwerken, durch Nachdenken und Vergleichen, durch lebendiges, wirksames Gespräch mit Kennern, durch steten Umgang mit praktischen und denkenden Künstlern schon manche Lichter über bildende Kunst aufgegangen, als er von einem einzigen Punkte sich noch immer nicht die mindeste Rechenschaft zu geben wußte; es war das Colorit. Hierüber konnte er weder durch sich, noch durch Andere zur Klarheit gelangen; Lehrbücher wie Kunstwerke, Abgeschiedene wie Lebendige ließen ihn gleich rathlos. Beobachtete und fragte er die gegenwärtigen Künstler, die unter seinen Augen Gemälde ausführten, so fand er bald, daß sie in der Färbung bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Keins entwickelte sich aus dem Andern, Keins griff nothwendig in das Andere ein. Goethe ließ sich dadurch nicht entmuthigen und fuhr fort, den Farben in Kunstwerken und Natur die liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen; allein bei den tausend Geistern, die sich damals um ihn stritten, gelangte er in Italien noch zu keinem erheblichen Resultat. So viel leuchtete ihm indessen ein, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von Seiten der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst Etwas über sie gewinnen wollte.

Als er nun in der Heimath nach längerer Unterbrechung diese Forschungen wieder aufnahm, las er zuerst, wie alle Welt von der

Wahrheit der Newton'schen Theorie überzeugt, in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel, und weil er aus der Lehre, wie sie dastand, Nichts für seinen Zweck zu entwickeln vermochte, so nahm er sich vor, die Experimente und Phänomene, wodurch jene Theorie bewiesen wird, zu sehen. Zu diesem Zwecke bot ihm Hofrath Büttner, welcher von Göttingen nach Jena gezogen war, freundlich den nöthigen Apparat an; es fehlte Nichts als eine dunkle Kammer, die sich Goethe in einem neuen Quartier, das er eben damals bezog, recht bald einzurichten gedachte. Allein mancherlei Hindernisse traten ein, und die Prismen blieben eingepackt in einem Kasten unter dem Tische stehen. Endlich, da er erfuhr, daß Büttner über die verzögerte Rücksendung der Instrumente ungeduldig sei, nahm er den Kasten hervor und stand schon im Begriff, ihn dem Boten zu übergeben, als ihm einfiel, er wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was er seit seiner frühesten Jugend nicht mehr gethan. Indem er das Prisma vor die Augen nahm, erwartete er, der Newton'schen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Aber zu seiner Verwunderung fand er, daß sie, durch's Prisma angeschaut, nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkeles daran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Mit Einem Male glaubte er die Unrichtigkeit der Newton'schen Hypothese zu erkennen und zugleich einzusehen, daß eine Grenze nothwendig sei, um Farben hervorzubringen. Nun war an kein Zurücksenden der Prismen mehr zu denken. Durch Ueberredung und Gefälligkeiten beruhigte er den Eigenthümer und setzte seine Untersuchungen fort.

Wir werden die Geschichte derselben am gehörigen Orte weiter führen und bemerken hier nur noch, wie bedenklich es für die Solidität des neu angelegten Gebäudes sein mußte, daß das Grund-Aperçu ein ganz falsches war. Schon die Erwartung, womit er das Prisma in die Hand nahm, ging aus einer irrigen und mangelhaften Auffassung der Newton'schen Theorie hervor; denn nach dieser muß gerade eine weiße Wand, durch das Prisma betrachtet, weiß,

und nur an den Rändern farbig erscheinen, weil die entstehenden Farbenbilder, indem sie sich über einander schieben, wieder das Weiße erzeugen und nur an den Rändern die überragenden Farben erblicken lassen. Allein hier rächte es sich an Goethe, daß er von Jugend auf sich nicht gewöhnt hatte, eine lange zusammenhangende Gedankenreihe eines Andern mit Hingebung zu verfolgen und aufzunehmen, und insbesondere, daß er keine gründlichen mathematischen Studien gemacht hatte.

Das Denkmal der dritten Hauptrichtung, nach welcher hin Goethe's Geist damals vorzugsweise beschäftigt war, das Römische Carneval, scheint in dem Winter 178⁸/₉ entstanden zu sein. „Ich habe diese Zeit," schrieb er am 2. Februar 1789 an Jacobi, „hier Nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des römischen Carnevals. Bertuch und Krause wollen es auf Ostern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle Dir dieß Werkchen und schicke Dir ihre Ankündigung. Es wird, hoff' ich, Niemand gereuen, einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun." Als Goethe den „tollen Spectakel" zum ersten Male im Jahre 1787 sah, war er sehr wenig davon erbaut; er meinte damals, man müsse dem Schauspiel einmal beigewohnt haben, um den Wunsch, es je wieder zu sehen, völlig los zu werden; zu schreiben sei davon gar Nichts, bei einer mündlichen Darstellung möge es allenfalls unterhaltend sein. Aber beim zweiten Anblick dieses Volksfestes, im Februar 1788, fiel ihm bald auf, daß es doch, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf habe. Dadurch ward er mit dem Getümmel versöhnt, indem er es wie ein sonstiges bedeutendes Naturerzeugniß oder Nationalereigniß ansah; er mischte sich, trotz manches widerwärtigen, unheimlichen Eindrucks, unter die verkappte Menge, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, notirte hierauf die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, und ließ zugleich die interessanten Masken durch seinen Hausgenossen Georg Schütz flüchtig zeichnen und coloriren. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten entwarf er nun nach der Heimkehr das meisterhafte Gemälde jener bunten, bewegungsvollen Volkslustbarkeit, das an Anschaulichkeit und plastischer Bestimmtheit vielleicht unübertroffen dasteht. Er bekennt aber auch selbst, daß er die Arbeit mit Lust und

Liebe ausgeführt habe. „Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise," fügt er hinzu, „den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen." Es möchte nicht schwer fallen, aus dieser Einen Schilderung sämmtliche Kunstmittel abzuleiten, wodurch man dergleichen reiche und bewegte Scenen aus der Menschenwelt und überhaupt eine große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände lebhaft und treu dem innern Auge des Lesers vergegenwärtigen kann. Wir deuten nur auf Einiges hin. Mit großer Sorgfalt zeichnet Goethe vor Allem das Local und gibt die Grenzen genau an, innerhalb welcher die Hauptvorgänge eingeschlossen bleiben. Diese Grenzen stehen nun beim Folgenden immer als einschließender Rahmen des Bildes vor unserer Phantasie. Dann wendet er das Kunstmittel der Gradation an. Er muthet unserer Einbildungskraft nicht auf einmal die Erzeugung eines Ganzen zu, welches das äußere Auge kaum aufzufassen vermag, wenn es ihm dargeboten wird; er führt uns den Corso erst nur durch eine mäßige Menge belebt vor, wie er sich an allen Sonn- und Festtagen darstellt; die Erscheinungen, die er dann zeigt, geben einen Leitfaden für die Auffassung des verwirrten Getümmels in den Faschingstagen.

Nachdem er so das Ganze vorbereitet, macht er uns mit den Einzelnheiten näher bekannt, welche später Hauptpartieen des reichen Gesammtgemäldes bilden sollen, er vergegenwärtigt uns die Masken, die wettrennenden Pferde, die Wache, die Kutschen, aber Alles nicht in der Form der Beschreibung, sondern der lebendigen Erzählung, Alles schon in Bewegung und Handlung dargestellt. Aber auch da, wo er endlich das Hauptbild vor uns aufrollt, weiß er der Phantasie noch allerlei Hülfsmittel zu bequemerer Auffassung desselben darzureichen; überall werden die prägnantesten Stellen, die eigentlichen Lebenspunkte herausgehoben, überall stellt sich in dem scheinbar gesetzlosesten Getümmel ein bestimmter Verlauf und Fortschritt dar.

In denselben Kreis mit dem Römischen Carneval gehören die

den italienischen Briefen angehängten „Fragmente eines Reisejournals," die auch erst nach der Heimkehr ihre gegenwärtige Form und Fassung erhielten. Besonders interessant sind darunter die Abschnitte: Volksgesang, die Tarantella, Stundenmaß der Italiener, Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. Der letztgenannte Aufsatz liegt in der Mitte der auf die Sitten der Völker bezüglichen und der Kunstbetrachtungen, oder verbindet vielmehr beide Gebiete mit einander. Alle diese Abhandlungen, so wie jene aus den Kunstbetrachtungen hervorgegangenen Aufsätze stellte Goethe aus seinen italienischen Papieren für Wieland's Merkur zusammen, der sie in den Heften der drei letzten Monate 1788 brachte.

Was endlich in dem für das vorliegende Capitel abgegrenzten Zeitraume an poetischen Erzeugnissen theils zum Abschluß gelangte, theils neu entstand, wollen wir in dem nächstfolgenden Capitel zusammenfassen.

Sechstes Capitel.

Tasso. Der Groß-Cophta und die zugehörigen Lieder. Die ungleichen Hausgenossen; Lieder daraus. Morgenklagen. Römische Elegieen.

Unter den am Ende des vorigen Capitels angedeuteten poetischen Werken behauptet Tasso den ersten Platz. Das erste Keimen und Hervorwachsen desselben ist im zweiten Theile dieser Schrift verfolgt worden. Als Goethe in Rom die Umformung seiner Iphigenie glücklich zu Stande gebracht hatte, dachte er auch an eine neue Bearbeitung des Tasso, und nahm im Februar 1787 das Manuscript nach Neapel mit. „Wüßte ich nur," schrieb er damals an die Weimarischen Freunde, „was Ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbe[illegible] der Gegenstand fast noch beschränkter, als jener, und will im Ei[illegible]

zelnen noch mehr ausgearbeitet sein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann; das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." Von dem Gedanken einer so gänzlichen Umgestaltung kam er jedoch wieder zurück und beschloß mit dem Stücke eine ähnliche Operation wie mit der Iphigenie vorzunehmen *). „Lieber," schrieb er, „würf' ich ihn in's Feuer; aber ich will bei meinem Entschlusse beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen." Auf der Fahrt nach Sicilien begleiteten ihn die zwei ersten Acte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, in Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber mit einem Anflug von Weichlichem und Nebelhaftem, welcher sich alsbald verlor, als er nach seinen nunmehrigen Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Das Stück wurde auf der Seefahrt, „im Wallfischbauch, um und um, durch und durch gedacht," und der ganze Plan war bei der Ankunft in Palermo ziemlich auf's Reine gediehen. Die bedeutendsten Veränderungen scheinen die letzten Acte, namentlich der Schluß, erfahren zu haben. „Tasso muß umgearbeitet werden," meldete er am 1. Februar 1788; „was da steht, ist zu Nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!" Auf der Rückreise von Rom nach Deutschland erhielt ein guter Theil des Stückes seine gegenwärtige Gestalt. Von dem Schmerze über die Trennung vom geliebten Italien tief bewegt, suchte er sich zu einer poetischen Thätigkeit zu ermannen und bearbeitete mit inniger Neigung die Partieen des Tasso, die seiner augenblicklichen Stimmung am meisten verwandt waren. In Florenz verbrachte er die größte Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten. „Hier schrieb ich," so berichtet er selbst am Schlusse seiner italienischen Reise, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater

*) S. den Brief aus Caserta vom 16. März 1787.

einahe unmöglich ward. Wie mit Ovid *) dem Local nach, so onnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der chmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu iner unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise troß aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere **), wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." Dieser Aufenthalt zu Belvedere (mit dem nun sechsjährigen Erbprinzen in Begleitung des Landkammerraths Riedel) fiel in die Tage vom 20. Mai bis zum 7. Juni 1789; doch führte er hier in dem Weimar'schen Belriguardo die in den florentinischen Lustgärten begonnene Neudichtung nicht sogleich ganz zu Ende, sondern erst gegen Ende Juli ***) gelang ihm der völlige Abschluß.

Um eine festere Basis für die Erörterung des Drama's zu gewinnen, suchen wir zunächst die Grundaufgabe, deren Lösung der Dichter sich hier aufgegeben hat, zu bestimmen. Die von Lewitz ausgesprochene Ansicht †), daß es, „einzig und allein das Hofleben in seinem ganzen Umfange und seinem tiefsten Wesen" sei, was Goethe habe schildern wollen, hat Hiecke in den Hallischen Jahrbüchern vollkommen widerlegt. Wie diese Auffassung zu enge ist, so dürfte der Gegensatz des Idealismus und des Realismus, der Conflict der idealen Gemüthswelt mit der Wirklichkeit und ihrer unerbittlichen Ordnung, worin Andere den Grundgedanken gefunden haben, umgekehrt zu weit sein. Uns scheint specieller der Kampf der freien schrankenlosen Sinnesart des Dichters mit dem Hof- und Staatsleben die ideelle Grundlage des Stückes zu bilden. Jener Gegensatz des Idealismus und Realismus, jenes Streben nach absoluter persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen

*) Vergl. oben S. 109 f.

**) Nach Riemer im Juli 1789.

***) S. aus Herder's Nachlaß I, 111 f.

†) Ueber Goethe's Torquato Tasso (Königsberg, 1839) S. 170 f.

in Widerspruch geräth, liegt freilich, wie allen bisherigen bedeutenderen Dramen Goethe's (mit Ausnahme etwa der Iphigenie), so auch dem Tasso entfernter zu Grunde; allein in jedem derselben ist der Conflict auf ein anderes Gebiet verlegt, und gestaltet sich demgemäß auf eine andere Weise. Götz sucht sein Ideal ritterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen das Prinzip einer ihm widerwärtigen neu anbrechenden Weltperiode zu vertheidigen; Egmont will ein schön menschliches Dasein, eine mit dem Leben spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; im Werther (denn auch diesen können wir seiner Grundidee nach in den Kreis der Dramen ziehen), so wie in Clavigo und Stella ist der Streit auf das moralisch-bürgerliche Gebiet gerückt; im Prometheus kehrte sich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit selbst; im Mahomet sollte veranschaulicht werden, wie die erhabensten ideellen Bestrebungen unvermerkt von kleinen realistischen Absichten inficirt werden; im Tasso endlich bricht sich die ungebundene poetisch-ästhetische Weltansicht an den Schranken der conventionellen Welt.

Die Hauptträger dieses Gegensatzes in unsrer Tragödie sind Tasso und Antonio. In jenem finden wir ein tiefes Dichtergemüth, das in den Reichen süßer Träume schwebt. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum," sagt die Gräfin Leonore von ihm:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.

So zeigt er sich im Anfange der Tragödie; denn das haben wir von vorn herein zu bemerken, daß sein Charakter nicht wie der des Antonio und Alphons als ein fertiger, sondern als ein werdender, in der Entfaltung begriffener sich darstellt. Er wird uns in dem Zeitpunkte einer Krisis vorgeführt; und so hat der Dichter, wie es der Maler und jeder Künstler thun soll, für sein Gemälde einen höchst prägnanten Moment gewählt, der außer dem Gegenwärtigen,

auch das Vergangene und Zukünftige lebendig veranschaulicht. In der letztverflossenen Zeit bis zu dem Augenblicke, wo sich die Handlung eröffnet, war Tasso's Gemüth, wie beweglich und bewegt es auch sein mochte, in einem schönen Gleichgewicht geblieben; und dazu hatte besonders Dreierlei zusammengewirkt. Ein edler, großmüthiger Fürst hatte ihn aus einem engen Leben zu schönen ehrenvollen Verhältnissen erhoben, hatte ihm jede Sorge vom Haupte genommen und ihm Freiheit und Muße gegeben, daß seine Seele sich zu muthigem Gesange entfalten konnte. Dann war ihm das große Dichterwerk, womit er sich bis dahin beschäftigte, ein Hort gegen krankhafte Ausbrüche der Empfindung gewesen. Und endlich hatte das stille, hoheitvolle Gemüth der Prinzessin mit geheimnißvollem Zauber die Stürme in seiner Brust gefesselt gehalten; ihr erstes Erscheinen schon beschwichtigte, wie er selbst gesteht, den dunkeln, verworrenen Thatentrieb, der ihn verzehrte:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht und jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in Deinen Blick geheilt.

So lange jene Zustände fortdauerten, hatte auch seine Liebe zur Prinzessin einen mehr ideellen Charakter; es war keine Liebe, die sich des Gegenstandes bemeistern, ihn ausschließlich besitzen wollte; aus allen Sphären trug er, was er liebte, auf Ein Bild, auf einen Namen nieder. Dieses sollte nun aber Alles anders werden. Nachdem er sich der großen Arbeit, der epischen Darstellung des ersten Kreuzzuges, entledigt, welche bisher dem ganzen Strom seiner ungestümen Empfindungen einen Abzug dargeboten, stand er in Gefahr, seine ungemäßigten Gefühle und Wünsche der umgebenden Wirklichkeit zuzuwenden. Die krankhaften Züge seines Gemüthes, die bisher von der angestrengten Beschäftigung mit einer ernsten und würdigen Aufgabe, wenn auch nicht ganz niedergehalten, doch gemäßigt und zurückgedrängt wurden, die in früh erlittenen Kränkungen und in seinem vorherrschenden Phantasieleben begründete Reizbarkeit, der Argwohn, das Mißtrauen gegen die Menschen, der un klare Drang nach Thaten, alles dieß bekam nun freieres Spiel; un

selbst die Neigung zur Prinzessin konnte jetzt leicht einen für ihren und seinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam die Exaltation seines Gemüths durch den ihm von der Prinzessin aufgesetzten Kranz, das beste Mittel, das der Dichter wählen konnte, um Tasso's schwärmerisches Phantasieleben zu veranschaulichen. In solcher Disposition seines Innern trifft er mit Antonio, dem Staatsmanne, zusammen. Dieser entwirft ein lebendiges Bild der politischen Wirksamkeit des Papstes Gregor; er schildert

die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht, und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Begierig horcht Tasso seinen Worten, und je mehr er horcht, desto stärker erwacht der Thatendrang in seiner Brust, desto kleiner erscheint ihm der Beruf des Dichters, und er fürchtet sich wie Echo an den Felsen zu verlieren. Ein vertrauliches Gespräch mit der Prinzessin beschwichtigt zwar wieder dieses unruhige Streben nach äußerer Wirksamkeit; und wie seine Empfindungen rasch von einem Extrem zum andern überspringen, so hören wir ihn in demselben Gespräche begeisterungsvoll die goldene Zeit preisen, wo auf der freien Erde sich die Menschen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten. Allein eben diese Unterredung versetzt sein Inneres in eine neue, stärkere Aufregung, indem sie die Neigung der Fürstin zu ihm unverkennbar durchblicken läßt. Hierdurch zu leidenschaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, dem Wunsche der Prinzessin zu genügen, mit beredter Wärme seine Freundschaft an. Als aber dieser sie kalt und schroff zurückweist, reißt der hochangeschwollene Strom der Gefühle seinen Zorn zu solcher Heftigkeit fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht, welches in einer den Stürmen des Mittelalters kaum entrissenen Zeit, im Palast des Fürsten wenigstens, eine heilige Freistatt vor wilder Leidenschaft gesichert wissen wollte. Der Herzog muß gegen den Uebertreter dieses Gesetzes den Schein einer Strafe verhängen; er verurtheilt Tasso zu einer gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm Zeit zur Besinnung zu geben und die Gelegenheit zur blutigen Entscheidung seines Strei-

tes mit Antonio zu entziehen, als um diesem eine kleine Genugthuung zu gewähren. Tasso verkennt die Milde seines Fürsten und überschreitet nun in seiner Leidenschaft jedes Maß. Alle jene Regungen, die früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht, der Argwohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Herzoge, alle erwachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was man zu seinen Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter, schlauer Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, die sich nach jedem Windzuge der Gunst dreht und wendet; selbst zu der angebeteten Prinzessin verliert er das Vertrauen. Und wie er sich von Kälte und Verstellung umgeben glaubt, so wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art von Märtyrerthum, worin er sich gefällt, zu kränken. Da ihm aber bei dieser Gelegenheit einleuchtet, wie sehr er sie verkannt, so schlägt plötzlich sein Gefühl für sie in so glühende Leidenschaft um, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden und eine Trennung unvermeidlich. Tasso muß es fühlen, daß er selbst sein Glück zerstört hat, und bricht dennoch auf's Neue in Wuth gegen Antonio, Alphons, die Gräfin und sogar gegen die Prinzessin aus; aber er bekennt es selbst, daß er sich dieser Wuth nur hingibt, um die Höllenqual der Reue im ersten Augenblick zu übertäuben. „Laß mir das dumpfe Glück," entgegnet er Antonio,

damit ich nicht
Mich erst besinne, und dann von Sinnen komme.

Erst auf Antonio's Zuruf, sich zu ermannen, sich zu vergleichen, zu erkennen, wer er sei, fällt ihm ein anderes, besseres Heilmittel ein, das ihm die Natur verliehen:

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.



selbst die Neigung zur Prinzessin konnte jetzt leicht einen für ihren und seinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam die Exaltation seines Gemüths durch den ihm von der Prinzessin aufgesetzten Kranz, das beste Mittel, das der Dichter
um Tasso's schwärmerisches Phantasieleben zu vera
solcher Disposition seines Innern trifft er mit Ant
manne, zusammen. Dieser entwirft ein lebendig
schen Wirksamkeit des Papstes Gregor; er schilde

> die Gestalten je
> Die sich lebendig, rastlos ung
> Um Einen großen, einzig klu
> Gemessen dreht, und ihren L
> Den ihr der Halbgott vorzu

Begierig horcht Tasso seinen W
desto stärker erwacht der Thatendran
erscheint ihm der Beruf des Dichters
an den Felsen zu verlieren. Ein v
Prinzessin beschwichtigt zwar wieder
äußerer Wirksamkeit; und wie seine
Extrem zum andern überspringen, so
Gespräche begeisterungsvoll die golde
freien Erde sich die Menschen wie froh
teten. Allein eben diese Unterredung
neue, stärkere Aufregung, indem sie die
unverkennbar durchblicken läßt. Hierdur
entzündet, tritt er Antonio entgegen un
der Prinzessin zu genügen, mit beredter
an. Als aber dieser sie kalt und schroff z
angeschwollene Strom der Gefühle seinen
fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht,
men des Mittelalters kaum entrissenen Zei
wenigstens, eine heilige Freistatt vor wi
wissen wollte. Der Herzog muß gegen den
den Schein einer Strafe verhängen; er ve
gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm
geben und die Gelegenheit zur blutigen Ent

... mit Antonio zu entziehen, als um diesem eine kleine Genug-
thuung zu gewähren. Tasso verkennt die Milde seines Fürsten und
überschreitet nun in seiner Leidenschaft jedes Maß. Alle jene Regun-
... früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht,
...ohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Her-
...wachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was
...n Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons er-
... ein selb...chtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter,
...ant, d... ...in wie eine verschmitzte Heuchlerin, die
... ...unst dreht und wendet; selbst zu der
... das Vertrauen. Und wie er sich
... glaubt, so wird er selbst ver-
...cht, die Prinzessin durch vor-
... Märtyrerthum, worin er sich
...ser Gelegenheit einleuchtet,
... sein Gefühl für sie in so
...ne Stellung vergessend,
...ksal dieser Liebe ent-
...asso muß es fühlen,
...dennoch auf's Neue
...und sogar gegen
...ß er sich dieser
... ersten Augen-
... entgegnet er

...en, zu
... ein,

selbst die Neigung zur Prinzessin konnte jetzt leicht einen für ihren und seinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam di Exaltation seines Gemüths durch den ihm von der Prinzessin auf gesetzten Kranz, das beste Mittel, das der Dichter wählen konnte, um Tasso's schwärmerisches Phantasieleben zu veranschaulichen. In solcher Disposition seines Innern trifft er mit Antonio, dem Staats manne, zusammen. Dieser entwirft ein lebendiges Bild der politi schen Wirksamkeit des Papstes Gregor; er schildert

> die Gestalten jener Welt,
> Die sich lebendig, rastlos ungeheuer,
> Um Einen großen, einzig klugen Mann
> Gemessen dreht, und ihren Lauf vollendet,
> Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Begierig horcht Tasso seinen Worten, und je mehr er horcht, desto stärker erwacht der Thatendrang in seiner Brust, desto kleiner erscheint ihm der Beruf des Dichters, und er fürchtet sich wie Echo an den Felsen zu verlieren. Ein vertrauliches Gespräch mit der Prinzessin beschwichtigt zwar wieder dieses unruhige Streben nach äußerer Wirksamkeit; und wie seine Empfindungen rasch von einem Extrem zum andern überspringen, so hören wir ihn in demselben Gespräche begeisterungsvoll die goldene Zeit preisen, wo auf der freien Erde sich die Menschen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten. Allein eben diese Unterredung versetzt sein Inneres in eine neue, stärkere Aufregung, indem sie die Neigung der Fürstin zu ihm unverkennbar durchblicken läßt. Hierdurch zu leidenschaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, dem Wunsche der Prinzessin zu genügen, mit beredter Wärme seine Freundschaft an. Als aber dieser sie kalt und schroff zurückweist, reißt der hoch angeschwollene Strom der Gefühle seinen Zorn zu solcher Heftigkeit fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht, welches in einer den Stürmen des Mittelalters kaum entrissenen Zeit, im Palast des Fürsten wenigstens, eine heilige Freistatt vor wilder Leidenschaft gesichert wissen wollte. Der Herzog muß gegen den Uebertreter dieses Gesetzes den Schein einer Strafe verhängen; er verurtheilt Tasso zu einer gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm Zeit zur Besinnung zu geben und die Gelegenheit zur blutigen Entscheidung seines Strei-

tes mit Antonio zu entziehen, als um diesem eine kleine Genugthuung zu gewähren. Tasso verkennt die Milde seines Fürsten und überschreitet nun in seiner Leidenschaft jedes Maß. Alle jene Regungen, die früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht, der Argwohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Herzoge, alle erwachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was man zu seinen Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter, schlauer Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, die sich nach jedem Windzuge der Gunst dreht und wendet; selbst zu der angebeteten Prinzessin verliert er das Vertrauen. Und wie er sich von Kälte und Verstellung umgeben glaubt, so wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art von Märtyrerthum, worin er sich gefällt, zu kränken. Da ihm aber bei dieser Gelegenheit einleuchtet, wie sehr er sie verkannt, so schlägt plötzlich sein Gefühl für sie in so glühende Leidenschaft um, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden und eine Trennung unvermeidlich. Tasso muß es fühlen, daß er selbst sein Glück zerstört hat, und bricht dennoch auf's Neue in Wuth gegen Antonio, Alphons, die Gräfin und sogar gegen die Prinzessin aus; aber er bekennt es selbst, daß er sich dieser Wuth nur hingibt, um die Höllenqual der Reue im ersten Augenblick zu übertäuben. „Laß mir das dumpfe Glück," entgegnet er Antonio,

> damit ich nicht
> Mich erst besinne, und dann von Sinnen komme.

Erst auf Antonio's Zuruf, sich zu ermannen, sich zu vergleichen, zu erkennen, wer er sei, fällt ihm ein anderes, besseres Heilmittel ein, das ihm die Natur verliehen:

> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Die Poesie wird seine Retterin sein, wie sie es Goethe'n selbst in solchen Fällen immer gewesen ist. Zugleich ist durch sein Anklammern an Antonio symbolisch darauf hingedeutet, daß er den Werth des Mannes erkannt hat, welcher die Weltverhältnisse mit ruhigem Blick durchdringt und sich an Selbstbeherrschung gewöhnt hat, und daß er für die Zukunft die Nothwendigkeit einsieht, durch Ausbildung ähnlicher Tugenden in sich die Zügellosigkeit seiner Phantasie und seiner Empfindungen zu bändigen. So wird der Fels, an dem er gescheitert ist, dem angstvollen Schiffbrüchigen zuletzt ein Rettungsort.

Der Figur des Tasso setzte der Dichter im Antonio eine höchst bedeutende Persönlichkeit gegenüber, so wie er früher dem Clavigo in Carlos eine ähnliche imponirende Gestalt an die Seite gestellt hatte. Die nachtheilige Wirkung, welche diese durch Verstand, Erfahrung, Weltklugheit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Nebencharaktere auf die Hauptcharaktere ausüben konnten, suchte er durch die Fülle liebenswürdiger Eigenschaften, die er den letzteren lieh, zu verhüten. Antonio ist der Vertreter der einmal wirklich bestehenden, der conventionellen Welt, wie Tasso der Repräsentant der poetisch idealen. In ihm stellt sich das besonnene Urtheil, der klare Verstand des Staatsmannes, der jedes Ding nach seinem wirklichen Werth schätzt, und die sichere Selbstbeherrschung des Hofmannes dar, welcher die Wünsche des Herzens den gegebenen Bedingungen, dem Gesetz, dem Herkommen, der Sitte unterzuordnen weiß, während in Tasso die Schrankenlosigkeit der dichterischen Einbildungskraft und Empfindung personificirt ist. Indessen fehlt es den beiden so entgegengesetzten Charakteren nicht an gewissen Zügen, die auf den ersten Blick als vermittelnde, verbindende erscheinen. Wie Antonio's ganze Existenz auf Thätigkeit, auf ein wirksames Eingreifen in die reale Ordnung der Dinge gestellt ist, so lernten wir auch bei Tasso einen regen Trieb nach Thaten kennen, nur daß dieser Trieb bloß stoßweise durch sein vorherrschendes Phantasieleben durchbricht und die concreten Bedingungen der Wirklichkeit nicht zu würdigen versteht. Vortrefflich schildert in dieser Beziehung Antonio den Charakter des Tasso:

Bald
Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
In seiner Welt genug . . . .
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte u. s. w.

Andererseits mangelt es Antonio nicht an einer gewissen Empfänglichkeit für Poesie; allein die gesammte Kunst und Wissenschaft gilt ihm nicht durch ihren Eigenwerth, sondern nur insofern sie dem Staate nützt und zu seiner Verherrlichung gereicht. Die Poesie, will er, soll sich ihrer untergeordneten Stellung dem Staate, als dem vollendetsten Kunstwerk des Menschengeistes, gegenüber bewußt bleiben, und vor Allem nicht durch phantastische Bestrebungen störend in denselben eingreifen, wie es bei Tasso der Fall war, der mit seiner Dichtung gern zu einem neuen Kreuzzuge begeistert hätte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht für Antonio seine enthusiastische Lobrede auf Ariost, den heitern Dichter, der die Weltverhältnisse mit behaglicher Ironie behandelt hatte und dem Geschmack der damaligen höheren Stände in Italien besonders zusagen mußte, indem er Geschäftsmännern und Höflingen, wenn sie von den tausend Verwickelungen der Staats- und Hofintriguen Abspannung suchten, eine leichte und liebliche Unterhaltung gewährte. Hieraus erhellt schon, daß jene scheinbar vermittelnden Züge doch nicht leicht zu einer wirklichen Versöhnung und Vereinigung führen können, vielmehr den feindlichen Zusammenstoß beider Charaktere befördern müssen. Gesellten sich hiezu nun noch auf Tasso's Seite mehrere besondere Umstände, die sein Gemüth zu einem heftigen Conflict prädisponirten, so fehlt es an solchen auch nicht auf Seiten Antonio's. Wir könnten dahin rechnen, was Alphons zu ihm sagt:

Du willst nicht aus der Uebung kommen! Du
Hast ein Geschäft kaum erst vollendet, nun
Kehrst Du zurück und schaffst Dir gleich ein neues.

Wie Tasso seiner Dichtung, so hat er sich eben eines großen Ai
trages entledigt und bereitet sich, der Thätigkeit bedürftig, sogle

eine neue Arbeit. Allein er gibt selbst eine bessere Erklärung der Reizbarkeit, die ihn Tasso gegenüber aus seinem gewöhnlichen Gleichmuth brachte:

> Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
> Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
> Der böse Genius Dir an der Seite
> Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
> Ein Opfer haben.

Nachdem er sich mit fremden Menschen lange zusammengenommen, gedachte er daheim in der Gunst und Neigung der Freunde auszuruhen, und findet nun den ersehnten Schatten von einem Müßiggänger breit besessen. Nehmen wir dazu, daß er unter allen Dingen dieser Welt, wie er selbst gesteht, auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen am eifersüchtigsten ist, so finden wir es gewiß auf's Vollständigste motivirt, wenn der Mann, der sich sonst immer in seiner Gewalt hat, einen Augenblick zu leidenschaftlicher Gereiztheit fortgerissen wird. Aber als der Aeltere, als der Mann der klaren Besonnenheit, faßt er sich bald wieder und erblickt sogleich in dem milden Tadel des Fürsten, wie in einem klaren Spiegel, seine Schuld, während Tasso gar keine Schuld auf seiner Seite anerkennen will und durch die Nebelgebilde der Phantasie seinen Verstand ganz verdüstert, der fortan nur noch mit sophistischer Schärfe geschäftig ist, ihn in seinem Wahne von eigenem Märtyrerthum und fremder Verrätherei und Arglist zu bestärken. Dem zur Verstellung Herabgesunkenen tritt Antonio mit edler, offener Abbitte entgegen, und für den Neid, den er früher gezeigt, für die schneidende Kälte, womit er Tasso's Freundschaft zurückgewiesen, versöhnt er uns durch eine stets wachsende aufrichtige Theilnahme an dem in Leidenschaft versinkenden Jünglinge. So hat sich zuletzt der eifersüchtige Gegner Tasso's in einen tröstenden Freund, in einen milden Arzt verwandelt, und durch diesen Moment ist, wie Rötscher sagt *), auf die Versöhnung der beiden in Kampf getretenen Richtungen als auf das Ziel des Drama's hinausgedeutet und damit die Auflösung des sich der Welt der Wirklichkeit entfremdenden Idealismus versinnlicht.

---

*) Cyklus dramat. Charaktere II, 179.

Steht Antonio's Charakter in den meisten Beziehungen zu dem des Tasso in diametralem Gegensatze, so ist der Charakter der Prinzessin dem letztern nahe verwandt. Schon die erste Scene des Drama's läßt die ideale Richtung ihres Gemüthes, besonders im Vergleich mit der Gräfin Leonore, erkennen. Sie kränzt mit dem Lorbeer, „den sie höhern Sinnes und größern Herzens" gewählt, die Herme des ernsten Virgil, während die Gräfin ihren bunten Blumenkranz dem heitern Ariost auf die Stirne drückt. Sie träumt sich in den Lustgärten Belriguardo's in die goldene Zeit der Dichter hinein, und gedenkt vergangener Tage, während die Gräfin sich dem Eindrucke der reizenden Gegenwart hingibt. Was die Gräfin lebhaft fühlt und lebhaft äußert, das empfindet sie tiefer, reiner und schweigt. Kein Witz vermag sie zu bestechen, die Schmeichelei sucht sich vergebens an ihr Ohr zu schmiegen, fest bleibt ihr Sinn, ihr Geschmack richtig, ihr Urtheil gerade. Groß sind ihre Kenntnisse und Fertigkeiten in Wissenschaften und Sprachen; aber sie hält sich mit diesen Schätzen still bescheiden innerhalb des Kreises schöner Weiblichkeit; sie mischt sich nicht gern in die wissenschaftlichen Gespräche einsichtsvoller Männer, sie freut sich aber, wenn diese sprechen, „daß sie verstehen kann, wie sie es meinen," sie folgt gern, denn ihr wird es leicht zu folgen. Was Tasso fehlt, Resignation, Geduld, Ergebung in das Geschick, das hat sie in der Schule der Leiden gelernt; sie weiß, daß man viele der edelsten Lebensgüter sich nur durch Mäßigung und Entbehren zu eigen machen kann. Was sie einmal besitzt, mag sie gern bewahren; sie greift nicht mit jugendlicher Sehnsucht in den Loostopf einer fremden Welt, um sich ein zufälliges Glück zu erhaschen. Ihre Gewöhnung an Entsagen und Entbehren ist so groß, daß sie nicht bloß für sich selbst, sondern auch für ihre Freunde kaum Etwas erbitten kann. Eben dieser Mäßigung, dieser stillen Befriedigung wegen, erscheinen alle ihre Neigungen der lebhaftern Gräfin wie der stille Schein des Mondes, der

> Dem Wandrer spärlich leuchtet auf dem Pfad zu Nacht;
> Sie wärmen nicht und gießen keine Lust,
> Noch Lebensfreud' umher.

Auf Tasso aber wirkt das schöne Maß, die stille Tiefe ihrer Empfindungen, welche die Gräfin eine Zeit lang verkennt, mit unwiderstehlichem Zauber und reinigt ihn von jeder falschen Unruhe und Begierde. Ihrem Wahlspruch getreu, „Erlaubt ist, was sich ziemt," hält sie den Dichter in Schranken, der gern dem Grundsatz huldigen möchte: „Erlaubt ist, was gefällt." Ihr Charakter und ihre Beziehungen zu Tasso erinnern mannigfach an Frau von Stein und Fräulein von Klettenberg und ihr Verhältniß zu Goethe, und daraus, daß diese „schöne Seele" dem Dichter bei der Prinzessin vorgeschwebt, erklärt sich auch vielleicht ein Zug in dem Charakter der Letztern, der sonst auffallend erscheinen kann; sie sagt von ihrer Mutter, die sich den neuen Religionsmeinungen zugewandt hatte:

> Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
> Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

Es macht eine tiefe tragische Wirkung, daß nun gerade ein so edles weibliches Wesen, das bisher aus Tasso's feuriger Seele, „Rausch und Wahn" verscheuchte, dazu ausersehen war, in einem unbewachten Augenblick den verderblichen Feuerbrand der Leidenschaft in sein Inneres zu werfen, indem sie ihre Liebe zu ihm verrieth. Daß sie dieses, wie behauptet worden ist, in kleinlicher Absicht gethan, wird kein Unbefangener zugeben; vielmehr ist es ein fast willenloses Hervorbrechen ihrer Neigung, welches Goethe mit großer Sorgfalt und Kunst motivirt hat. Entfernter ist es die Furcht, Tasso zu verlieren, was ihr die leise, obwohl hinreichend verständliche Andeutung ihrer Liebe entlockt. Antonio's Schilderung der großartigen politischen Wirksamkeit des päpstlichen Hofes hatte ihm sein zurückgezogenes Dichterleben verleidet, mit herzlichen Worten bittet sie ihn:

> Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
> Der Dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
> Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen.

Daran schließt sich dann ein traulich inniger Gesprächswechsel über ihr erstes Begegnen, über Tasso's Verhältniß zum Fürsten, zur Gräfin Eleonore und Antonio, über seine Besorgniß, daß sie bald

inem fremden Fürsten ihre Hand reiche, und andere zarte Ange- genheiten, so daß es sicher nicht als ein Herausschreiten aus ihrem Charakter betrachtet werden kann, wenn ihr zuletzt ein noch dazu so ieblich verhülltes Bekenntniß ihrer Neigung entschlupft.

Ueber den Charakter der Gräfin Leonore können wir uns um o kürzer fassen, da er in einigen Hauptzügen schon durch den Gegen- atz zur Prinzessin erläutert ist. Als eine gewöhnliche Hof- und Salondame, wie man sie genannt hat, darf sie nicht angesehen wer- den; einer solchen hätte die Prinzessin nicht ihre Freundschaft schen- ken, noch der Dichter die Einsicht in den Werth der Prinzessin und die feine und tiefe Schilderung Tasso's zutheilen können. Zwei hervorstechende Seiten ihres Wesens sind eine gewisse Absichtlichkeit in Allem, was sie thut und sagt, wodurch sie Tasso's Vertrauen zu- rückscheucht, und ein Hang zu feiner Intrigue, eine Neigung, ihre schönen Hände in das Spiel der Hof- und Staatsverhältnisse zu mischen. In gewisser Beziehung hat sie also eine Verwandtschaft mit Antonio, wie die Prinzessin mit Tasso, und so theilen sich die Cha- raktere des Stückes in zwei symmetrische Gruppen, eine idealistische und eine realistische, zwischen denen der Herzog Alphons als Mittel- und Bindeglied steht.

Alphons, eine treffliche Fürstennatur, zu dessen Bilde ohne Zweifel der Herzog Carl August einige Züge geliehen, übernimmt, wie Rosenkranz sagt, die Rolle der allgemeinen Weisheit des Chors; er bildet den gemeinsamen Gravitationspunkt, der gern Alle in hei- terem und fruchtbarem Verkehr erhalten möchte, und dessen Klugheit, Milde und Hoheit doch nicht den Untergang verhindern kann, wel- chen die zur Maßlosigkeit ausschreitende Individualität sich selbst bereitet. Gegen Tasso verhält er sich wie ein väterlich sorgender Freund, wie ein milder Arzt. Er will ihn, nachdem er sein Gedicht vollendet, in das Leben einführen, damit, wie sein Talent sich in der Stille gebildet, sein Charakter sich im Strom der Welt entwickele. Er übt Geduld und Nachsicht an Tasso und gibt ihm, um sein Miß- trauen zu besiegen, vor Vielen oft entschiedene Zeichen seiner Gunst. Er war, wie Tasso dankbar anerkennt, ihm mit Belehrung und Rath zur Hand, wenn in seinem Gedichte Feldherrnklugheit, Waf-

fenkunst und Rittermuth, und der Kampf der List mit der Wachsamkeit darzustellen waren. Wenn gleich seine Theilnahme an Tasso's Meisterwerke nicht aus reiner Kunstbegeisterung hervorgeht, indem er dabei auch an seinen und seines Hauses Ruhm denkt, so folgt daraus nicht, was neuerdings behauptet worden, daß der Fürst für die seelenvollen Klänge des Dichters keinen Sinn gehabt. Eben so wenig kann man ihn darüber einer augenblicklichen Parteilichkeit für Antonio gegen Tasso zeihen, daß er dem Letzteren eine Haft auferlegt; es läßt sich hierbei, wie wir oben sahen, eine sehr wohlwollende Absicht gegen Tasso unterstellen. Alphons behauptet überhaupt denselben Charakter durch das ganze Stück hindurch und erscheint so als der feste sittliche Mittelpunkt des vielfach bewegten Kreises.

Nach dieser Entwickelung der Charaktere haben wir über die Handlung des Stückes nur wenig zu sagen. Denn diese ist ganz innerlich, wie Solger zugestehen muß, so sehr er dem Tasso die dramatische Wirksamkeit zu vindiciren sucht *). In jenen Entwickelungs-Phasen, die der Hauptcharakter durchläuft, liegen eben auch die Hauptstadien der Handlung. Die bewegenden Hebel der Handlung sind den Nebenpersonen zugetheilt. Antonio durch seine Beschreibung der politischen Wirksamkeit des Papstes und die schroffe Kälte, womit er Tasso's Freundschaftsantrag von sich weist, die Prinzessin durch die Andeutung ihrer lange verheimlichten Liebe, die Gräfin Leonore durch den Plan, den sie auf eigene Hand anlegt, den Dichter an sich zu fesseln, Alle wirken zusammen, sein Gemüth in Aufregung zu bringen und ihn der Katastrophe zuzuführen.

Eben deßwegen aber, weil die dramatische Entwickelung in unserem Stücke sich nicht an einem complicirten Triebwerk äußerlicher Thatsachen, sondern recht eigentlich an den innersten Regungen und Gefühlen der handelnden Personen fortbewegt, wird uns die Ausführlichkeit in der Behandlung nicht auffallen, worüber wir oben schon den Dichter selbst ein Bekenntniß ablegen hörten. Ein Schlag auf Schlag wechselnder, coupirter Dialog, den A. W. Schle-

*) Solger's nachgelassene Schriften, II, 616.

gel an dem Stücke vermißte, wäre hier offenbar nicht an der Stelle gewesen; die aus der Tiefe einer langgenährten Weltanschauung aufsteigenden Gedanken und Gefühle mußten sich in längere Reden und theilweise in Monologe ergießen. Das blühende Colorit vieler Partieen des Stückes erklärt sich daraus, daß uns die innere Welt eines Dichtergemüthes aufgeschlossen wird, und die feine, glatte Sprache, die selbst in leidenschaftlich bewegten Scenen alle Ecken und Härten vermeidet, entspricht durchaus dem hochgebildeten höfischen Kreise, innerhalb dessen die Handlung abläuft. Die Jamben fließen selbst noch leichter und anmuthiger, als in der Iphigenie dahin, und über der ganzen Sprache liegt ein so reizender ätherischer Duft, wie wir, das eben genannte Drama einzig ausgenommen, in keinem Stücke Goethe's und unserer gesammten Literatur wiederfinden.

Fragt man nach den Quellen, woraus der Dichter bei seinem Tasso geschöpft, so ist zunächst daran zu erinnern, daß er schon in frühester Jugend in seines Vaters Bibliothek die Uebersetzung des „befreiten Jerusalems" von J. Fr. Koppen vorgefunden, in deren Vorrede ein kurzer Abriß von Tasso's Leben nach der Vita di Torquato Tasso von G. B. Manso (Venedig 1621) und nach des Abbé de Charnes Vie du Tasse, Prince des Poëtes Italiens (Paris 1690) gegeben ist. Vermuthlich begnügte Goethe sich nicht mit Koppen's Abriß, sondern ging auf die erwähnten Biographen zurück. In Italien (wenn nicht schon früher) mußte er dann weiter auf Muratori's Werk Delle Antichità Estense und auf dessen Brief an Apostoli Zeno über einzelne Punkte aus Tasso's Leben, der in die vollständige Ausgabe der Werke des Dichters überging, so wie auf Tiraboschi's Storia della Literatura Italiana (Modena 1772 bis 1783) aufmerksam werden. Eine Hauptquelle aber für die Neubearbeitung des Tasso war ihm ohne Zweifel La Vita di Torquato Tasso von Serassi (Bergamo, 1785). Vergleicht man die Dichtung mit diesen Quellen, so ergibt sich, was vornherein zu erwarten war, daß Goethe den ganzen Gegenstand mit freischaffender Thätigkeit aus seinem Geiste wiedergeboren und aus der Ueberlieferung nur so viel festgehalten hat, als seinen Zwecken dienlich war. Einzelnheiten, die dem Zeitpunkt der Handlung vorangingen, und ihm nachfolgten, hat er mit großem Geschick in den engen Rahmen

seines Gemäldes zusammengedrängt. Im Ganzen ist aber, wie in Tasso's Schicksalen und Charakter, so auch in denen der Nebenpersonen, eine Menge historischer Züge festgehalten; ja nicht selten sind, wie Weber (in seinen Vorlesungen über Aesthetik) treffend bemerkt, zerstreute, halbverlorene Samenkörner der Tradition gesammelt, durch die Sonnenwärme des Genius befruchtet, zu lieblichen Blumen entwickelt und mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden, worin jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt. Zum großen Theile wurzelt aber das Stück in Goethe's eigenen Verhältnissen und Schicksalen; und aus seiner Stellung zum Weimar'schen Fürstenhause ist so Manches hineingetragen, daß Gervinus unsere Dichtung als ein Denkmal für das Haus Weimar betrachtet, welches die edeln Männer Deutschlands, nicht durch Zufall um sich sammelte, sondern anzog und festzuhalten wußte, und sich auf den schönen Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen." Nur hat man sich zu hüten, überall im Einzelnen, namentlich in den einzelnen Charakteren und Thatsachen genaue Uebereinstimmung vorauszusetzen. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, zu den Gestalten der Prinzessin, der Gräfin Leonore, des Antonio aus dem Weimarischen Kreise in allen Hauptzügen entsprechende Vorbilder herauszufinden. Am meisten erinnern Alphons und Tasso an den Herzog Carl August und Goethe. Aber auch in ihnen und ihren Beziehungen zu einander liegt dem Analogen viel Unentsprechendes zur Seite, wovon wir nur Einiges herausheben. War Carl August eine ähnliche gerade, feste, großgesinnte Fürstenseele, wie der Alphons der Dichtung; hatte Goethe in den ersten Jahren seines Weimarischen Aufenthaltes ähnlich innere Zustände durchlebt, wie sein Tasso; verdankten Goethe und Tasso beide ihren Fürsten äußeres Wohlbehagen; sangen beide zunächst nur für den edeln Kreis, der sie umgab; hatten Beide in diesem Kreise sich einen reichen Gehalt für ihre Dichtungen gesammelt: so stand andererseits Goethe doch offenbar in einem andern Verhältnisse zu Carl August, als Tasso zu Alphons; er war nicht sein Zögling, vielmehr sein Führer, war ihm nicht bloß Tasso, sondern auch Antonio gewesen. Ueberhaupt finden wir, daß Goethe, wie einst die entgegengesetzten Charaktere des Clavigo und Carlos, so auch jetzt die des Tasso und Antonio, beide aus seiner eigenen

kraft nahm. Er vereinigte in sich Tasso's Gemüth und Antonio's Verstand, des Dichters Wärme und des Weltmannes Klarheit; und eben weil er dieses entgegengesetzte Wesen in seinem Innern nicht ohne schwere Seelenkämpfe verbunden hatte, verstand er es so treffend, den Widerstreit der beiden Charaktere zu schildern, „die darum Feinde waren, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte" *).

Das zweite Drama, das wir hier zu betrachten haben, der Groß-Cophta, im ersten Entwurf dem Jahre 1789 angehörig, wird gewöhnlich in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's gezogen. In wie fern wir dieß gelten lassen können, ergibt sich sogleich, wenn wir den Gegenstand unbefangen in's Auge fassen. Den Stoff lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, deren wir früher schon gedachten **). Ungeachtet aller Veränderungen, welche Goethe damit vornahm, erinnert sogleich der Domherr an den Herzog Rohan, Bischof von Straßburg und Großalmosenier Frankreichs, die Marquise an die Gräfin Lamothe, ihre Nichte an Demoiselle Oliva, der Groß-Cophta an Cagliostro u. s. w. Die raffinirte List der Gräfin Lamothe, womit sie die Neigung des Herzogs von Rohan zu benutzen wußte, um sich in den Besitz eines Halsbandes von anderthalb Millionen Francs an Werth zu setzen, das trügerische Rendezvous des Herzogs mit der die Rolle der Königin spielenden Demoiselle Oliva im bosquet de la Reine zu Versailles und mehreres Andere findet sich in dem Drama wieder. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß jener Proceß, welcher die Corruption der höheren Gesellschaftskreise in Frankreich aufdeckte und die Würde der königlichen Majestät selbst untergrub, zur Vorbereitung der nachherigen Explosion das Seinige beigetragen hat; und Goethe selbst sah schon im Jahre 1785 bei dem ersten Blick in den „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund die gräulichsten Folgen gespensterhaft erscheinen." Aber tritt uns denn diese Beziehung in seinem Drama entgegen? Behandelt es nicht vielmehr als Hauptaufgabe die thau-

*) Gervinus V, 100.
**) S. oben S. 80.

dem Ganzen waltete." Es ist keine Frage, daß die Opernform die günstigste für den Gegenstand gewesen wäre. Das sittlich Herbe, welches ihm anhaftet, würde sich in der rhythmischen Tonbegleitung weniger grell und verletzend dargestellt haben, und der Thaumaturg, der Groß-Cophta, wäre, durch die Wirkung der Musik unterstützt, weit imposanter erschienen, und dadurch sein wunderbarer Einfluß auf die ganze Umgebung begreiflicher geworden. Den stärksten Effect hatte sich Goethe von dem Geistersehen in der Krystallkugel von dem schlafend weissagenden Cophta versprochen, welches als blendendes Finale vor allen glänzen sollte.

Da es nun mit der rhythmischen Behandlung nicht vorwärts wollte, so entschloß er sich, um nicht alle Mühe zu verlieren, das Stück in Prosa zu schreiben. Zu diesem Entschluß scheint er aber erst im Jahre 1791 gelangt zu sein *), wo das Weimarer Hoftheater errichtet und eine neue Schauspielergesellschaft herangezogen wurde; denn, wie eine Stelle in der „Campagne in Frankreich" vermuthen läßt, waren die Hauptfiguren des Drama's für die Persönlichkeiten gewisser Mitglieder der neuen Truppe berechnet. Er hatte es damals darauf abgesehen, auch einmal etwas Bühnengerechtes zu liefern, nachdem die bedeutenderen seiner bisherigen Dramen aus einander entgegengesetzten Gründen keinen rechten Eingang in das Theater gefunden hatten; und er glaubte, durch „eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, jetzt etwas mäßig Erfreuliches der Bühne bieten zu können." Ohne Zweifel hätte er diese Absicht erreicht, denn das Stück zeugt durch seine Behandlung von der größten Bühnenkenntniß, — wenn er sich nur nicht im Stoffe so gänzlich vergriffen hätte. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effect. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," wie er selbst sagt, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die

---

*) Vergl. den Brief Herder's an Knebel (in des Letzteren Nachlaß) vom 6. März 1791: „Goethe arbeitet an einem Lustspiel," und Goethe's Brief an Friedrich von Stein vom 6. August 1791: „Der dritte Act meines Lustspiels ist auch geschrieben." Im Druck erschien das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1792.

fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Den stärksten Ausdruck fand das Mißbehagen, welches diese neue Production Goethe's erregte, wohl in Forster's Briefen. „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb er an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Von den für die Oper bereits gedichteten Gesangstücken hat Goethe diejenigen, die außer dem Context keine Bedeutung hatten, zurückbehalten. Nur zwei Baß-Arien, von deren specieller Beziehung sich allenfalls absehen ließ, hat er mit den Ueberschriften „Cophtisches Lied" und „ein Gleiches" unter die geselligen Lieder aufgenommen. Die in dem erstern ausgesprochenen Lehren sind ganz im Sinne des Grafen im Lustspiele gehalten. Wenn es im Gedichte heißt:

> Alle die Weisesten aller der Zeiten
> Lächeln und winken und stimmen mit ein:
> Thöricht auf Beff'rung der Thoren zu harren!
> Kinder der Klugheit, o habet die Narren
> Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

so belehrt im Lustspiele der Domherr, welcher schon in der Weisheit seines Meisters, des Grafen, unterrichtet ist, den Ritter in folgender Weise: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen Nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben . . .,

dem Ganzen waltete." Es ist keine Frage, daß die Opernform die günstigste für den Gegenstand gewesen wäre. Das sittlich Herbe, welches ihm anhaftet, würde sich in der rhythmischen Tonbegleitung weniger grell und verletzend dargestellt haben, und der Thaumaturg der Groß-Cophta, wäre, durch die Wirkung der Musik unterstützt, weit imposanter erschienen, und dadurch sein wunderbarer Einfluß auf die ganze Umgebung begreiflicher geworden. Den stärksten Effect hatte sich Goethe von dem Geistersehen in der Krystallkugel von dem schlafend weissagenden Cophta versprochen, welches als blendendes Finale vor allen glänzen sollte.

Da es nun mit der rhythmischen Behandlung nicht vorwärts wollte, so entschloß er sich, um nicht alle Mühe zu verlieren, das Stück in Prosa zu schreiben. Zu diesem Entschluß scheint er aber erst im Jahre 1791 gelangt zu sein *), wo das Weimarer Hoftheater errichtet und eine neue Schauspielergesellschaft herangezogen wurde; denn, wie eine Stelle in der „Campagne in Frankreich" vermuthen läßt, waren die Hauptfiguren des Drama's für die Persönlichkeiten gewisser Mitglieder der neuen Truppe berechnet. Er hatte es damals darauf abgesehen, auch einmal etwas Bühnengerechtes zu liefern, nachdem die bedeutenderen seiner bisherigen Dramen aus einander entgegengesetzten Gründen keinen rechten Eingang in das Theater gefunden hatten; und er glaubte, durch „eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, jetzt etwas mäßig Erfreuliches der Bühne bieten zu können." Ohne Zweifel hätte er diese Absicht erreicht, denn das Stück zeugt durch seine Behandlung von der größten Bühnenkenntniß, — wenn er sich nur nicht im Stoffe so gänzlich vergriffen hätte. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effect. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," wie er selbst sagt, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die

*) Vergl. den Brief Herder's an Knebel (in des Letzteren Nachlaß) vom 6. März 1791: „Goethe arbeitet an einem Lustspiel," und Goethe's Brief an Friedrich von Stein vom 6. August 1791: „Der dritte Act meines Lustspiels ist auch geschrieben." Im Druck erschien das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1792.

[illegible] gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Den stärksten Ausdruck fand das Mißbehagen, welches diese neue Production Goethe's erregte, wohl in Forster's Briefen. „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb er an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Von den für die Oper bereits gedichteten Gesangstücken hat Goethe diejenigen, die außer dem Context keine Bedeutung hatten, zurückbehalten. Nur zwei Baß-Arien, von deren specieller Beziehung sich allenfalls absehen ließ, hat er mit den Ueberschriften „Cophtisches Lied" und „ein Gleiches" unter die geselligen Lieder aufgenommen. Die in dem erstern ausgesprochenen Lehren sind ganz im Sinne des Grafen im Lustspiele gehalten. Wenn es im Gedichte heißt:

> Alle die Weisesten aller der Zeiten
> Lächeln und winken und stimmen mit ein:
> Thöricht auf Beff'rung der Thoren zu harren!
> Kinder der Klugheit, o habet die Narren
> Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

so belehrt im Lustspiele der Domherr, welcher schon in der Weisheit seines Meisters, des Grafen, unterrichtet ist, den Ritter in folgender Weise: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im [illegible] Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß ma[illegible] Menschen Nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu [illegible]

daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und s
klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen
Menschheit zu gründen." Der Anfang der zweiten Strophe

> Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
> Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe, u. s. w.

erklärt sich daraus, daß der Graf behauptete, der Groß-Cophta,
dem er sich nachher als identisch zeigt, wandele schon seit Jahrh
derten, in ewiger Jugendkraft, auf dieser Erde. Mit der er
Hälfte der dritten Strophe vergleiche man Aufzug I, Scene 4
Lustspiels: „Indien ist sein (des Groß-Cophta's) liebster Aufe
halt. Nackt betritt er die Wüsten Libyen's; sorglos erforscht er d
die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreck
Arme stutzt der hungrige Löwe u. s. w."

Das zweite Cophtische Lied („Geh! gehorche meinen W
ken") sollte vermuthlich, wie das erste, vom Grafen vorgetra
werden, und zwar an der Stelle, wie es scheint, wo es galt,
noch für Uneigennützigkeit und Humanität begeisterten Ritter
anderen Gedanken zu bekehren. Wenigstens finden sich dort g
dieselben Gesinnungen ausgesprochen. „Gehen Sie nur," sagt
Domherr zum Ritter, „und sehen Sie sich in der Welt, in Ihr
Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren, aber ziehen
Vortheil aus der Thorheit. Sehen Sie, wie Jeder vom Andern
viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich
rückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tra
lassen als tragen u. s. w."

Goethe's Vorliebe für die Opernform, nach seiner Meinu
„vielleicht die günstigste aller dramatischen Formen," war dam
so groß, daß er noch manche Gegenstände darin behandeln woll
namentlich griff er ein Stück an, womit er sich schon vor dem A
enthalt in Italien mehrfach beschäftigt zu haben scheint *). In
Annalen unter 1789 berichtet er darüber: „Ein Singspiel, D
ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gedieh
Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wo

*) S. Briefe an Frau von Stein III, 198, 210, 224 nebst Anmerkun

Zufall, Gewohnheit auf Einem Schlosse zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten *). Arien, Lieder und mehrstimmige Partieen daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich." Es sind die Gedichte: Verschiedene Empfindungen an Einem Platze, Erster Verlust, und Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. In dem ersten Gedicht hat Goethe vier Gesangpartieen des Singspiels in Einen Rahmen zusammengefaßt; ob aber dadurch ein abgerundetes Ganze entstanden sei, läßt sich sehr bezweifeln. Im Singspiel ist das Auftreten jeder der vier Personen gehörig motivirt; im Gedicht aber erscheinen namentlich die beiden letzten zu willkürlich gewählt. Der Schmachtende zeigt sich in seinem Charakter dem Jünglinge zu nahe verwandt, und warum just ein Jäger auftreten mußte, will dem Leser nicht recht einleuchten. Die Personen mußten insgesammt in engere Beziehung zu einander gebracht werden und einen geschlossenen Kreis bilden, wozu die hier ausgewählten weder der Art noch der Zahl nach ausreichten. Das zweite Gedicht, ein liebliches Triolett („Ach! verbringt die schönen Tage") ist aus dem Singspiel nicht ohne bedeutende Veränderungen in die Gedichtsammlung übergegangen. Die Strophen endlich, welche Goethe zu dem dritten Gedicht zusammengestellt hat, bilden den Schluß des Singspiels, das, wie es uns jetzt fragmentarisch vorliegt, im fünften Act in ganz zusammenhangslose, räthselhafte Bruchstückchen ausläuft. Wie es scheint, sollte in diesem fünften Act ein gesellschaftliches Fragespiel vorkommen. Hier würde nun, da

---

*) In den neuesten Ausgaben (Bd. 8, S. 289 ff. der Ausg. in 40 B.) ist das Scenario nebst den Fragmenten der Ausführung mitgetheilt. Die sieben Personen sind: ein Baron, Herr des Schlosses; die Baronesse; eine Gräfin, Schwester der Baronesse, auf dem Schlosse zu Besuch; Flavio, Diener der Gräfin; Rosette, Kammermädchen der Baronesse; ein Poet, Günstling der Baronesse; und Pumper, ein Jäger. Act I ist größtentheils ausgeführt, Act II und III fehlen ganz; dann folgen noch Bruchstücke von Act IV und V.

jeder Strophe die bezügliche Frage vorangestellt worden wäre, [illegible] gehörig in's Licht getreten sein. Wie aber der Dichter jetzt jene Strophen, ohne die Fragen, wodurch die Antworten veranlaßt sind, zusammengeordnet hat, erscheint das Ganze weder recht klar noch vollständig. Man wünscht auch die Strophen 2 bis 5 durch eine ähnliche Frage eingeleitet; denn die Frage erst bilden zu müssen, nachdem man die Antwort schon gehört hat, ist doch etwas Mißliches und dem Sinne solcher Gesellschaftsspiele zuwider.

Es bleiben uns nun noch zwei dichterische Productionen zu besprechen, die unter dem Einflusse von Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius entstanden sind. Die Morgenklagen und die Römischen Elegieen. Jene gehören der ersten Zeit dieses Verhältnisses an; denn Goethe schickte sie schon am 31. October 1788 als Anlage zu einem Briefe an Jacobi, mit den Worten: „daß dieser Brief nicht leer ausgehe, hier ein Erotikon." Das Gedicht schließt sich, gleich seinen nächsten Vorgängern („Amor als Gast" und „Amor als Landschaftsmaler") an jene Gruppe Anakreontischer Lieder, die mit dem Jahre 1781 anheben *), und zeichnet sich, wie alle Glieder dieser Gruppe, durch eine unvergleichlich plastische Darstellung aus.

Was endlich die Römischen Elegieen und zunächst ihre Entstehungszeit betrifft, so glaube ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten nachgewiesen zu haben, daß sie weder, wie das größere Publikum, durch den Inhalt verleitet, anzunehmen pflegt, ein Product des ersten römischen Aufenthaltes sein können, noch auch, wie die Goethe's Werken angehängte Chronologie angibt, dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder in den ersten Monaten des Jahres 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden sind. Für das Letztere spricht die Ueberschrift „Rom, 1789," welche die dreizehnte Elegie im Julihefte 1791 der „deutschen Monatsschrift" (Berlin, Vieweg der Aeltere) führt; auf das Jahr 1790 dagegen deutet Goethe's Bekenntniß in der „Campagne in Frankreich," daß er die Elegieen unmittelbar vor den Venetianischen Epigrammen gewonnen habe. Jedenfalls sind sie in einem

*) S. Thl. II, S. 399.

dieser beiden Jahre, also auf deutschem Boden entstanden, und behandeln, ungleich den erotischen Lieder-Cyklen der frühern Zeit, ein größtentheils fingirtes Liebesverhältniß. Wenn aber dessenungeachtet eine so frische Lebenswärme aus diesen Dichtungen uns anhaucht, so erklärt sich dieses, wie wir schon oben hörten, nach Goethe's eigenen Andeutungen daraus, daß seine Liebe und sein häusliches Verhältniß zu Christiane Vulpius damals in der schönsten Blüthe stand. Während seine Einbildungskraft in Rom, und bei dem dort genossenen Glücke verweilte, bot ihm die Gegenwart auch ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem neuen entzückenden Ganzen.

Eine vortreffliche Charakteristik der Elegieen besitzen wir schon lange an einer Abhandlung von A. W. Schlegel in seinen kritischen Schriften. Mit Recht nennt er, im Gegensatz zu den zahlreichen Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateinischer Sprache, Goethe's Römische Elegieen „originell und dennoch ächt antik." „Der Genius, der in ihnen waltet," sagt er, „begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumviren unter den Sängern der Liebe in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie." Properz, Tibull und Ovid haben ihm offenbar als Vorbilder gedient; aber sein Charakter unterscheidet sich von jedem derselben. „Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht, als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die Lust des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen sollte ... Sein Gefühl ist duldsamer als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nach-

her die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche getreu:

> Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
> Inque meo nullum carmine crimen erit."

Wir möchten dann noch des Lesers Aufmerksamkeit auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema, wie das regelmäßig fortschwingende Metrum verführen konnte. Er hätte leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, wenn er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegieen-Cyklus werden. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den factischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem Ziele durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung. Daher hat Goethe mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus diesen Dichtungen fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühle des vollen Glücks erfüllt, bis zur letzten.

Und dennoch gebricht es diesem Elegieen-Kranz nicht an Mannigfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern.“ Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseins aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Wassergusse der Eifersucht dampfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er seine Liebe, nach verschiedenen Richtungen hin, zu bedeutenden, großen Verhältnissen in Beziehung setzt, diesen Elegieen mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er sich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geschichte und Mythus, verflicht er auf's Geschickteste mit der Darlegung seiner Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem socialen und politischen Treiben (Eleg. 2); er hebt die Beziehungen seiner Kunst, des Hauptzweckes seines Aufenthaltes in Rom, zu seiner Liebe hervor. — Dann verdient aber auch noch der Abschluß des Ganzen unsere Aufmerksamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte hier nicht hingedeutet werden; der Dichter wollte uns mit dem vollen Gefühle des Glückes, das ihn beseligte, entlassen. So bewirkte er denn den Abschluß nur dadurch, daß er einmal seine Poesieen als Blüthenkrone und Frucht des Liebesverhältnisses hervorhob, und zweitens leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflösung seines Glückes durch eben jene Poesieen hinwies.

Bei aller Bewunderung der hohen poetischen Kunst, die allgemein diesen Productionen gezollt wird, haben sich nicht wenige Leser durch die unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur verletzt gefühlt. Goethe war der Meinung, und gewiß nicht mit Unrecht, daß schon das elegische Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Gesprächen mit Eckermann sagt er: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegieen in

den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte verrucht ausnehmen." Eine tiefer geschöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller schon längst, und zwar gleich nach Veröffentlichung der Elegieen versucht in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentale Dichtung." Er nennt darin Goethe den deutschen Properz und nimmt ihn ebenso, wie den römischen, gegen die Anklage, lüsterne, üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben, in Schutz. „Die Gesetze des Anstandes," sagt er, „sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn liesest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es **Dein** Unglück und nicht das seine; Du verläßest ihn, er hat nicht für Dich gesungen." — Goethe, den **Dichter**, sprach also Schiller von aller Verschuldung frei; wie er aber hiernach über Goethe, den **Menschen** oder vielmehr den **Staatsbürger** urtheilen mußte, der selbst in der „künstlichen Welt," worin er lebte, sich von dem, was Jener „Gesetze des Anstandes" nannte, zu emancipiren wagte, liegt am Tage.

Siebentes Capitel.

Reise nach Venedig. Der Aufsatz: Aeltere Gemälde. Die Venetianischen Epigramme. Reise nach Schlesien. Epigramme. — Das Jahr 1791: Chromatische Untersuchungen. Beiträge zur Optik, Erstes Stück. Uebernahme der Theaterdirection. Prologe und Epiloge. Zwei Lieder. Der optischen Beiträge zweites Stück.

Beinahe zwei Jahre lang hatte nunmehr Goethe, kurze Ausflüge nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Ilmenau, Aschersleben u. s. w. abgerechnet, daheim in „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen", in mannigfacher wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit zugebracht, als ihn das sich schon ankündigende Frühjahr 1790 aufmunterte, wenigstens einen Blick über die Alpen hinüber zu thun. Die Herzogin Amalia ward um diese Zeit aus Neapel zurück erwartet und sollte ihren Weg über Venedig nehmen. Goethe beschloß, ihr bis dort entgegen zu reisen und brach, sich schwer von Christianen und dem drei Monate alten Söhnchen trennend, vor Mitte März auf. Er verweilte eines verwickelten, unangenehmen Geschäftes wegen einige Tage zu Jena, war am 15. März in Nürnberg, und meldete am 3. April Herdern, daß er in Venedig angekommen sei, „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation, als das vorige Mal." „Von der Herzogin," heißt es weiter, „hör' und seh' ich nichts. Ich habe mich eingerichtet, daß ich's erwarten kann. Ich will das Wasserneſt nun recht durchstören. Wie einfach und wie complicirt sind doch alle menschlichen Dinge! Ich wohne am Rialto ungefähr 20 Häuser näher als der Scudo di Francia (Euer Brief findet mich bei S. Corrado Reck), auf derselben Seite; habe einen Wirth, wie Musäus war, und bin schon leidlich zu Hause. Meine Elegieen sind wohl zu Ende; es ist gleichsam keine Spur mehr dieser Ader in mir. Dagegen bring' ich Euch ein Buch Epigramme mit, die, hoffe ich, nach dem Leben schmecken sollen." Am 15. April schickte er Herdern ein Blatt Epigramme

und hatte bereits eines besonders (wohl Nr. 35) an den Herzog gesendet; auch berichtete er, daß er die venetianische Malerschule von vorne herein mit Genuß durchstudire. Anfangs Mai war die Anzahl der Epigramme, wie wir aus einem Briefe an Herder's Gattin sehen, auf 100 angewachsen. „Ich habe gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet," schrieb er ihr, „wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht." Trotzdem strebte sein Gemüth lebhaft nach Hause, und er schrieb damals an Herder's Gattin die Verse, von denen Riemer glaubt, daß sie ein paar Jahre später auf der Moselfahrt von Trier nach Coblenz entstanden seien:

Weit und schön ist die Welt; doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Sehr freundschaftlich erwies sich gegen ihn der Maler Zuchi aus Venedig, der Gatte von Angelika Kauffmann, der ihm „Vorlesungen über den Adreßkalender hielt" und die wunderliche Constitution des venetianischen Staates erklärte, während er die Geschichte desselben durchlief.

Durch einen besonders glücklichen Zufall erhielten hier in Venedig seine Naturstudien einen neuen kräftigen Anstoß. In den letzten Jahren hatte neben seinen botanischen und optischen Bemühungen die Osteologie keineswegs gänzlich geruht; es hatte sich in ihm durch fortgesetztes Beobachten und Nachdenken die Ueberzeugung befestigt, durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe, mithin auch durch die Thier- und Menschenwelt hinauf, gehe ein durch Metamorphose sich erhebender Typus durch, der sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten lasse, aber auch da noch anerkannt werden müsse, wo er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene zurückziehe. Diese große Idee war der Leitstern für alle seine naturhistorischen Bestrebungen; und so hatte er denn auch schon früher die wichtige osteologische Wahrheit erkannt, daß die Schädelknochen sämmtlich aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Indeß war es

ihm bisher nur gelungen, an den drei hintersten Knochen diesen Gedanken nachzuweisen. Als er aber jetzt in Venedig eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die Lagunen vom Adriatischen Meere sondern, über den Judenkirchhof spazieren ging, hob sein Diener Götze zum Scherz, um ihm einen Judenkopf zu präsentiren, ein Stück Thierschädel auf, und Goethe hatte einen äußerst glücklich geborstenen Schafschädel in der Hand, woran er augenblicklich gewahrte, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien. Er konnte den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und zu den Muscheln ganz deutlich bemerken; und so wurde hier abermals sein alter, durch Erfahrung bestärkter Glaube wieder aufgefrischt, daß die Natur kein Geheimniß habe, welches sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stelle.

Da es über Goethe's Aufenthalt in Venedig außer den Mittheilungen an Herder und seine Gattin an brieflichen Documenten fehlt, so sind wir neben dem Wenigen, was er in den Annalen unter 1790 sagt, hauptsächlich an zwei durch jenen Aufenthalt hervorgerufene Productionen gewiesen, an die Venetianischen Epigramme und den Aufsatz Aeltere Gemälde, welche den Schluß des Anhangs zur italienischen Reise, der Fragmente „Ueber Italien“ bildet.

Der letztgenannte, aus aphoristischen Bemerkungen zusammengesetzte Aufsatz, den er erst nach der Rückkehr aus der Erinnerung, aber aus sehr frischer, niederschrieb, zeigt uns, wie eifrig er in Venedig bemüht war, sich eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venetianischen Schule zu verschaffen. Als Führer diente ihm das treffliche Werk Della pittura Veneziani (1771), mit dessen Hülfe es ihm gelang, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen eine vollständige Kenntniß zu gewinnen. Ein besonderes Interesse nahm er an der Restauration beschädigter Gemälde, die hier im Großen und nach einer sehr ausgebildeten und kunstvollen Praxis betrieben wurde. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrte, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt waren, hatte eine Art von Akademie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director vorgesetzt und in dem Kloster St. Giovannie

Paolo einen großen Saal, nebst anstoßenden geräumigen Zimmern, angewiesen, wohin die beschädigten Bilder zur Wiederherstellung gebracht wurden. Goethe gerieth zufällig in die Bekanntschaft jener Künstler; denn als er in der Kirche des genannten Klosters das köstliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte ihn ein Mönch, ob er nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er ihm erklärte. Goethe ward freundlich aufgenommen, und da man seine lebhafte Theilnahme an den Arbeiten bemerkte, dringend zu häufiger Wiederholung seines Besuches eingeladen. Er verfehlte nicht, dieser Einladung zu entsprechen, wo er denn unterwegs jedesmal dem einzigen Tizian seine Verehrung bewies.

Bei dem zweiten Hauptdocument des Aufenthaltes zu Venedig, den Venetianischen Epigrammen, dürfen wir nicht vergessen, daß uns eine poetische Production vorliegt, worin wahrscheinlich Dichtung und Wahrheit innig verschlungen sind. Wer an dem hier dargestellten Liebesverhältniß Anstoß nimmt, mag denn auch zu seiner Beruhigung annehmen, daß der Poet auch dießmal, wie in den Römischen Elegieen, „aus geringen Anläßen" einen kleinen Roman geschaffen habe. Dem größten Theile ihres Inhaltes nach sind aber diese Epigramme jedenfalls ein Abbild seines damaligen innern und äußern Lebens, wie es sich vor der Ankunft der Herzogin gestaltete:

> Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
> In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.

Was die Gemüthszustände betrifft, die sich in den Epigrammen kund geben, so vermißt man sogleich jenes friedliche, frohe Behagen, jenes innige idyllische Glück, welches in den Römischen Elegieen athmet. Alles, was ihn seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwickelung der französischen Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgiltigkeit, Abneigung und Geringschätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforschung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und Anderen genährte Genialitätswesen in der Poesie, die Verstimmung gegen die feinere Welt

und ihre Prätensionen, der Unmuth über die Fesseln, welche Convenienz, Sitte und Religion dem Menschen auflegen, alles dieß spiegelt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab. So sind diese Gedichte, obwohl kurze Zeit nach den Römischen Elegieen entstanden, von ihnen doch durch eine bedeutende Kluft geschieden. Hatte der Dichter sich in den Elegieen aus der beengenden Gegenwart in die freie, schöne Zeit des ersten Aufenthaltes zu Rom zurückgerettet, und das Glück, welches er dort genossen, noch einmal in der Erinnerung ausgekostet, so machen hier, wie in den Gedichten der ersten Periode, die augenblicklichen inneren Zustände sich geltend. Die Ausfälle gegen politische, religiöse, sociale Verhältnisse, die sich hier finden, gehören zu dem Schärfsten, was Goethe in dieser Beziehung ausgesprochen. Werden die Freiheitsapostel, die am Ende doch nur Willkür für sich suchen, mit derben Schlägen gegeißelt, so werden doch auch die Fürsten und Großen nicht geschont, die so vieles Unglück, das sie trifft, selbst verschuldeten. Die religiösen und andere Schwärmer will er, wie wir schon hörten, vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit sie nicht zuletzt aus Betrogenen Betrüger werden. Die klingelnden Pfaffen, der päpstliche Nuntius, der neben dem Doge feierlich einherschreitet, erscheinen ihm als listige Gaukler, die innerlich selbst über den Ernst ihres Gepränges lächeln. Er sucht geflissentlich nur Seiltänzer auf und Volk, und „was noch niedriger ist," weil ihm die gute Gesellschaft unschmackhaft geworden. Ja, er dehnt seine Verachtung auf das ganze Menschengeschlecht aus:

> Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
> Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund

Auch auf seine Ansicht von Italien fließt die herrschende Stimmung ein; die Schattenseiten desselben fallen ihm besonders stark in's Auge (Epigr. 4). Er erkennt, daß die Verehrung dieses Landes zum guten Theil auf einer Art frommgläubiger Illusion beruhe, ähnlich der des Pilgers, der einen Heiligen da aufsucht, wo nur Reste von ihm, sein Schädel oder ein Paar seiner Gebeine, verwahrt werden. Selbst an seiner Dichtkunst, die ihn doch über so Vieles, was Andere drückt und ängstigt, mit sanfter Hand hinwegführt, wird

er Einiges gewahr, was ihm nicht gefallen will. Daß sie „ein theures Metier" ist, daß ihm die Zechinen schwinden, wie ihm das Epigrammenbüchlein wächst, ist halb im Scherz gesagt; aber sehr ernst, und doch nicht gerecht ist sein Vorwurf gegen das Deutsche als Dichtersprache (Epigr. 29).

Bei solcher Gemüthsstimmung erhellt es von selbst, warum, trotz mancher Aehnlichkeit in den Verhältnissen, aus dem Aufenthalte zu Venedig doch nicht abermals, wie aus der Erinnerung an den zu Rom, Elegieen hervorgehen konnten. Denn bei Goethe bildete die Seele eines Gedichtes mit Naturnothwendigkeit sich ihren Leib. Wenn die Elegie zur Darstellung des bei sich verweilenden, sich selbst innig genießenden Glückes oder Schmerzes die angemessenste Form bildet: so sprechen sich die vielfachen Beziehungen des Dichters zu einer Welt, mit der er sich oft im Widerspruch fühlt, am passendsten in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms aus. Weil indeß auch manche Klänge aus der Zeit des römischen Aufenthaltes in der Brust des Dichters noch forttönten, so wird es uns nicht wundern, wenn einige Blumen, die Goethe in diesen Epigrammenkranz geflochten, auf dem gemeinsamen Grenzraine des Sinngedichtes und der Elegie, ja vielleicht schon im Gebiete der letztern, gewachsen sind. Es leuchtet aber unter solchen Umständen auch ein, warum die Epigramme kein so schön in sich abgeschlossenes, gerundetes, einheitvolles Ganze werden konnten, wie die Römischen Elegieen. Ein sehr verschiedenartiger Stoff, Reflexion und Gefühl, Erinnerung an Fernes und Vergangenes und Genuß der Gegenwart, Polemik und Neigung schlingen sich bunt durch einander. Den durchgehenden Faden aber, woran Alles aufgereiht ist, bildet das Liebesverhältniß, das hier auch nicht, wie in den Elegieen, als ein rasch entwickeltes und fertiges, sondern als ein allmälig werdendes, als ein kleiner Liebesroman erscheint. In den ersten 28 Epigrammen finden wir nur einzelne präludirende Andeutungen, die das Liebesbedürfniß des Dichters aussprechen; es sind meistens Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die Geliebte, die er eben in Deutschland zurückließ (Epigramm 3), an die römische Faustine (Epigramm 4), und Andere. Er klagt, daß der Mai, der so viel Schönes bringe, ihn dießmal das Glück entbehren lasse,

den Busen einer geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr. 18); Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein schläft (Epigr. 26). Aber im 28. Epigramme hat er das Mädchen, wie er es sich wünschte, das Perlchen in der unscheinbaren Muschel gefunden. Welcher Volksclasse es angehöre, deuten leise die Epigramme 30 bis 32 an. Dann macht er uns in Epigr. 37 bis 48 näher mit seiner Geliebten und ihren Verhältnissen bekannt. Nachdem sich hierauf weiterhin bis Nr. 67 die Betrachtung anderen Dingen, meist politischen und socialen Verhältnissen, zugewandt, führt uns der Dichter wieder in die gesellschaftlichen Regionen, denen seine Geliebte angehört, ohne bei ihr besonders zu verweilen. Er gibt uns Definitionen von Lacerten, „zierlichen Mädchen, die über den Platz fahren dahin und daher," und uns zuletzt durch Gäßchen und Treppchen fortlocken, von Spelunken, „dunkeln Häusern in engen Gäßchen," wo dich die Schöne mit Kaffee bewirthet. Dann folgen wieder Epigramme mannigfachen Inhaltes, unter Anderm Angriffe auf die Newtonianer. Noch immer hat er die Geliebte nicht ganz gewonnen, wie Nr. 89 zeigt. Aber in Nr. 92 erfahren wir, daß ihn „Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt," und nun verschwinden auch alle polemisirenden Epigramme, und wir fühlen uns auf den Boden der Römischen Elegieen zurückversetzt.

Aus diesen Liebesträumen und seinem einsamen Sinnen über Kunst, Natur und Weltverhältnisse riß den Dichter am 6. Mai die Ankunft der lebensfrohen und Alles um sich belebenden Herzogin Amalie und ihres Gefolges heraus. Es läßt sich denken, wie reich und angeregt das Gespräch nach der langen Trennung, bei der Fülle des beiderseits inzwischen gesammelten Stoffes sein mußte, zumal da im Geleite der Fürstin auch Goethe's Römische Freunde Heinrich Meyer und Bury gekommen waren. In ihrer Gesellschaft wurde nun die Besichtigung der Venetianischen Kunstschätze mit erhöhtem Eifer und Nutzen fortgesetzt. Der in Venedig residirende französische Gesandte, Marquis von Bombelles, war zuvorkommend bemüht, ihnen überall Zutritt zu verschaffen, und der lebenslustigen Fürstin den Aufenthalt durch Sinn und Geschmack erfreuende Feste möglichst angenehm zu machen. Dann begab sich die Herzogin mit

dem ganzen Gefolge nach Padua, Vicenz, Verona und Mantua, wo man sich gleichfalls an dem Uebermaß der Kunstwerke ergötzte. Meyer ging von dort nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury kehrte nach Rom zurück. Goethe's und der Herzogin Heimreise ging durch Tyrol, über Augsburg (von wo Goethe den 9. Juni an Herder schrieb) und Nürnberg. Die Ankunft zu Weimar erfolgte um die Mitte Juni.

Ein paar Wochen vorher, den 27. Mai, war der Herzog nach Schlesien abgereist, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Herder schreibt darüber an Knebel: „Der Herzog hat vom Könige erlangt, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da etwa eine Brigade zu commandiren; sein Wunsch ist also erfüllt.“ Goethe freute sich kaum wieder seines häuslichen Herdes, als ihn der fürstliche Freund nach Schlesien berief, „wo er einmal, statt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Es mag ihm ein schwerer Entschluß gewesen sein, sich abermals von seinen osteologischen und optischen Studien, für die er eben mit dem Feuer der ersten Liebe glühte, und von der lebendigen Geliebten loszureißen, die er unter der Maske der römischen Faustine und der venetianischen Bettine verborgen hatte. Allein die innige Anhänglichkeit an den edeln Freund und Wohlthäter, dessen Verdienste um ihn er sich noch jüngst in den Venetianischen Epigrammen (Nr. 35) vergegenwärtigt hatte, ließ keinem Zweifel Raum; und so brach er denn am 26. Juli früh Morgens auf, widmete in Dresden ein paar Tage dem Besuch von Freunden (Körner, Graf Geßler, Racknitz u. s. w.) und der Betrachtung der Galerie, der Antiken und Gypse, und eilte dann am 30. Juli über die Stolpischen Basalte nach Schlesien. Die Brigade des Herzogs lag auf Dörfern unweit Breslau. Von dort aus durchstreifte Goethe manchen Theil des Gebirgs und der Ebene und fand, wie er den 10. August an Herder schrieb, daß das „zehnfach interessante Land ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze mache; manche Unannehmlichkeit und Plage werde durch neue Begriffe und Ansichten vergütet.“ In den Cantonnirungs-Quartieren entstanden wieder einige Epigramme, zu denen das Feldlager gehört:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesien's Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! — O bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

Als er darauf, nach der Ankunft des Königs (11. August), eine Zeit lang in Breslau verweilte, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, bemühte er sich erst, so viel zu sehen und zu hören, als er konnte; aber bald überfiel ihn die Sehnsucht nach seinen Naturstudien mit solcher Gewalt, daß er mitten in der bewegtesten Welt wie ein Einsiedler in sich abgeschlossen lebte. Mochten am Hofe noch so prunkreiche Cirkel sich versammeln, mochten draußen die schönsten Regimenter manövriren, er hielt sich auf seinem Zimmer und studirte, durch jenen glücklichen Fund auf den Dünen zu Venedig gespornt, vergleichende Anatomie. Gegen Ende des Monats finden wir ihn auf einem Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. begriffen.. Am 31. August richtete er aus Landshut folgendes Billet an Friedrich von Stein: „Ich schreibe Dir von einem Orte, der nahe an der böhmischen Grenze liegt. Ich gehe aber wieder zurück auf Breslau, nachdem ich einige Tage in der Grafschaft Glatz zugebracht. Recht Vieles hab' ich gesehen, das ich Dir gönnte, das Du brauchen könntest, und das bei mir überlei ist. Manches kann ich Dir mittheilen; wenn ich nur nicht oft eben so wenig redselig wäre, als ich schreibselig bin! In allem dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben, und damit ich nicht gar zu abstract werde, eine komische Oper zu dichten. Du siehst, daß mein Naturell aushält; ich wünsche Dir deßgleichen." In Begleitung des Grafen Reden, Directors der schlesischen Bergwerke, ward dann weiter eine belehrende Lustfahrt nach Tarnowitz, Krakau und den Salinen von Wieliczka unternommen, von der sie am 10. September in Breslau wieder anlangten. In Tarnowitz, einem Städtchen mit Eisen-, Silber- und Bleigruben, finden wir unsern Dichter am 4. September. Der Anblick des friedlich-stillen Treibens der Bergleute, die, fast ohne Berührung mit

der sie umringenden, von allerlei Leidenschaften aufgeregten gebildetern Welt, ihrem Berufe leben, entlockte ihm das Epigramm:

> Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
> Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
> Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
> Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Die Heimreise ward, vermuthlich gegen Ende Septembers, über Dresden eingeschlagen, um die abermalige Anschauung der dortigen Bildergallerie zu guter Letzt als ästhetischen Genuß mitzunehmen. Aber auch hier machte wieder der Naturforscher in ihm dem Kunstfreunde den Platz streitig: eine Sammlung von Thierskeletten, die er in Dresden fand, zog ihn lebhaft an und ließ ihn den Entschluß fassen, seiner bereits erschienenen Abhandlung über die Pflanzen recht bald den Versuch „über die Gestalt der Thiere" folgen zu lassen.

So hielt er sich denn auch nach der Heimkehr zunächst fleißig an sein anatomisches Werkchen, welches er vor Ende des Jahres noch abzuschließen hoffte. Allein nachdem er ungefähr drei Wochen daran gearbeitet und dictirt hatte, wollte es mit der mehr als abstracten Materie nicht recht vorwärts, und er mußte sie einstweilen zurücklegen. Ohne Zweifel trug auch der Mangel an Theilnahme in seiner Umgebung dazu bei, daß diese Arbeit in's Stocken gerieth. Die Herzogin Mutter, Herder *) u. A. waren sehr unzufrieden mit seinen Knochenstudien und redeten ihm dringend zu, wieder an seinen Wilhelm Meister zu gehen. Er folgte ihrem Rathe und nahm gegen den Schluß des Jahres den Roman wieder vor, mit der Hoffnung, „in dem neuen Jahre nun endlich dieses alte Werk seiner Vollendung näher zu rücken." Mittlerweile hatte er auch an dem Büchlein „Elegieen und Epigramme" Einiges ergänzt, gefeilt und verbessert, und beide „so ziemlich gefaltet und gelegt." Er war auch nicht abgeneigt, die Elegieen herauszugeben; allein Herder widerrieth es, aus leicht zu errathenden Gründen, und so behielt er

---

*) S. Herder's Brief an Knebel vom 7. Januar 1791, in des Letztern literarischem Nachlasse II, S. 260.

einstweilen die leichtfertige Brut im Neste. Doch theilte er die jetzige dreizehnte Elegie unter der Ueberschrift „Rom 1789" im Julihefte 1791 der Deutschen Monatschrift, und 24 Epigramme in den Juni- und Octoberheften desselben Jahrganges mit.

Das Jahr 1791 bezeichnet Goethe als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes. „Die freigelegenste Wohnung," fügt er hinzu, „in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Gärten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten, veranlaßten mich, den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen." Er stellte eine Reihe Versuche mit dem Prisma an, wobei er sich zunächst bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, und glaubte immer mehr die Unrichtigkeit der Newton'schen Theorie zu erkennen. Nicht nur eine weiße Scheibe, fand er, auf schwarzem Grunde, sondern auch eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde brachte das bekannte Spectrum hervor. „Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst," sagte er zu sich selbst, „so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden." Im Gefühle jedoch, daß er hier als Neuling auf unbekanntem Boden wandele, ersuchte er einen benachbarten Physiker, die Resultate seiner Vorrichtungen zu prüfen. Er hoffte sicher, daß dieser bei dem ersten Blick gleichfalls im Glauben an Newton wanken werde. Allein zu seiner Verwunderung mußte er hören, die Phänomene seien bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt. Goethe ließ es nicht an Einwendungen fehlen; aber es kam zu keiner Verständigung. Um die Erklärungen des Physikers begreifen zu können, hätte er diesem weiter auf das Gebiet der Mathematik folgen müssen, als seine Kenntnisse gestatteten. Das Mißlingen dieses ersten Versuches, Theilnahme zu gewinnen, entmuthigte ihn nicht; er fuhr fort, Dilettanten und Männern des Faches seine Phänomene vorzulegen; jene amusirten sich damit, diese sprachen zu seinem Aerger immer von Brechung und Brechbarkeit. Man sollte denken, es hätte doch ein wenig den Glauben an seine Ueberzeugung erschüttern müssen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer, wie er gesteht, die entschiedenste Abneigung gegen seine Bemühungen zeigten. Er sucht in seinen Selbstbekenntnissen den Grund dieser Unfreundlichkeit überall, nur nicht

da, wo er zu finden ist. Er spricht von der Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden, von einem Handwerkssinn, der wohl Etwas erhalten und fortpflanzen, aber nicht fördern könne; er meint, die Folgen der französischen Revolution hätten damals alle Gemüther zu sehr aufgeregt und in jedem Privatmanne den Regierungsdünkel geweckt; die Physiker, verbunden mit den Chemikern, seien zu ausschließlich mit den Gasarten und dem Galvanismus beschäftigt gewesen. Eine Zeit lang correspondirte er mit Lichtenberg und sandte ihm auch ein paar Aufsätze ein. Dieser antwortete einige Male; brach aber, als Goethe zuletzt dringender ward und „das ekelhafte Newton'sche Weiß“ mit Gewalt verfolgte, die Correspondenz ab und erwähnte, zu Goethe's Verdrusse, nicht einmal seiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Erxleben's. Ueberhaupt wollte sich kein einziger Physiker auf die Seite des naturforschenden Poeten stellen, wogegen er Anatomen, Chemiker, Literatoren und Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling zu Anhängern gewann.

Die meiste Aufmunterung ward ihm aus den obersten gesellschaftlichen Regionen her zu Theil, wo nicht selten das Halbwissenschaftliche und geistreiche Dilettantische einen günstigen Boden findet. Vom Herzoge Carl August rühmt er dankbar, daß er ihm auch diesmal „Raum, Muße und Bequemlichkeit zu seinem neuen Vorhaben“ vergönnt habe. Der Fürst Primas Dalberg, damals noch in Erfurt, schenkte seinen Versuchen fortdauernde Aufmerksamkeit und schrieb zu einem umständlichen Aufsatze durchgehende Randbemerkungen. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete ihm sein physicalisches Cabinet *), und setzte ihn dadurch in Stand, seine Versuche mannigfaltiger anzustellen und in's Größere zu führen. Der Prinz August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen.

Jedoch, wonach er sich am Meisten sehnte, daß ein geistvoller, wohlunterrichteter Mann des Faches sich zu seinen Untersuchungen

---

*) Vergl. den Brief an Friedrich von Stein, vom 6. Aug. 1791: „In Gotha hab' ich mich des physicalischen Apparats mit großem Nutzen bedient und bin recht weit vorwärts gekommen.“

gesellen, seine Ueberzeugungen aufnehmen und danach fortarbeiten möchte, das blieb fortwährend ein unerfüllter Wunsch. So entschloß er sich denn, was ihm bei Einzelnen im mündlichen und brieflichen Verkehr mißlungen war, bei dem größern Publikum als Schriftsteller zu versuchen, und eine Frage an die ganze gebildete Welt zu richten. Er veröffentlichte ein kleines Heft unter dem Titel „Beiträge zur Optik. Erstes Stück," und fügte 27 Tafeln oder Karten bei, von denen beinahe die Hälfte die schwarzen und weißen Tafeln im Kleinen darstellte, deren er sich zu seinen Versuchen bediente, die übrigen aber von den prismatischen Farbenerscheinungen eine annähernde Vorstellung gaben. Die Nähe einer Kartenfabrik machte es möglich, diese Tafeln zu einem mäßigen Preise zu liefern. Allein der Erfolg seiner Schrift in weiteren Kreisen war eben so unerfreulich, als der seiner persönlichen Bemühungen in der Umgebung. „In gelehrten Zeitungen," erzählt er selbst, „in Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolz, mitleidig auf mich herab. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physicalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf Ewig vergessen zu machen."

Der Verfasser dieser Biographie, der die Ueberzeugung theilt, daß Goethe's System der Optik ganz unhaltbar ist und seine Polemik gegen Newton größtentheils auf Mißverständnissen beruht, sollte, wie es scheint, folgerecht über seine optischen Schriften flüchtig hinweggehen. Allein auch Irrthümer eines Geistes, wie Goethe, sind belehrend. Um für die Würdigung von Goethe's optischen Bestrebungen den rechten Gesichtspunkt zu gewinnen, müssen wir an ein paar Bemerkungen im ersten Theile dieser Schrift *) erinnern. Wir zeigten dort, worin es begründet war, daß Goethe auf autodidaktischen Wegen in eine Wissenschaft einzudringen pflegte, die künstlichen Hebel, welche ausgebildete Disciplinen anwenden, verschmähte, und daher die reifsten und höchsten Resultate derselben sich

*) S. 139 ff. u. S. 217.

nicht rasch anzueignen vermochte. Diese Behandlungsweise der Wissenschaften, die, von dem Standpunkte des vollendeten Kenners aus betrachtet, ganz den Anschein des Dilettantismus hatte und dennoch von einem tiefen wissenschaftlichen Ernste durchdrungen war, bewährte er nun besonders bei seinen optischen Studien. Er abstrahirte, wie er selbst gesteht, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, und „supponirte gleichsam einen Augenblick, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden" *), oder mit anderen Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre. So angesehen, erscheinen seine Resultate wahrhaft bewunderungswürdig, und legen in ihrer Art von seinem Genie fast ein eben so großes Zeugniß ab, als seine poetischen Werke. Bleibt es dabei nun höchst auffallend, daß er das in dieser Wissenschaft bereits Gethane so gänzlich verkennen konnte, und daher die Bedeutung seiner eigenen Leistungen lebenslang so sehr überschätzte, so ist nicht zu vergessen, welche Erfahrungen er in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen gemacht hatte. Der Botanik, der Osteologie hatte er sich auf ähnliche Weise, wie der Optik, genähert, und dennoch hatte er hier Entdeckungen gemacht, die Anfangs auch von der Schule vornehm belächelt, nachher aber als höchst bedeutende Bereicherungen der Wissenschaft anerkannt wurden. Wie sehr mußte dieß nicht in ihm den Gedanken nähren, daß für seine Optik auch einmal ihre Zeit kommen werde, daß einstweilen ihr der Dünkel, der Eigensinn und die Geistesverstocktheit der Fachgelehrten im Wege stehe!

Die geringe Wirkung seiner ersten Beiträge zur Optik hatte Goethe zum Theil selbst dadurch verursacht, daß er von dem Ziele, worauf er hinaussteuerte, nur schwache Andeutungen gab. Seine Absicht war, durch die beschriebenen Versuche vorerst nur in dem Publikum eine günstige Disposition für die neu aufzubauende Theorie zu bereiten. Den meisten Lesern aber erschien das Ganze nur als dilettantistische Spielerei; und da er zugleich, wenn auch nur ganz flüchtig, hatte durchblicken lassen, daß er die Newton'sche Theorie nicht für zulänglich hielt, die vorgetragenen Phänomene zu erklären,

*) Beiträge zur Optik. Erstes Stück, §. 14.

so verwunderte man sich höchlich, wie Jemand ohne tiefere Einsicht in die Mathematik dem Altmeister der optischen Wissenschaft entgegenzutreten wage. Doch ließ man seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und fand besonders die vier einleitenden Paragraphen musterhaft schön geschrieben.

Um indeß über seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nicht ganz außer Connexion mit Dichtkunst und Aesthetik zu kommen, übernahm Goethe am 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Seit 1784 hatte die Bellomo'sche Gesellschaft in Weimar gespielt und, nach Goethe's Zeugniß, angenehme Unterhaltung geboten, jedoch zuletzt, wie aus Briefen des Herzogs und seiner Mutter an Knebel *) hervorgeht, nicht mehr befriedigt. So ward denn der Entschluß gefaßt, jene Gesellschaft zu entlassen, und aus einigen tüchtigen Mitgliedern derselben, die bereit waren zu bleiben, wie dem trefflichen Malcolmi, und mehreren hinzugeworbenen aus Breslau, Hannover, Prag und Berlin eine neue Truppe zu bilden. Goethe war zur Uebernahme der Direktion um so bereitwilliger, als sich dieses Geschäft nicht bloß an seine früheren theatralischen Bestrebungen anschloß, sondern auch seiner in Italien neubelebten Neigung zur musikalischen Poesie, namentlich zur komischen Oper, zu Statten kam. In letzterer Beziehung fand er an dem mit gleicher Neigung aus Italien heimgekehrten Freunde von Einsiedel, an dem unermüdlichen Concertmeister Kranz und dem immer thätigen Theaterdichter Vulpius eine höchst willkommene Unterstützung. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern legte man deutschen Text unter, andere schrieb man zu besserer Singbarkeit um; ganz Deutschland bezog damals Partituren aus Weimar. Goethe betheiligte sich selbst mit Eifer bei diesen untergeordneten Arbeiten und verbesserte unter Anderm den Text der Theatralischen Abenteuer und der Heimlichen Heirath, so wie er die Oper Circe ganz neu bearbeitete. Daß der hiebei aufgewandte Fleiß für seinen Nachruhm verloren war, wußte er selbst recht gut; aber ihn tröstete darüber der Gedanke an den wohlthäti-

---

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß I, 174, 206 u. s. w.

gen Einfluß, den diese Bemühungen auf die deutschen Operntexte überhaupt hatten.

Da er sich nun von Seiten der Oper, welche damals wie jetzt auf das Publikum eine besondere Anziehungskraft übte, für mehrere Jahre geborgen und versorgt wußte, so konnte er dem recitirenden Schauspiel eine desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Hier griff er auch durch Einüben der Schauspieler höchst thätig ein, wobei eine seiner Hauptmaximen war, daß er für jedes Stück zunächst den Vorzüglichsten herausnahm und schulte, und sodann die Anderen diesem anzunähern suchte. Auf solche Weise verfuhr er z. B. beim König Johann von Shakespeare, der noch im Laufe des Jahres 1791 zur Aufführung kam. Für die Rolle des Arthur wählte er Christiane Neumann, die vierzehnjährige Tochter eines sehr schätzbaren Schauspielers von der Bellomo'schen Gesellschaft, welcher kurz vor dem Abzuge derselben gestorben war. Goethe nahm sich der Ausbildung des mit außerordentlichem Schauspielertalent begabten Kindes liebevoll an. In dem Gedicht Euphrosyne, einem poetischen Todtenopfer, welches er der frühe Hingeschiedenen im Jahre 1797 brachte, erinnert Christianen's Schatten (Euphrosyne) den Dichter an jene Einübung der Rolle Arthur's.

> Denkst Du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
> Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
> Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
> Und belebtest in mir britisches Dichtergebild u. s. w.

Als Gehülfe im Directionsgeschäfte stand unserm Dichter ein schon bejahrter Schauspieler, J. Franz Jos. Fischer, zur Seite, seines Handwerks wohl kundig, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden. Er hatte mehrere Schauspieler von Prag mitgebracht, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die übrigen gut zu behandeln, wodurch sich ein innerer Friede über das Ganze verbreitete. Von ihm unterstützt, begann Goethe das neue Unternehmen mit Vorsicht, Mäßigung und Gründlichkeit. Vor der Hand wurden noch nicht viele neue Stücke eingelernt; an den älteren sollte erst noch die Gesellschaft ihre Kräfte üben. Große Kosten sollten möglichst vermieden, das Bessere stufenweise eingeführt werden.

Daher ließ Goethe in dem Eröffnungs-Prolog, gesprochen den 7. Mai 1791, das Publikum bitten, es möge sich nach den vielleicht unbedeutend scheinenden anfänglichen Leistungen nicht ein Urtheil über das Zukünftige bilden:

> Der Anfang ist in allen Sachen schwer;
> Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
> Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
> Und nur ein guter Sommer reift die Frucht. U. s. w.

Dann hatte er sich auch, wie später Immermann in Düsseldorf, die Aufgabe gestellt, nicht sowohl die einzelnen Talente in ihrem günstigsten Lichte zu zeigen, als vielmehr ein möglichst harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zu erzielen. In diesem Sinne ließ er im Prolog sagen:

> Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
> Den Andern heftig vorzueilen strebt,
> Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
> Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
> Bescheiden seine Blume, daß nur bald
> Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
> Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Goethe erkannte sehr bald, daß zwar eine gewisse, aus Nachahmung und Routine hervorgegangene Technik einem Theile der Gesellschaft eigen sei und sich in kurzer Zeit weiter und allgemeiner entwickeln lasse, daß aber Allen insgesammt die eigentliche Grammatik der Schauspielerkunst fehle, welche doch erst zu Grunde gelegt sein müsse, ehe man zur Rhetorik und Poesie derselben gelangen könne. Weil indeß die Bedürfnisse des Augenblicks Befriedigung verlangten, so begnügte er sich vor der Hand, im Stillen jene Technik, die sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen, und was ihm klar geworden, in einzelnen Fällen vor und nach, ohne noch auf allgemeine Gesetze hinzuweisen, in Anwendung bringen zu lassen. Was ihm aber ganz besonders zu Statten kam, um sogleich etwas Anmuthiges leisten zu können, war der damals überhandnehmende Natur- und Conver-

sationston. Wahrhaft lobenswerth und erfreulich ist dieser freilich nur, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt. Allein Goethe benutzte jenen Trieb zu seinen Zwecken, und war einstweilen sehr zufrieden, wenn das angeborene Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Vorschriften einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen.

Die neue Gesellschaft gab nach ihrem Debut am 7. Mai nur noch wenige Vorstellungen in Weimar. Den Sommer über spielte sie in Lauchstädt, wo sie die nicht leichte Aufgabe zu lösen hatte, ein sehr gemischtes Publikum, aus dem Hofe, aus Fremden, gebildeten Bewohnern der Nachbarschaft, kenntnißreichen Männern einer nächstgelegenen Universität und leidenschaftlich fordernden Jünglingen bestehend, zu befriedigen. Da es ihr damit nicht übel gelang, so kehrte sie gegen Ende Septembers mit frischem Muthe nach Weimar zurück. Zur Eröffnung der Winter-Saison schrieb Goethe wieder einen Prolog, der am 1. October gesprochen wurde. Der Ausdruck ist darin zum Theil gar nüchtern und prosaisch:

> Und sollt' es uns
> Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
> Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
> Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
> Als anderswo. Von diesen Schwierigkeiten
> Euch zu unterhalten, ist nicht Zeit. U. s. w.

Man könnte sich diesen stellenweise beinahe platten Ausdruck daraus erklären wollen, daß Goethe, von äußeren Theatergeschäften bedrängt, solche Prologe aus dem Stegreif hingeworfen, vielleicht auch auf die Kunst des Vortragenden viel gerechnet habe. Allein mir scheint, daß ihn dabei praktische Zwecke leiteten. Prologe und Epiloge sollten hier den Schauspielern dazu dienen, sich mit dem Publikum über Sinn und Richtung ihres Strebens zu verständigen; und so glaubte Goethe ihnen eine möglichst plane und verständliche Sprache leihen zu müssen.

Im Winter 17⁹¹/₉₂ war die neue Gesellschaft eifrig bemüht, sich den Weimaranern durch Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der Leistungen zu empfehlen. „Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke," berichtet Goethe selbst, „Versuche mit aller Art

von neuen, gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publikums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Epoche mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden sorgfältig aufgeführt, und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben, Hagemann'sche und Hagemeister'sche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, wurden nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahres 1792 Mozart's Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritte des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler" *). — So konnte denn die Gesellschaft am Schlusse der dießmaligen Theater-Saison, in dem Epilog vom 11. Juni 1792 mit dem Bewußtsein Abschied nehmen, daß sich bereits ein sehr freundliches Verhältniß zwischen ihr und dem Publikum gebildet hatte. Die Sprache dieses Epilogs ist demgemäß auch, zwar schlicht und einfach, aber nicht nüchtern und trocken; vielmehr ist das Ganze vom belebenden Hauche einer herzlichen Wärme durchdrungen.

Im Vorbeigehen seien hier noch zwei Lieder erwähnt, welche durch Goethe's damalige Bemühungen für das Theater hervorgerufen wurden, „Die Spröde" („An dem reinsten Frühlingsmorgen") und „Die Bekehrte" („Bei dem Glanz der Abendröthe"). Er dichtete sie für die Oper „Die theatralischen Abenteuer." Sie beziehen sich auf einander und bilden zusammen ein Ganzes. Beide geben eine Vorstellung von ächter musikalischer Poesie, ja sie klingen wie Musik selbst. Der Rhythmus fließt so leicht und lieblich, die Sprachklänge sind so sanft und dabei so imitirend, die Reimlaute besonders so tönend und ausdrucksvoll, daß man, ungeachtet des

*) Vergl. mit dieser Stelle der Annalen noch Goethe's Werke Bd. 25 S. 204 f.

idyllisch leichten Gehaltes dieser Lieder, sich schwer von ihnen trennen kann.

Der Frühling 1792 belebte wieder Goethe's optische oder vielmehr chromatische Arbeiten. Ungeachtet der ungünstigen Aufnahme des ersten Stückes seiner optischen Beiträge schrieb er das zweite Stück und gab es, von einer Foliotafel begleitet, heraus, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern auf solche Weise angebracht waren, daß man sie nur durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon im Hefte die Rede war, sogleich vor Augen zu haben. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache nachtheilig; denn die Tafel, noch unbequemer zu packen und zu versenden, als die Karten zum ersten Stücke, war ein großes Hinderniß für die buchhändlerische Verbreitung. Mit seiner neuen Theorie hielt er auch hier noch zurück; ihm kam es zunächst nur darauf an, dem von Newton gepflanzten Baume die Axt an die Wurzel zu legen.

Aus diesen angelegentlichen Studien und Forschungen ward er in der Mitte des Sommers wieder, wie vor zwei Jahren, in's Feld berufen, aber dießmal zu ernsteren Scenen.

Achtes Capitel.

Campagne in Frankreich. Aufenthalt in Luxemburg, in Trier. Antrag einer Rathsherrnstelle. Aufenthalt in Coblenz, in Düsseldorf (Pempelfort). Reise der Söhne Megaprazon's. Reise über Duisburg (Plessing) nach Münster. Aufenthalt bei der Fürstin von Gallitzin. Heimreise über Cassel.

Als der Herzog von Braunschweig im Jahre 1792 seinen Zug nach Frankreich unternahm, ging auch der Herzog Carl August als Chef eines Regiments mit in's Feld. Dankbare Pietät, innige Anhänglichkeit und der Wunsch, die Welt auch von einer ihm noch

unbekannten Seite anzuschauen, bestimmten unsern Dichter, seinem Fürsten bei dieser Unternehmung zu folgen. Die Armee war schon jenseits des Rheines und im Eindringen in Feindesland begriffen, als Goethe über Frankfurt und Mainz in seiner leichten böhmischen Halbchaise nacheilte. Am 13. August finden wir ihn, einem Briefe an Jacobi zufolge, in Frankfurt, wo er bis zum 20. blieb. „Meine alten Freunde," schrieb er am 18. an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herabórgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema." Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Zu den Seelenleiden, die ihm sein Unglück verursacht hatte, war ein schmerzliches Körperleiden hinzugetreten, und von finsterer Schwermuth überwältigt, hatte er am 27. Juni des vorhergehenden Jahres seinem Leben ein Ende gemacht. Bei der Abreise nach Mainz am 20. August ahnte unser Dichter, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders da ihm weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen sei." Er wünschte sich schon zwischen die Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten vor aller Politik zuschließen könne.

In Mainz verbrachte er mit Sömmering's, Huber, Forster's und andern Freunden ein Paar muntere Abende in Erinnerung an frühere Tage, in geistreich belebten wissenschaftlichen und sonstigen Gesprächen. Politische Dinge wurden vermieden, weil man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; die republicanischen Gesinnungen der Freunde fanden in seinem Innern keinen Anklang. Auf dem Wege über Bingen nach Trier ereigneten sich schon Scenen, welche ihm den aufgeregten Zustand der Welt lebhaft versinnlichten. In Trier selbst fand er alle Straßen und Plätze von Truppen und Fuhrwerk wimmelnd und nirgends ein Unterkommen. Glücklicherweise verschaffte ihm ein junger militärischer Freund, dem er zufällig begegnete, Quartier bei einem Canonicus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte ihn und sein compendiöses Gefähr

freundlich und bequem aufnahm. Auf der weitern Fahrt nach Luxemburg fesselte das Monument in der Nähe von Igel seine Aufmerksamkeit, ein architektonisch-plastisch verzierter Obelisk, auf einem schönen, würdigen Punkte an der Mosel errichtet. Er wünschte, daß man, statt so viele traurige, bildlose Obelisken zu errichten, sich dieses Denkmal zum Muster genommen hätte. Von den Gedanken an das antike Kunstwerk zog ihn bald, zu Grevenmachern, ein sehr modernes Schauspiel ab. Hier fand er das Corps der Ausgewanderten, lauter Edelleute und meist Ludwigsritter, ohne Diener und Reitknechte, sich und ihre Pferde selbst bedienend, während auf einem großen Wiesenraume Kutschen und Reisewagen aller Art mit ihren Frauen, Kindern, Geliebten und Verwandten hielten. Weiterhin ließ er Longwy, dessen Eroberung man ihm schon unterwegs triumphirend verkündigt hatte, in einiger Entfernung rechts liegen und kam den 27. August Nachmittags vor dem Lager von Brocourt an. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er durch den feuchten, aufgewühlten Boden hinein und fuhr durch eine öde Zeltwüste, weil Alles sich vor dem schrecklichen Wetter verkrochen hatte. Endlich machte er die Gegend des Herzoglich Weimarischen Regiments ausfindig und ward von Bekannten und Freunden bewillkommt. Man wollte ihm gleichfalls ein Zelt einräumen; allein er zog es vor, sich am Tage bei den Freunden aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, in den er sich, des tiefen Schmutzes wegen, mußte tragen lassen.

In so wunderlicher Lage brach ihm sein dreiundvierzigster Geburtstag an. Er ritt Morgens mit Freunden in die eroberte Festung Longwy, tafelte dort zu Mittag in einem traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisons-Cameraden und ließ sich die Abenteuer ihres Zuges seit dem Aufbruch von Aschersleben erzählen. Diese Gespräche wurden dann Abends im großen Zelte des Lagers fortgesetzt, wo sich des schlechten Wetters wegen eine zahlreiche Gesellschaft versammelte.

Am 29. August brach das Heer aus den halberstarrten Erd- und Wasserwogen des Lagers von Brocourt auf, langsam und nicht ohne Beschwerde. Alles Fuhrwerk war hinter die Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zuge

hergehen zu lassen; und so hatte unser Dichter, da das Herzoglich Weimarische Regiment die Spitze des Heeres bildete, für dießmal die Ehre, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee anzuführen. Der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege postirt hatte, ritt heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Mit der lauten Antwort: „Herzog von Weimar!“ fuhr Goethe vorwärts. Nicht leicht, meinte er, sei Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden. Weiter hin, wo die Wege etwas besser wurden, warf er sich auf sein Pferd, und so ging es freier und lustiger fort. Zur Seite sahen sie mitunter den König, und an einer andern Stelle den Herzog von Braunschweig über Thal und Hügel blitzschnell dahinreiten, beide gleich Kometenkernen von langem schweifartigem Gefolge begleitet; fernher donnerten die Kanonen von Thionville. Abends erquickte man sich im Lager bei Pillon, wo eine liebliche Waldwiese die Ermüdeten aufnahm.

Den 30. August gelangten sie nach manchem kleinen Abenteuer vor Verdun an und schlugen diesseits der Stadt ein Lager auf. Als Goethe sich am nächsten Tage auf der Wiese umsah, wo man sich angesiedelt hatte, fand er eine Anzahl Soldaten um einen trichterförmigen, mit dem klarsten Quellwasser gefüllten Erdfall gelagert, und nach unzähligen kleinen Fischen angelnd. Er hatte der lustigen Jagd kaum einige Augenblicke zugeschaut, so bemerkte er, daß die Fischlein bei der Bewegung verschiedene Farben spielten. Bei näherer Beobachtung sah er auch ein Stück Steingut, das in den Trichter gefallen war, aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillern. Mit leidenschaftlichem Vergnügen gab er sich der Betrachtung hin und freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weßhalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einsperrten. Noch stärker zeigte es sich in der folgenden Nacht, wie mitten unter dem sinnverwirrendsten Kriegsgetümmel sein Geist in unzerstörbarer Ruhe dem Höhern und Ewigen zugewandt war. Das Bombardement der Festung hatte um Mitternacht begonnen und war eben im vollsten Gange, als er mit dem Fürsten Reuß XIII. hinter den Weinbergsmauern hin und her wandelnd,

und durch sie vor den Kugeln der Belagerten geschützt, ein lebhaftes Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterieen furchtbar dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre schauerlichen Bogen durch die dunkle Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Kälte des einbrechenden Morgens sie an das Kohlenfeuer eines Bivouacs von Oestreichern trieb.

Die Festung ergab sich den 2. September, worauf denn am nächsten Tage Goethe in größerer Gesellschaft nach der Stadt ritt, die Vertheidigungsanstalten und Verwüstungen betrachtete, und die berühmten Verduner Liqueure und Dragéen probirte. Bei so vielem Guten ward auch der lieben Zurückgelassenen am friedlichen Ilmufer gedacht, Kistchen wurden gepackt und freundlichen Courieren mitgegeben, die das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden hatten. Allein mit diesem Glücke sollte es bald zu Ende gehen. Dumouriez hatte durch kluge Stellungen, die er eingenommen, die Armee der Verbündeten in die Lage gebracht, daß sie ihren Rückzug gefährdet sah und statt unaufhaltsam vorwärts zu dringen, die Aire hinab an verschanzten Bergschluchten vorbeiziehen mußte. Am 6. September ward das Lager hinter Verdun verlegt, wo es einige Tage in grundlosem Schlamme stehen blieb. Bis dahin war das Gefolge des Herzogs von Weimar noch immer aus der fürstlichen Küche versorgt worden; als aber am 11. September die Armee bei dem schrecklichsten Unwetter ihren Weg auf dem Gebirgsrücken fortsetzen mußte, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, begannen sich bald Entbehrungen und Leiden aller Art einzustellen. Goethe zeigte sich in dieser Zeit der Drangsale, wie früher in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, überlegend, thätig und hülfsfertig; er sprach seinen Leidensgefährten Muth ein, suchte, wo es nur anging, die heitere Seite ihrer Lage hervorzukehren, und hatte selbst in Stunden der höchsten Bedrängniß noch Geistesfreiheit genug, um einige Augenblicke naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen nachzuhängen. So, als sie am 12. September Abends, unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes campirten, der jeden Moment aus seinen Berg- und

Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, dictirte er in seinem vom Regensturme gepeitschten Zelte an Vogel in's gebrochene Papier Einiges über jene Farbenerscheinungen der Quelle und zeichnete nachher die Figuren daneben. Er bewahrte diese Papiere mit ihren Spuren des Regenwetters, das durch die Zeltdecke schlug, noch lange als Denkmal seines leidenschaftlichen Forschungseifers auf. Am 17. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, wie sie zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um diesen Zug zu verewigen.

Es war den Verbündeten durch die Ueberwältigung des bedeutenden Passes le Chesne le Populeux gelungen, Dumouriez aus seiner Stellung zu Grandprée zu verdrängen; er zog sich die Aisne hinan auf die Höhen von St. Ménéhould. Aber neue französische Truppen waren herangerückt unter Kellermann, der sich mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden, und eine sehr vortheilhafte Stellung bei Valmy nahm. Hier, wo es am 20. September zu einer furchtbaren Kanonade kam, wandelte Goethe'n die Lust an, zu erfahren, wie es eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber beschaffen sei. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Regionen, wo die Kugeln herüber spielten, und stellte genaue Betrachtungen an über den Ton der fliegenden Kugeln und das, was in seinem Innern vorging. Der Ton schien ihm wie zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Ihm war es, als befände er sich an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen. Die Augen schienen ihm Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit zu verlieren, aber es war doch, als hätte die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton, der den Zustand so wie die Gegenstände noch apprehensiver machte. Von Bewegung des Blutes konnte er Nichts bemerken, vielmehr schien ihm Alles in jener Glut verschlungen zu sein. Das gefährliche psychologische Experiment lief glücklich ab; aber zu einer Wiederholung desselben hatte er keine Lust.

Der 20. September war ein entschiedener Wendepunkt in der Campagne; am andern Morgen ward es Allen klar, in welch

schämender, hoffnungsloser Lage man sich befinde. Man sah sich am Rand eines ungeheuren Amphitheaters aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche und Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbcirkel bildete. Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln wuchsen täglich, schlimme Gerüchte über zurückgebliebene Dienerschaft und Habseligkeiten liefen ein, Wind und Regenwetter tobten fort. Am 24. ward der Zustand einigermaßen durch die Nachricht erheitert, daß eine Art von Waffenstillstand, ein Vorpostenfriede geschlossen sei. Unser Dichter benutzte diese bedenkliche Mußezeit nach seiner Weise; er untersuchte eine ihm gebrachte Kanonenkugel, die sich wunderlich genug auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigte, und fand, daß es Schwefelkies war, der sich in einer freien Lage mußte gebildet haben. Die Entdeckung führte weiter und es wurden noch mehr dergleichen Schwefelkiese, obwohl kleiner, in Kugel- und Nierenform gefunden. Indem er auf solche Art sich selbst in der Noth und Sorge des Augenblicks aufrecht zu halten wußte, versäumte er auch nicht die Umgebung zu ermuntern. Als eines Abends in dem Zelte des Herzogs die mißliche Lage hin und her besprochen wurde, erzählte er zur Zerstreuung und Ermuthigung aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Aegypten die drangvollsten Begebenheiten, und schloß mit dem Worte, welches mitten im größten Unheil der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken, bei Gottes-Thron (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!"

Am 29. September Abends endlich setzte sich das Heer zum Rückmarsch in Bewegung. Goethe, der sich durch Specialkarten mit der Gegend vertraut gemacht, und durch Gespräche mit Kriegsobersten von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, wußte, daß an keine Rettung zu denken war, sobald es dem Feinde, der links, rechts und im Rücken stand, anzugreifen beliebte. Da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich seine Ueberzeugung wieder her, daß er noch daheim „vor den Damen" von den überstandenen Qualen erzählen werde. Nachts beschaute er sich, während Alles schlief, mit dem Auge eines Malers lange Zeit die Schlaf-

stätte. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe bestimmten weißen Garben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über die Scene. Goethe meint, das Bild sei eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Meisters gewesen, zumal, fügen wir hinzu, wenn er auch den Betrachter in dasselbe aufgenommen hätte, der, wo Andere kümmerlich mit der Noth des Augenblicks kämpften, noch die feinsten und edelsten Blüthen des Daseins zu pflücken verstand und fortdauernd an sich bewährte, was er schon als Jüngling gesungen:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Fluthschlamm.

In kleinen Tagemärschen war die Armee am 3. October nach Grandprée zurückgelangt. Hier überfiel sie abermals ein grimmiger Regen, der jede Bewegung lähmte. Goethe's Halbchaise, obwohl mit vier Pferden bespannt, konnte kaum in dem aufgeweichten Boden weiterkommen; daher bestieg er, um sie zu erleichtern, den sechsspännigen Küchenwagen, und studirte in Gehler's physikalischem Lexikon. Aber auch dem Küchengespann ging bald die Kraft aus; um so willkommener war das Erscheinen der Reitpferde; Goethe schwang sich auf den ihm bestimmten Schimmel, und so ging es freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch schneller fort. Auf das Schloß von Grandprée warf er noch einen Blick der Trauer zurück; denn hier wurden mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit des Feindes überlassen. Goethe's Gefährten sagten, dieß sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießlich Gesicht gemacht, und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Am 5. October, der zum Rasttage bestimmt war, erhielt er ein Quartier in Sivry und fand hier, nach so mancherlei Unbilden, die

Häuslichkeit sehr erfreulich. Die Gelegenheit, den idyllisch Homerischen Zustand der dortigen Menschen zu beobachten, ließ er nicht unbenutzt; die Bauart der Häuser, die ganze Einrichtung, das Familienleben, Alles war Gegenstand seiner liebevollsten Aufmerksamkeit. Um so drückender wurden die sich immer häufenden Beschwerden des weitern Rückzuges empfunden. Was ihn am meisten besorgt machte, war, daß er seit Kurzem seinen Wagen vermißte. In trauriger Einbildungskraft sah er seine werthe Halbchaise, ein Geschenk seines Fürsten, im Koth versunken; der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuscripten jeder Art und manchem lieben Besitzthum, die Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren, Alles schien verloren und in die Welt zerstreut. In diesen Sorgen ward am 7. October die Maas überschritten und der Weg nach Verdun eingeschlagen; das Wetter war furchtbarer als je; man lagerte bei Consenvoy. In dem durchnäßten Zelte gab es kein Stroh, kein Brettstück, Nichts als den kalten, feuchten Boden zur Ruhestelle. Goethe beobachtete in solchen Fällen das Verfahren, so lange auf den Füßen zu stehen, bis die Kniee zusammenbrachen; dann setzte er sich auf einen Feldstuhl und verweilte hier hartnäckig, bis er niederzusinken glaubte, wo dann jeder Platz, an dem er sich horizontal ausstrecken konnte, willkommen war. Zwei Tage und zwei Nächte waren auf so traurige Weise hingegangen, als der klägliche Zustand einiger Kranken dem Gesunden zu gute kommen sollte. Der Herzog von Weimar beschloß ein Paar ihm besonders werthe Kranke nach dem nicht fern gelegenen Verdun zu schicken, und auf seine Ermahnung, nahm Goethe einen Platz in ihrem Wagen ein, ohne daß er etwas von Apprehension vor dem ansteckenden Uebel gewußt hätte; denn sobald sich große Gefahr nahte, kam ihm ein blinder Fatalismus zu Hülfe. Mitten in der traurigen Lazarethfahrt begegnete ihm etwas sehr Erwünschtes. Sie holten ein Gefährt ein und erkannten in dem Führer den Diener Goethes und in dem Wagen seine ersehnte Halbchaise; Koffer, Portefeuille und alles Uebrige fand sich unversehrt wieder. So gelangte er ziemlich erheiterten Muthes nach Verdun, wo ohne viel Umstände in einem ansehnlichen Hause Quartier genommen ward.

Allein ihnen sollte nur eine kurze Ruhe gegönnt sein; denn

der Commandant der Festung ließ sagen, sie möchten ja morgen früh um drei Uhr aus der Stadt zu kommen suchen. Mit Staunen und Schrecken vernahmen sie die Botschaft; sie begannen zu ahnen, daß von den Verbündeten selbst Verdun preisgegeben war. So bewegten sie sich denn am 11. October in aller Frühe, mit ihren beiden Gefährten in eine lange Colonne von Krankenwagen eingeschaltet, im Leichenschritt gegen Estain zu. Bei der geringsten Stockung waren sie in Gefahr, in die Seitengräben der schmalen Straße geworfen zu werden. Auf Wiesen, Feldern und Angern umher sah man todte Pferde liegen, zum Theil abgedeckt und die fleischigen Theile ausgeschnitten, als traurige Zeichen des allgemeinen Mangels. Zu Estain stellte sich in Straßen und auf Plätzen das sinnverwirrende Gewimmel des Rückzuges zur höchsten Höhe gesteigert dar. Der escortirende Husar, den der Herzog Goethe'n und seinen Gefährten mitgegeben, ein gewandter und durchtriebener Bursche, ließ vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten. Das ehrerbietige Wesen, womit unser Dichter von den Hausbesitzern aufgenommen ward, erklärte sich ihm bald. Einige Bauersleute drangen in sein Zimmer, warfen sich heulend und schreiend ihm zu Füßen und klagten mit der vollen Beredtsamkeit des Schmerzes, daß eben ihr schönes Rindvieh von Preußen weggetrieben werde. Indem Goethe sich über den Auftritt staunend besann, flüsterte ihm der leichtfertige Husar in's Ohr: „Verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Bewirthung zu finden.“ Goethe, obwohl unwillig und überrascht, nahm sich zusammen und überwies die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten an den verschlagenen Schelm.

Die Fahrt ging weiter über Sebincourt und Longwy, auf immer schlechten Wegen, an widerwärtigen Gräuelbildern vorbei. Umgestürzte Wagen, frischausgeschnittene Pferde, von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen zeigten sich überall dem scheuen Blicke. Durch den escortirenden Husaren bewogen, der in dieser Gegend brave, wohlhabende Verwandte hatte, machte Goethe einen Umweg über Arlon und ward in dem schönen Städtchen von ansehnlichen und wackern Leuten gar freundlich bewirthet. Die Bewohner der petite Ville stellten sich ihm zu seiner

Verwunderung mit einer gewissen bürgerlichen Würde, mit Freundlichkeit und gutem Benehmen dar, und er mußte sich gestehen, daß die deutschen Kleinstädter, in Gedanken mit ihnen verglichen, ganz absurd erschienen. Auf trefflicher Kunststraße ging es dann am 14. October nach Luxemburg, wo Alles wieder von Blessirten, Kranken und Gesunden überdrängt war.

Hier bezog er, von der übrigen Gesellschaft getrennt, ein hübsches, nach der Hofseite gelegenes, von jedem Geräusch abgeschlossenes Zimmer, das, wie eine Klosterzelle, zu den ruhigsten Betrachtungen einlud. In seiner Einsamkeit schloß er vor Allem seinen Koffer auf und versicherte sich wieder seiner Reise-Habseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte. Das Convolut zur Farbenlehre brachte er zuerst in Ordnung, aber ein begonnenes Kriegs- und Reisetagebuch wagte er nicht anzurühren, weil er jeden neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zur Aufregung der Sorgen vermeiden wollte. Sobald er den Fuß vor die Hausthüre setzte, befand er sich wieder im lebendigsten Getümmel, wo das unselige Kriegsnachspiel mit seinen Lazarethen, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und dergleichen aufgeführt ward, wo Schmiede, Wagner und andere Gewerke öffentlich ihr Wesen trieben. Mit großem Interesse betrachtete er das wunderliche Local, das ihn umgab, dieses seltsame an- und übereinander gefügte Kriegsgebäude. Mehrere Tage wandelte er einsam sinnend und denkend in den Labyrinthen der Stadt umher, wo Natur und militärische Architektonik wetteifernd steile Massen gegen einander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen haben. Er hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen so strenge verpönt gewesen, an diesen sonderbaren Gestalten seine Nachbildungskraft versucht. Auf seinem Stübchen jedoch bemühte er sich, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft eingeprägt, so gut es gehen wollte, zu Papier zu bringen.

Auf der Fahrt nach Trier, am 22. October, belebte eben ein herrlicher Sonnenblick die Gegend, als er sich dem Monument von Igel näherte. Es glänzte ihm, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen und ließ ihn die ganze Macht des Alterthums durch Contrast empfinden. Es stand da als ein Denkmal, zwar auch

kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend. In dem Hauptfelde zeigen sich Mann und Frau, von kolossaler Bildung, einander die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als eine segnende verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten Pilastern, die mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückt sind. Alle Flächen deuten sodann auf die glücklichsten Familienverhältnisse, zusammenwirkende Verwandte, redliche, genußreiche Thätigkeit. Er verweilte lange, notirte Manches und schied ungern, da er sich nur desto unbehaglicher in seinen eigenen Zuständen fühlte.

Zu Trier kehrte er in sein altes Quartier bei jenem Canonicus zurück und mußte sich, da er von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben war, eine Zeit lang schonen und pflegen. In diesen ruhigen Stunden nahm er nun zuerst seine Bemerkungen über das Monument zu Igel vor und feierte mit mancherlei Betrachtungen über dasselbe im Stillen den Geburtstag der verehrten Herzogin Amalia, welcher er in Gedanken schon einen gleichen Obelisk widmete, auf seinen sämmtlichen Flächen mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch verziert. Dann recapitulirte und redigirte er seine chromatischen Acten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln. Ein junger Lehrer, der ihn oft besuchte und ihm verschiedene der neuesten Journale mittheilte (nach Mittheilungen, die ich an Ort und Stelle erhalten, war es Wyttenbach, der nachmalige Director des Trier'schen Gymnasiums), gab Anlaß zu genußreichen Unterhaltungen über ächte und falsche Methoden der Naturbetrachtung. Als Goethe nach ein paar Tagen ausgehen durfte, fand er überall Verdruß und Besorgniß verbreitet. Bürger und Emigrirte jammerten über das Unheil, welches durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. An der Wirthstafel, wo Uniformen, Farben und Trachten aller Art durcheinander saßen, gab sich der Mißmuth über den unseligen Feldzug hier in kummervollen Mienen, dort in heftigen Aeußerungen kund; man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre geschenkt hatte, schien auf immer verloren. Dazu liefen die Nachrichten von Custine's ver-

wegenen und glücklichen Unternehmungen ein. Das große Magazin von Speier war in seine Hände gerathen, er hatte eine Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt; man gab im Gedanken schon Coblenz, Frankfurt auf, und glaubte sich die Rückkehr abgeschnitten; man sah einem grenzenlosen Unheil entgegen.

Mitten in diesen Sorgen und Leiden kam Goethe'n ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, worin diese aus Auftrag bei ihm anfragte, ob er eine durch den Tod seines Oheims Textor erledigte Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn ihm die goldene Kugel zufiele. Diese Anfrage weckte allerlei freundliche Erinnerungen und Träume seiner Knabenjahre, aber eine bejahende Antwort war ihm aus äußeren und inneren Gründen unmöglich. Wenn ihn schon die bedrohliche Zukunft schreckte, die auch seine Vaterstadt in die schwierigste Lage versetzen mußte, so war es noch mehr die Anhänglichkeit an das Weimarische Fürstenhaus, was ihn zu einer ablehnenden Erklärung bewog. In einem Briefe, den er nach der Heimkehr (unter dem 24. December) an seine Mutter richtete, heißt es darüber: „Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht auf der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchlaucht hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel Dank schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf. Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen; versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten."

Goethe verweilte noch in Trier bis gegen Anfang Novembers. Sein junger Freund, der Lehrer, im Geschichtlichen der Stadt und Umgegend wohl bewandert, begleitete ihn auf Spaziergängen bei leidlichem Wetter, und unterrichtete ihn, wie er es gerade am liebsten hatte, unter freier Bewegung, im Angesicht des Schauplatzes der

Begebenheiten. Zugleich machte er ihn auf Gebäude der verschiedenen Zeiten aufmerksam, wovon ihm das Meiste wohl merkwürdig, aber Weniges dem Geschmack erfreulich war. Von den architektonischen Monumenten früherer Mittelzeit, deren die Stadt wichtige darbietet, besaß Goethe zu wenig Kenntniß; er fand sich durch ihren Anblick eher verwirrt, als aufgeklärt. Die Reste des römischen Amphitheaters erschienen ihm respectabel, allein bei der großen Zerstörung, welche Zeit und Menschen an diesem Gebäude angerichtet, vermochte er Nichts oder Wenig zu entziffern. Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthume gegründet, ward er in sehr heiterm Momente geführt, und übersah hier deutlich die Lage der Stadt. Auffallend bleibt es immer, daß ihm das herrliche Römerthor (porta nigra), welches selbst nach dem Anblick der Denkmäler Roms noch imponirt, keine große Aufmerksamkeit abgewonnen zu haben scheint, wenn es gleich damals bis zu einer gewissen Höhe durch Schutt verdeckt und durch Einrichtung zu einer Kirche entstellt war. Seine geringe Theilnahme an der schönen Liebfrauenkirche erklärt sich aus der in Italien geschöpften Abneigung gegen den gothischen Baustyl. Nach der Ankunft des fürstlichen Heerführers am 29. October, der in dem reichen Kloster St. Maximin Quartier nahm, hatte er Gelegenheit, diese Abtei auch im Innern zu bewundern. Er fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude: die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, die Fußböden getäfelt, Sammt, damastene Tapeten, Stuccatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht gespart, und Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt. Wahrscheinlich schrieb er damals die Distichen, die in Riemer's Briefen an und von Goethe" (Leipzig, 1846) unter der Ueberschrift „Trier" mitgetheilt sind:

> Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
> Dionysius trieb ihn und die Seinen herab!
> Christlich lagerten sich Bacchanten-Schaaren im Thale,
> Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch.

Den Weg nach Coblenz beschloß Goethe zu Wasser zu machen, obwohl er ungern seine Chaise zurückließ, die man ihm nachzusenden versprach. Er miethete ein einmänniges Boot und trat die Fahrt

in Gesellschaft seines Dieners Paul und eines preußischen Officiers an, den er von früher her kannte. Das Angenehme der ruhigen Fahrt wurde um so mehr gewürdigt, je mühseliger sie mitunter auf dem Landwege Colonnen dahinziehen oder auch stockend verweilen sahen. Die Uferansichten der Mosel zeigten sich in höchst erfreulicher Mannigfaltigkeit. Unfern Trarbach wurden die Reisenden von stockfinsterer Nacht und bald darauf von einem heftigen Sturme überfallen. Die Gefahr war groß, der Schiffmeister verbarg nicht seine Rathlosigkeit, der Officier saß stumm da, Paul zog im Stillen Rock und Stiefel aus, um, wenn sie scheitern sollten, seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, Goethe war still in sich gefaßt. So wurden sie in der dicksten Finsterniß, während eine Welle nach der andern über den Kahn schlug, lange hin und her geworfen, bis endlich in der Ferne ein Licht als ein wahrer Hoffnungsstern erschien. Sie steuerten und ruderten kräftig darauf los und landeten glücklich in Trarbach. Ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht erfuhr, nöthigte sie in sein Haus und bewirthete sie mit dem köstlichsten Moselweine. Seiner freundlichen Einladung, zu bleiben, ungeachtet, fühlte Goethe, nun einmal an unruhige Zustände gewöhnt, sich unaufhaltsam fortgetrieben. Sie schwammen also weiter bis Coblenz hinunter und freuten sich noch ganz am Ende der Fahrt des herrlichen Naturbildes, das Goethe zu den schönsten zählt, die ihm vor Augen gekommen, des Blickes auf die Moselbrücke, Ehrenbreitstein, Coblenz und den Rhein.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier eingeräumt, worin auch Goethe ein Unterkommen fand. Allmälig füllte sich die Stadt, die Armee rückte nach und nach heran, der Heerführer war schon eingetroffen, ebenso der König von Preußen, um den sich viele Generäle sammelten. Goethe aber, das Getümmel meidend, wiederholte sich auf einsamen Spaziergängen die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen. Dann legte er sich die chromatischen Bemerkungen zurecht, deren er manche auf der Wasserfahrt und so eben in Coblenz gemacht hatte. Besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neuer Gedanke aufgegangen, und er hoffte immer mehr, die physischen Erscheinungen zu verknüpfen und

sie von entfernter verwandten abzusondern. Mit grossem Interesse betrachtete er das neue Schloß, das, seitdem er diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war, und nun einsam, als die allerneueste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine dastand; denn der Kurfürst war in der letzten unheildrohenden Zeit auch nach Regensburg abgereist. Goethe's Absicht, nach Ehrenbreitstein hinüberzufahren, ward durch eine zufällige Abhaltung vereitelt; doch stand er lange am Ufer hinüberschauend und gedachte mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse der schönen friedlichen Stunden, die er dort einstens im Kreise der Frau von La Roche verlebt hatte.

Das Regiment des Herzogs bereitete sich, zur Fortsetzung der Kriegsoperationen auf das rechte Rheinufer hinüber zu ziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Allein Goethe'n bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes; aus der weiten gewaltsamen Welt sehnte er sich nach einem friedlichen Kreise edel gebildeter Menschen, nach einer mitfühlenden Freundesbrust; und so erbat er sich eiligst Urlaub, miethete sich einen Kahn nach Düsseldorf und empfahl die noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden, mit der Bitte, sie rheinabwärts zu spediren. Als er sich nun mit seinen Habseligkeiten eingeschifft, und vom getreuen Paul begleitet, auf dem schönen Strome dahingleiten sah, hielt er sich von allem Uebel erlöst und blickte auf die kurz vergangene Zeit, wie auf einen bösen Traum, zurück, von dem er sich so eben erwacht fände. Es war schon finster, als er am folgenden Tage in Düsseldorf landete, und er mußte sich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen lassen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die liebevollste Aufnahme fand *). Ein vielfach hin und her bewegtes Gespräch nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Am nächsten Tage war Goethe durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider überreichen Stoff zur Unterhaltung. Von diesen traurigen Bildern und

*) Den Empfang schildert Jacobi in seinem auserlesenen Briefwechsel II, 139 f.

den niederbeugenden Betrachtungen, die sich daran knüpften, suchte man sich durch literarische und moralische Verhandlungen zu zerstreuen. Allein hier trat, zu nicht sonderlicher Erbauung der Freunde, die große Veränderung hervor, die mit Goethe in den letzten Jahren vorgegangen war. Jenes sehnsüchtige, hingebungsvolle, nach unbegrenzter Mittheilung begierige Wesen, wodurch er einst so viel Neigung und Liebe aufgeregt, wodurch er auch den Kreis dieser Menschen in früheren Jahren an sich gekettet, war einer gewissen Abgeschlossenheit, einer Befriedigung in sich selbst gewichen, die er vorzüglich dem Aufenthalte in Italien zu danken hatte. An die Stelle so vieler unbestimmten Wünsche und falscher Vorstellungen hatte sich dort die Sehnsucht nach der ächten Kunst und der reine Begriff derselben gesetzt, die er jetzt im stillen Busen bei sich hegte. Der schon daraus hervorgehende Trieb zur Isolirung wurde noch verstärkt durch seine entschiedene Wendung zur Natur und die durchaus eigenthümliche, individuelle Art seiner Naturbetrachtung. Hier fand er weder Meister noch Gesellen, weder Rath noch Ermunterung, und mußte selbst für Alles stehen. Auch den Düsseldorfer Freunden schien sein leidenschaftliches Bestreben in diesem Gebiete auf einem grillenhaften Irrthume zu beruhen; ihrer Meinung nach konnte er etwas Besseres thun und seinem Talent die alte Richtung geben. Es läßt sich denken, wie solche Gesinnungen, die man keinesweges verbarg, sein Gemüth in sich selbst zurückscheuchen mußten, da ihm jene Studien so innig an's Herz gewachsen waren. Nicht minder wiesen ihm seine politischen Ueberzeugungen eine isolirte Stellung an; er konnte die demokratischen Sympathieen, die sich bis in die höheren Stände verbreiteten, nicht theilen, und begriff nicht, wie man so vieles Längsterprobte um eines höchst zweifelhaften Gewinnstes willen opfern mochte. Und endlich meint er, daß auch die eben erlebten Gräuelscenen und Leiden, gegen die er die ganze männliche Kraft seines Innern aufrufen mußte, manches Zarte und Herzliche in ihm abgestumpft oder erstickt haben könnten. Zu allen diesen Punkten, die Goethe selbst hervorhebt, haben wir noch jene feindselige Stimmung gegen das Christenthum und sein eigenthümliches häusliches Verhältniß hinzuzufügen; beide mußten manchmal dem herzlichen Erguß der Mittheilung ein starres Hinderniß entgegensetzen.

Goethe berichtet selbst, daß er seit der Revolution, um sich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen hatte, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß des Zustandes jener Zeit. Der Jacobi'sche Cirkel verlangte eine Vorlesung; der Dichter rückte bereitwillig mit seinen Heften hervor, bemerkte aber bald, wie wenig man von dem Gegenstande erbaut war. Er ließ daher seine wandernde Familie in irgend einem Hafen landen und sein weiteres Manuscript auf sich beruhen.

Fragmente dieser Production nebst einem Theile des Planes finden wir jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's." Der Entwurf stimmt in mehrern Punkten mit den ausgeführten Partieen nicht zusammen; man sieht bei der Vergleichung beider deutlich, daß sich dem Dichter über der Ausarbeitung der Plan vielfach anders gestaltete. Dem Stoffe nach lehnt sich das Ganze an den Pantagruel des Rabelais an; Megaprazon, der Vater der sechs (nicht sieben) Brüder, nennt Pantagruel seinen Urgroßvater; allein die Darstellung weicht in ihrer Durchsichtigkeit, Reinlichkeit und Anmuth von Rabelais und Fischart durchaus ab. Aus dem Pantagruel sind denn auch die Inseln der Papimanen, Papefiguen u. s. w. entlehnt, welche die Brüder aufsuchen sollen, wogegen die Insel der Monarchomanen eine Erfindung Goethe's ist. Eben so kommen die Namen zweier Brüder, Epistemon und Panurg, bereits bei Rabelais vor, zu denen Goethe noch den Euphemon, Alcides, Alciphron und Eutyches hinzufügt. In der Insel der Papefiguen möchte ich nicht mit Düntzer*) eine Darstellung der Demokratie sehen; Goethe dachte zu ungünstig von dieser, um sie unter einem so vortheilhaften Bilde vorführen zu können; mir scheint jene Insel den geraden Gegensatz zu der der Papimanen zu bilden. Veranschaulicht letztere das hierarchische Staaten-

*) S. dessen umsichtige Abhandlung „Studien zu Goethe's Werken" in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen von Herrig und Viehoff. Jahrg. 1848, Heft VI, S. 249 ff.

wesen, das allmälig jeden frischen Lebenskeim ersticken muß, so stellt jene die unter dem Einflusse des Protestantismus von der Hierarchie emancipirten Staaten dar, worin sich eben in Folge dieser Emancipation Betriebsamkeit, Wohlstand und rühriges Leben entwickelt hat. In Betreff der Insel der Monarchomanen möchte Rosenkranz*) gegen Düntzer Recht haben, wenn er darin geradezu ein Bild des damaligen Frankreichs sieht; der Vulkan, der auf dieser Insel ausbricht und die steile Uferküste (die Aristokratie) losreißt und nach Norden zu im Meere herumtreibt, deutet nebst Anderm zu klar auf die französische Revolution hin.

Schon aus den erhaltenen Bruchstücken leuchtet genugsam ein, wie frei und hoch über den Parteien stehend der Dichter sich in diesem Werke gezeigt haben würde. In den Selbstbekenntnissen aus späterer Zeit stellt er nicht selten seine politischen Gesinnungen, wie sie sich gleich nach dem Ausbruche der Revolution gestalteten, entschiedener monarchisch und aristokratisch dar, als sie in der That waren. Hier würde man gesehen haben, daß er für die Sünden der Aristokratie und der Höfe eben so wenig blind gewesen, wie für die einer wahnsinnigen Demokratie; am grellsten wäre vermuthlich der Haß gegen Priesterherrschaft hervorgetreten, als eine noch frische Folge seines Aufenthaltes in Italien. Nebenbei würde er eine Menge besonderer Zeitgebrechen und Thorheiten, die freilich in der allgemeinen Zeitrichtung ihre Quelle hatten, bald ernster, bald scherzender gezüchtigt haben, wie er z. B. in einem Fragmente das Zeitungsfieber, die politische Kannegießerei schildert. Jedenfalls wäre das Werk, wenn es auch als Dichtung seines durchgehend allegorischen Charakters wegen keinen rein poetischen Eindruck gemacht hätte, für die Entwickelungsgeschichte von Goethe's politischen Ansichten von großer Wichtigkeit geworden; und in so fern schon haben wir es zu bedauern, daß dieser feingeschliffene humoristisch-satyrische Zeitspiegel nur ein Bruchstück geblieben ist.

Es war die Schuld der Zuhörer in Pempelfort, daß die Reise der Söhne Megaprazon's bei Seite gelegt ward; in Goethe selbst lag der Grund, warum auch die Vorlesung der Iphigenie, die man

*) Goethe und seine Werke (Königsberg, 1847) S. 297.



ihm eines Abends in die Hand gab, unterbrochen werden mußte. Er fühlte sich dem zarten Sinne des Stückes so völlig entfremdet, daß er es weder selbst vortragen, noch von Anderen anhören konnte. Auf eine noch schlimmere Probe ward er gesetzt, als man nun den Oedipus auf Kolonos herbeibrachte; er hielt nicht hundert Zeilen desselben aus, so unerträglich war die erhabene Heiligkeit dieses Kunstwerkes seinem realistischen, gegen Natur und Welt hingewandten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne. Von dem längst gedruckten Groß-Cophta war gar nicht die Rede; Goethe merkte wohl, daß er durch dieses Stück die Freunde verletzt hatte. Auch von der Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn er seine morphologischen Gedanken bis zur kräftigsten Ueberzeugung, wie ihm schien, vorgetragen hatte, so mußte er doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, Nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. Von seinen Beiträgen zur Optik hatte bereits etwas verlautet, und er ließ sich nicht lange bitten, die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten; aber sämmtliche Zuhörer hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten Alles auf die Newton'sche Hypothese zurückgeführt wissen.

Goethe würde mit seinen wissenschaftlichen Mittheilungen bessern Eingang gefunden und auch für sich größern Gewinn daraus gezogen haben, wenn ihm nicht, was er selbst einsah, eine eigentlich dialektische und conversirende Gabe wäre versagt gewesen. Wie er auf autodidaktischem, ganz individuellem Wege zu seinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen gelangt war, vermochte er sie auch nur auf eigenthümlich dogmatische Weise darzulegen. Stieß er dabei nun auf hartnäckigen Widerstand, so erwachte in ihm der mephistophelische Sinn, und er machte seinem Unmuth durch gewaltsame und muthwillige Paradoxa Luft. Seine Freunde ließen sich dadurch nicht täuschen; sie erkannten, daß, wenn er auch das böse Princip spielte, doch ein guter und treuer Mensch unter der Maske stecke, und nannten ihn wohl einen umgekehrten Heuchler; aber manche ferner Stehende hat er durch diese Erscheinungsart nicht bloß verstimmt, sondern sich zu Feinden gemacht. Wie mit einem Zauberstäbchen jedoch konnte er sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn

keineswegs beschränkend benahm. Als der Jacobi'sche Kreis später von Münster aus erfuhr, wie hold und artig dort Goethe gewesen, und gegen ihn seine Verwunderung aussprach, erwiederte er: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich scandalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Die ersten Unterhaltungen wandten sich bald auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens Goethe'n sogleich in die Augen fiel; die großen Eigenschaften des Verstorbenen gaben zu schönen Betrachtungen Anlaß. Fernern reichen Gesprächstoff bot die Philosophie des gleichfalls schon abgeschiedenen Hemsterhuis, welcher diesem Kreise mit ganzer Seele angehört hatte. Sein Büchlein über das Begehren, der Brief über die Sculptur und seine Erklärung des Schönen wurden mit großem Interesse besprochen, wenn gleich Goethe, nach der eigensinnigen Weise seines Geistes in wissenschaftlichen Dingen, die Fundamente der Hemsterhuisischen Philosophie sich nicht anders anzueignen vermochte, als indem er sie in seine Sprache übertrug. Setzte Hemsterhuis das Schöne in die möglichst große Summe von Vorstellungen, die sich in Einem Momente bequem erblicken und fassen lasse, so mußte Goethe sagen: „Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen."

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung geschnittener Steine nachgelassen. Aus den Unterhaltungen über diese Kunstkleinodien, diese Blüthe des Heidenthums, die in dem christlichen Hause sorgfältig verwahrt und hochgeschätzt wurde, ging eine gewisse Vereinigung hervor, indem, wie Goethe selbst sagt, jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die

reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst in einem ewigen Zwiespalt sich befinde, indem jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, während diese das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb Goethe zu Münster aus dem Stegreif das Gedicht „Der neue Amor."

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte, erscheint hier als Personification der Sinnlichkeit, Venus Urania als die Vertreterin der höheren, geistigen Liebe. Aus Beider Vermählung entsteht „der neue Amor," der „die Liebe der Kunst" repräsentirt. So drückt also das Gedicht bildlich dasselbe aus, was auch die Aesthetiker sagen, daß die Liebe zur Kunst, die Freude an Kunstwerken, wie der Kunsttrieb überhaupt sinnlich-geistiger Art, aus einem sinnlichen und einem geistigen Elemente zusammengesetzt sei. Goethe hat mit diesem Gedichte den Mythus von Amor erweitert, aber ganz im Geiste der Alten, die auch nicht immer unter Eros und Amor den Gott der Liebe im beschränkten Sinne verstanden.

Schien man mit diesem allegorischen Glaubensbekenntnisse nicht ganz unzufrieden, so fanden dagegen seine naturwissenschaftlichen Vorträge, zu denen er sich durch den verehrungswürdigen von Fürstenberg verlocken ließ, eben so wenig, als in Pempelfort, den erwünschten Anklang. Glücklicher war er in Unterhaltung größerer Gesellschaften durch Schilderung italienischer Sitten und Zustände. Da er sich in einem frommen katholischen Cirkel, unter würdigen geistlichen Männern, unter heranstrebenden, vielversprechenden Jünglingen sah, so wählte er unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter und Paul, und sodann zu erheiternder Abwechselung die Pferdeweihe. Alle diese öffentlichen Vorgänge hatte er sich mit ihren sämmtlichen charakteristischen Einzelnheiten um so vollkommener gegenwärtig erhalten, als er mit dem Gedanken umging, ein „Römisches Jahr," den Cyclus der geistlichen und weltlichen Feste Roms, zu beschreiben. Seine frommen Zuhörer waren auch mit den mündlich vorgeführten Bildern eben so zufrieden, als die Weltkinder mit seiner schriftlichen Darstel-

lung des Carnevals; ja Einer erkundigte sich sogar im Stillen, ob Goethe denn wirklich katholisch sei.

Im engern Kreise kehrte man immer gern zu den geschnittenen Steinen zurück. War hierbei nun Goethe's Aufmerksamkeit auf das Poetische, die Motive, auf Composition und Darstellung überhaupt gerichtet, so stellten die Freunde noch ganz andere Betrachtungen an und lenkten ihn dadurch in eine neue Bahn hinein. Sie achteten auf die Verschiedenheit der Steinarten, auf Ausführlichkeit und Flüchtigkeit der Arbeit, besonders auf die Politur vertiefter Stellen und machten daraus Schlüsse auf frühere oder spätere Epochen der Entstehung. Goethe fühlte sich durch diese Bestrebungen lebhaft angesprochen, und als er einst die Kürze der Zeit bedauerte, die ihm nicht gestattete, Augen und innern Sinn auch auf solche Bedingungen kräftiger zu richten, erklärte sich die Fürstin gern bereit, ihm die ganze Sammlung zu gründlichen Studien mitzugeben. Goethe lehnte das Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab; es schien ihm zu bedenklich, sich in solcher Zeit zum Bewahrer eines solchen Schatzes zu machen, zumal da es schwer war, nach jedesmaligem Vorzeigen zu bemerken, ob etwas fehle. Allein beim Abschied erneuerte die Fürstin dringender ihren Antrag und erklärte ihm zuletzt, warum sie die Annahme desselben fordere. Es war ihr abgerathen worden, Goethe'n dieses Besitzthum anzuvertrauen, worauf sie erwiedert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen!"

So nahm denn Goethe bei seinem Aufbruch aus Münster die leicht transportabeln Kleinodien mit, und ward von der Fürstin noch bis zur nächsten Station begleitet. Unterwegs kamen abermals die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zur Sprache; er wiederholte ruhig und mild sein Credo, sie verharrte bei dem ihrigen, und so trennten sie sich mit den herzlichsten Segenswünschen. Auf der weitern Fahrt kam es ihm sehr zu Statten, daß er durch die Fürsorge der Freundin sich überall mittelst Laufzettel angemeldet und empfohlen fand; denn noch immer stürmte die Schaar der Ausgewanderten vor und hinter ihm her. Winternacht, ungebahnter Weg, Heide-

gebüsch, Sand und Moor erschwerten unsäglich die Reise; einmal fand sich sogar der Postillon, mitten in düsterer Nacht, genöthigt, ein Unterkommen in einer einsamen Wohnung zu suchen, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schauder erregen können. Desto lebhafter traten, als Goethe am folgenden Abend spät in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel einfuhr, alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins vor seine Seele. Um die Hälfte des Decembers endlich traf er nach Mitternacht in dem geliebten Weimar wieder ein. Seine Ankunft gab, wie er nur allzu lakonisch berichtet, zu einer Familienscene Anlaß, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.“

Neuntes Capitel.

Zusammenwirken mit Meyer. Der Bürgergeneral. Goethe's politische Gesinnungen. Reineke Fuchs. Reise zur Blocade von Mainz. Abstecher nach Heidelberg. Aufenthalt in Frankfurt. Chromatische Arbeiten. Die Aufgeregten. Das Weimarische Theater.

Während Goethe's Abwesenheit hatte der Herzog den Neubau seines Hauses am Frauenplan besorgen lassen. Er fand es nur aus dem Rohesten eingerichtet und bloß theilweise bewohnbar, so daß ihm die Freude nicht versagt war, bei dem innern Ausbau noch mit- und einzuwirken. Die Seinigen waren munter und gesund; die liebe „Kleine“ erwies sich, wie er an Jacobi meldete, im Hauswesen gar sorgfältig und thätig; das hübsche Knäbchen wuchs fröhlich heran. Was ihm jetzt seinen stillen häuslichen Kreis noch werther machte, war die Bereicherung desselben durch Heinrich Meyer, welcher fortan als Freund und Hausgenosse, als Künstler, Kunstkenner und Mitarbeiter ihm zur Seite blieb. Nach der Rückkehr aus Italien hatte Goethe nicht geruht, bis er ihm vom Herzoge ei

Geldunterstützung ausgewirkt, die er noch ein paar Jahre in Italien genießen sollte, um dann in der Nähe des Weimarischen Kreises mit einer zulänglichen Pension zu leben *). Goethe rechnete auf seine Theilnahme „an allem Belehrenden und an allem Wirksamen;" besonders aber wünschte er seine Unterstützung, um auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion loszuarbeiten, die Abweichungen zu erforschen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen **). Im laufenden Winter war er Goethe'n auch bei seinen optischen Studien behülflich und versuchte seine chromatischen Ideen zur Anwendung zu bringen. „Ich lasse Dir die Zeichnungen copiren," schrieb Goethe an Jacobi am 1. Februar 1793, „in denen Meyer meine Farben-Speculationen in Praxin zu setzen anfing." Es waren verschiedene Compositionen, wo man die Farben theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah ***). So kehrte Goethe, nachdem er in der letzten Zeit die Farben genugsam in allerlei Naturerscheinungen beobachtet hatte, wieder zum Studium ihrer Kunstharmonie zurück, um deren Auffindung es ihm ursprünglich zu thun gewesen war.

Zugleich wandten sich aber die Kunstbetrachtungen der beiden Freunde nach einer andern Seite hin. Die von Münster mitgebrachten Gemmen erwiesen sich bei näherer Prüfung, wo nicht alle, doch größten Theils, als ächt antike Kunstdenkmale, und zwar fanden sich mehrere darunter, die zu den vorzüglichsten Arbeiten ihrer Art gerechnet werden durften. Sie gaben während des Winters dem geistreichen Cirkel, der sich um die Herzogin Amalia zu vereinigen pflegte, eine treffliche Unterhaltung. Um Genuß und Aufbewahrung der anvertrauten Sammlung zu erleichtern und zu sichern, hatte Goethe zwei zierliche Ringkästchen machen lassen, worin die Steine

---

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgegeben v. Riemer (Leipzig, 1846) S. 7 f.

**) Ebendaselbst, S. 9.

***) Böttiger erwähnt in seinem handschriftlichen Nachlasse schon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, dessen Colorit nach Goethe's *prismatischen* Versuchen eingerichtet war.

mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich bemerkt werden mußte. Sodann waren Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl angefertigt worden, die man durch stark vergrößernde Linsen der Betrachtung unterwarf und mit vorhandenen Abdrücken älterer Sammlungen verglich. Auf diese Weise legte damals der Weimarische Kreis einen tüchtigen Grund zu dem Studium der geschnittenen Steine. Goethe behielt noch mehrere Jahre die köstliche Sammlung in seinen Händen, bis sie wieder an die fürstliche Freundin und hierauf an den Grafen Fr. L. v. Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden sie endlich in den Besitz des Königs der Niederlande überging und anderen verwandten Schätzen zugefügt ward.

Diesen Studien bildender Kunst ging die Sorge für's Theater zur Seite, welches Goethe fortdauernd, mit gelinden Mitteln und ohne vielverheißende Anstalten, auf eine höhere Stufe zu erheben suchte. Er gedachte nun auch als dramatischer Schriftsteller für dasselbe förderlich zu sein; allein dießmal ward sein Bemühen durch die unglückliche Wahl des Stoffes vereitelt. Ging sein Götz zu sehr in's Breite und Weite, um bühnengerecht zu sein, und waren Iphigenie und Tasso zu sehr dem tiefen, innern Sinne gewidmet, um bei der äußern Erscheinung auf dem Theater kräftig einzudringen, so hatte er sich nun eine gewisse mittlere Technik eingeübt, womit er etwas Erfreuliches der Bühne hätte bieten können, wäre nur nicht der von ihm ergriffene, oder vielmehr der ihm durch seinen Entwickelungsgang aufgedrungene Gegenstand, für seine Zeitgenossen von so viel Bänglichem und Apprehensivem begleitet gewesen. Den geringen Erfolg seines Groß-Cophta hatte er sich nicht zur Lehre dienen lassen, er brachte abermals ein Bild der tief aufgewühlten Zeit, ein politisches Gemälde, auf die Bühne; wie dort die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so regte ihn nunmehr die Revolution selbst als gräßlichste Erfüllung zu einem — Lustspiele, dem Bürgergeneral, an. Während er mit Entsetzen den herrlichsten Thron gestürzt, eine große Nation aus allen ihren Fugen gerückt, ja die Ordnung und den Frieden einer halben Welt bedroht sah, mußte er mit Aerger und Besorgniß wahrnehmen, wie im eigenen Vaterlande vorzügliche Personen sich halb ernst, halb spielend mit Gesinnungen

unterhielten, die auch uns ähnliche Schicksale vorbereiten konnten, indessen eigensüchtige, schlechte Menschen Unmuth zu erregen und auszubeuten strebten. Gegen diese verstimmenden und beunruhigenden Eindrücke suchte er, nach seiner Weise, Hülfe bei der Poesie und bemühte sich, dem Gefährlichen die heitere Seite abzugewinnen. Zufällig war vor Kurzem ein Schauspieler, Namens Beck, zur Gesellschaft getreten, welcher den Schnaps in den beiden Billets nach Florian mit individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so wohl anstand, so ward eine Fortsetzung des Stückes, der Stammbaum betitelt, welche Anton Wall unter dem Namen Heine geschrieben, gleichfalls auf die Weimarische Bühne gebracht; und so vertiefte sich Goethe über dem Proben und Aufführen dieser Kleinigkeiten so sehr in die närrische Figur des Schnaps, daß ihn die Lust ergriff, sie in einer zweiten Fortsetzung nochmals zu produciren *). Auf die Idee, den Schnaps als Bürgergeneral in der „Uniform der Freiheit" auftreten zu lassen, führte ihn wieder der Zufall. Sein Bedienter Paul hatte während der Campagne in Frankreich an der Grenze ein Mantelsäckchen aufgerafft, worin die im Lustspiele vorkommenden Kleidungsstücke enthalten waren. Dieses authentische Costüm spielte, zu nicht geringem Vergnügen der Schauspieler, jedesmal mit, so oft das Stück in Weimar gegeben ward **).

Die Rolle des dreisten Großsprechers und Freiheitsapostels Schnaps, dem es zunächst um ein gutes Frühstück zu thun ist, sprudelt allenthalben von köstlicher Satire und Ironie. Eben so glücklich ist die Figur des alten behaglichen Märten, des neugierigen politischen Kannegießers, behandelt, der sich von Schnaps um einen fetten

---

*) In den Gesprächen mit Eckermann (II, 58) sagt Goethe, er habe den Bürgergeneral in acht Tagen dictirt. An Herder schrieb er den 7. Juni 1793: „Die kleinen Productionen haben den Vortheil, daß sie fast eben so geschwind geschrieben als erfunden sind. Von dem Moment, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig. Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben."

**) S. Gespräche mit Eckermann II, 48. Vgl. Goethe's Werke, Bd. 25, S. 215.

Milchtopf, Brod und Zucker prellen läßt. In dieser Rolle erwies sich der oben erwähnte Malcolmi unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer, natürlicher Darstellung. In Röse und Görge spricht sich das innige Gefühl des friedlich-häuslichen Glückes aus, von dem unser Dichter selbst um diese Zeit so tief durchdrungen war. Dem Edelmanne hat er die Lehren in den Mund gelegt, zu denen er sich auch im Leben bekannte: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl und haltet gut Haus. — Euch, Alter (zu Märten), soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags. — Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.“ In der Rolle des Richters endlich gibt der Dichter den Behörden einen guten Rath, welche oft „durch unzeitige Gebote, unzeitige Strafen erst das Uebel hervorbringen,“ dem sie steuern wollen. — Die Anlage des Stückes ist einfach, der Dialog sehr bewegt und lebendig; in den meisten Scenen folgt er Schlag auf Schlag und ist stellenweise beinahe zu sehr coupirt.

Trotz seiner Vorzüge brachte das Stück, wie Goethe selbst berichtet, „die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Gönnern und Freunden, hervor;“ die Ereignisse, von denen hier ein Abbild vorgeführt wurde, standen zu nah und gefahrdrohend da, um einen heitern Eindruck aufkommen zu lassen; der Parteigeist war selbst mitten im Vaterlande zu mächtig angeregt, um einen rein ästhetischen Genuß zu gestatten. Indessen muß das Lustspiel in Weimar doch nicht so übel aufgenommen worden sein, als die obigen Worte von Goethe glauben lassen. „Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück,“ sagte er im Jahre 1828 zu Eckermann, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht.“ Auch Jacobi, dem er es bereits im Mai 1793 übersandte, erklärte sich lobend darüber, worauf Goethe am 7. Juni erwiederte: „Der Beifall, den Du meinem Bürgergeneral gibst, ist mir viel werth. So ein alter Prakticus ich bin, weiß ich doch nicht

immer, was ich mache; und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bei der Vorstellung*) nimmt sich das Stückchen sehr gut aus."

Was aber auch das Publicum von seinen neuen, unter dem Einflusse der politischen Ereignisse entstandenen Poesieen urtheilen mochte, ihm waren diese „Nachbildungen des Zeitsinnes" ein Bedürfniß, ein Mittel, um den Anblick der Weltbegebenheiten, die sich nun einmal nicht ignoriren ließen, wenigstens erträglich zu machen. Befand er sich auch jetzt wieder weit vom Schauplatze des Unheils, so fühlte er sich doch fortdauernd schwer gedrückt. „Die Welt," erzählt er selbst, „erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung."

Ueber das Bekenntniß, das hier Goethe ablegt, haben sich Viele wahrhaft entsetzt; Gelzer nennt es „eine der Aeußerungen, von denen man sich rasch wegwende, weil sie aus einer trüben, ungöttlichen Stelle des Menschenherzens wie ein beengender Qualm aufsteigen, an die diabolische Natur des Mephistopheles erinnernd." Gervinus findet es im höchsten Grade beleidigend, daß Goethe von

*) Also nicht erst „gegen Ende 1793," wie es in den Annalen heißt, ward das Stück zuerst in Weimar gegeben. Vergl. den Anhang zum Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793: „Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus."

Reineke eine solche Anwendung machen konnte, daß er „den unschuldigen Humor einer simpeln Zeit, die im Grunde das intrigante Wesen, das hier geschildert wird, erst im Werden sah, an eine Zeit halten konnte, die sich vom Uebermaß desselben zu befreien suchte, daß er mit lächelnder Behaglichkeit die schrecklichen Uebel der Gesellschaft beleuchtete, die keine bitterste Invective, keine satirischen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch zu heilen vermochten." Ueberhaupt ist die Stellung, die unser Dichter den großen Zeitereignissen, und besonders den damaligen gegenüber einnahm, Gegenstand so vielseitiger und heftiger Angriffe gewesen, er ist so oft als theilnahmlos, egoistisch, aristokratisch vornehm verschrieen worden, daß wir eine nähere Betrachtung dieser Seite seines Wesens nicht ablehnen können. Doch gehen wir auch hier nicht sowohl auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, als vielmehr auf eine Erklärung aus, wie sich unter den gegebenen inneren und äußeren Bedingungen eine solche Gesinnungsweise entwickeln mußte.

Von seiner Mutter hatte Goethe eine Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken, von seinem Vater eine Abneigung gegen Unordnung und Willkür geerbt. Es war nur halb im Scherz gesagt, was er einst bei der Belagerung von Mainz äußerte: „In meiner Natur liegt es nun einmal, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen" *). In patricischen Kreisen aufgewachsen, hatte er früh eine gewisse Achtung und Vorliebe für Amts-, Vermögens- und Geburts-Aristokratie eingesogen. Als Sohn einer freien Reichsstadt, die sich dem Gesammtvaterlande gegenüber ziemlich exclusiv verhielt, fand er in seiner ersten Jugend wenig Nahrung für einen umfassendern Patriotismus. Seine isolirte Erziehungsweise, die Erfahrungen, die er bei seinem kurzen Besuche der öffentlichen Schule machte, bestärkten in ihm eine Apprehension gegen die unteren Volksklassen. Könige und Fürsten dagegen stellten sich dem phantasiereichen Knaben und Jünglinge, wie dieß bei geborenen Dichtern ganz besonders der Fall ist, in einem idealischen Glanze dar; und diese Ansicht verließ ihn selbst nicht, als er schon der ver-

*) Goethe's Werke, Bd. 25, S. 258.

trauteste Freund eines Fürsten geworden war und das Hofwesen in der Nähe angeschaut hatte. „Was der treue cameralische Oculist," schrieb er am 17. October 1779 an Lavater, „mit dem Bruder Herzog will, verstehe ich außer dem Zusammenhange nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott, nicht passen. Es ist nur, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumfielen, die doch ein- für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Nachdem ihn sein fürstlicher Freund zu höheren Staatsämtern herangezogen hatte, war er Zeuge und Theilnehmer so manches redlichen Bemühens gewesen, Glück, Wohlstand und Bildung unter allen Classen und Ständen zu verbreiten; und wie in dem Weimarischen Ländchen, so sah er auch in anderen deutschen Staaten ein ernstes Fortstreben zum Bessern. Wie hätte er nun ein Herz für die französische Revolution fassen können, welche auf die gewaltsamste Weise alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufhob, die wilden Leidenschaften der Menschen, die rohe Gier der Massen entfesselte, durch Erschütterung und Umsturz der Throne die sicherste Bürgschaft der Ruhe zu zerstören und stille Geistesbildung, gesetzmäßigen Fortschritt auf lange Zeiten zurückzudrängen schien?

Erwägt man nun ferner noch, wie er aus Italien mit überreichem Stoff für ein jahrelanges Forschen, Betrachten und Bilden heimgekehrt war, der ihn sehnlichst Frieden und Ruhe mußte wünschen lassen, wie er dort sich in das Kunststudium vertieft hatte, welches den Menschen stille macht und in sich zurückführt, wie er in der letzten Zeit sich der Betrachtung der Natur mit immer größerer Innigkeit hingegeben und dadurch den Sinn für Gesetzlichkeit und organische Entwickelung geschärft, wie er seit der Rückkunft aus Italien die Reize des häuslichen Glückes kennen gelernt hatte: so begreift man wohl, daß die französische Staatsumwälzung für ihn eine grauenerregende Erscheinung sein mußte. Am liebsten hätte er sie gänzlich abgelehnt und sich gegen alle Politik in seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Werkstätte hermetisch abgeschlossen;

aber der Vulkan dehnte seinen Erschütterungskreis zu weit aus, die Lavaströme wälzten sich schon verderbendrohend heran, Weimar's politische Verhältnisse wurden schon davon afficirt, persönlichen Einfluß empfand der Herzog als Chef eines preußischen Regiments, und mit ihm Goethe und viele seiner Freunde; flüchtige Vorläufer der ausgetriebenen westlichen Nachbarn erschienen schon in diesem Winter in Weimar; selbst die Gesinnungen, welche den Ausbruch in Frankreich hervorgerufen hatten, verbreiteten sich schon in Deutschland wie eine unaufhaltsame Epidemie, in die innersten Familienkreise schlich sich Parteisinn und Zwiespalt ein, alle Gespräche in Gesellschaftscirkeln drehten sich um die Zeitinteressen, für Kunst und Wissenschaft blieb kaum ein Plätzchen in der Theilnahme des Publicums übrig.

War es nun unmöglich, sich den heftigen Zeitströmungen, welche in die zurückgezogensten Buchten drangen, zu entziehen, so blieb ihm Nichts übrig, als ihnen die Thatkraft seines Geistes entgegenzusetzen. Er mußte den Versuch machen, ob er nicht die gewaltsam auf ihn eindringenden, sein Gemüth bedrückenden Erscheinungen durch inneres Reagiren, durch geistiges Verarbeiten unschädlich oder vielleicht selbst fruchtbar machen könnte. Hier befand er sich aber in einem schlimmen Falle. Der freie, große Blick des Historikers war ihm versagt. Schon als Dichter war er geneigt, selbst die größten weltgeschichtlichen Ereignisse auf kleine Ursachen, die umfassensten Völkerschicksale auf individuelle Triebfedern zurückzuführen. Als praktischer Staatsmann vollends, als Vertrauter von hochgestellten Männern, die in den innersten Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu blicken Gelegenheit hatten, oder ihn zu leiten berufen waren, als feiner Beobachter des Weltlaufs hatte er sich immer mehr überzeugt, an wie zarten Fädchen die größten Revolutionen hangen können. Dieß erschwerte ihm eine höhere, freiere Betrachtung der Geschichte; und wenn der ächte Historiker die französische Revolution bald mit Forster für einen „Act des Weltschicksals" erklären mußte, so sah Goethe darin Zufall, Willkür, individuelle Leidenschaft vorherrschen. Gestattete schon diese Anschauungsweise nicht, daß er als Geschichtschreiber eine würdige, ihn selbst hebende und kräf gende Stellung den Zeitbegebenheiten gegenüber eingenommen hä

so machte eine fast ängstliche Discretion es ihm auch unmöglich, eine pragmatische Geschichte der Zeit in seinem Sinne zu schreiben. „Ich würde," so heißt es in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793, „auch in historicis Etwas zu thun, wenn dieß nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre;" und an einer andern Stelle: „Wenn Mama (Frau Jacobi) auch nach meiner treuen Relation das Geschehene (die Belagerung von Mainz) nicht begreifen kann, so gereicht es ihr zur Ehre; denn es beweist, daß sie ihre Vernunft nicht unter den historischen Glauben gefangen geben will. Ich hatte die ersten Tage meines Hierseins Manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf; meine natürliche Faulheit fand gar manche Entschuldigung. Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegießerei, als ich aufbringen kann; und was ist's zuletzt? Alles, was man weiß, und gerade das, worauf Alles ankommt, darf man nicht sagen; und da bleibt's immer eine Art Advocatenarbeit, die sehr gut bezahlt werden müßte, wenn man sie mit einigem Humor unternehmen sollte."

So fand er sich denn, während er in Natur- und Kunststudien nur für Augenblicke einen Becher der Lethe schöpfte, an sein poetisches Talent als den einzigen Talisman gewiesen, um, wie Schiller singt, dem dumpfen Leben zu entfliehen und die Angst des Irdischen von sich zu werfen; er mußte die rohe und rauhe Welt künstlerisch reproduciren, um sie ertragen zu können, mußte „in die Freiheit der Gedanken flüchten, um die Furchterscheinung zu bannen." Allein hier erheben sich erst recht die Vorwürfe gegen unsern Dichter. Warum, fragt man, hielt er nicht der ernsten Zeit ernste Dichtungen entgegen? Warum ließ er nicht, wie Schiller in seinem Wallenstein *), die Poesie mit der Wirklichkeit wetteifern? Warum spiegelte er die große Epoche auf eine so unwürdige Weise wie im Bürgergeneral, in der Nachbildung des Reineke Fuchs ab? Warum stellte er nicht dem schrecklichen Weltdrama eine Reihe ergreifender Tragödien gegenüber? Die Antwort ist schon in Früherm angedeutet. Er

---

*) S. den Prolog zum Wallenstein:
Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird. U. s. w.

sah in jenen ungeheueren Ereignissen nicht, wie Schiller, „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel, um der Menschheit große Gegenstände," er sah darin ein verworrenes Getriebe von Willkür und schlechten Leidenschaften, einen Streit um Macht und Einfluß, er gesteht, keine Ahnung gehabt zu haben, was aus dem Umsturz alles Bestehenden Besseres, ja was nur Anderes daraus hervorgehen sollte. Und hätte er auch eine würdigere Ansicht von den Auftritten auf der Lebensbühne gehabt, so war er damals nicht mehr, wie in der Epoche des Götz von Berlichingen, der Mann, um ein, die schneidenden Gegensätze der Welt abspiegelndes Trauerspiel zu dichten. Das Weiche, Zarte seines Wesens, seine „conciliante" Natur hatte sich schon zu sehr entwickelt; er wäre an der ersten wahrhaften Tragödie zu Grunde gegangen. Wie darf man sich da wundern, wie kann man es ihm vorwerfen, wenn er sich auf die komisch-politische Dichtung warf, wenn er, um sich die Welt erträglich zu machen, die heitere Seite an ihr aufsuchte und darstellte? Beklagen mag man es immerhin, daß der große Zeitpunkt den großen Dichter in einer so ungünstigen Gemüthslage fand; aber es zeugt nicht von Unbefangenheit des Urtheils, wenn man ihm diese Seelenverfassung so heftig verweist, wie der verdienstvollste unserer Literarhistoriker gethan.

Von dieser allgemeinern Betrachtung zur Uebersetzung des Reineke Fuchs zurückkehrend, werden wir zunächst durch das Versmaß derselben überrascht. Für die deutsche Sage scheint die antike Form des Hexameters ganz unangemessen. Allein durch diese metrische Einkleidung setzte er den Ton der Dichtung um eine Stufe höher und näherte sie dem Geschmack der gebildeten Welt an, wodurch er späteren, metrisch treuen Uebertragungen die Bahn ebnete. Darin lag ihm ohne Zweifel, wenn auch unbewußt, das Hauptmotiv zur Wahl des Hexameters; nebenbei suchte er sich durch die Uebertragung in der Handhabung dieses Versmaßes zu üben, für welches er in den letzten Jahren eine große Vorliebe gefaßt hatte. Seine eigenen bisherigen Versuche darin (Physiognomische Reisen 1778, der älteste Epigrammen-Cyklus 1782 f., die Distichen aus den Jahren 1784 und 1785, die Römischen Elegieen und Venetianischen Epigramme und vereinzelte Distichen aus den Jahren 1790 und 179

genügten ihm eben so wenig, als Klopstock's, Herder's und Wieland's Hexameter; das meiste Vertrauen hatte er zu Voß, der aus Pietät für Klopstock zwar noch mit seinen strengeren Forderungen an die Technik dieses Verses zurückhielt, aber doch schon hier und da merken ließ, daß eine strictere Observanz im Bau desselben möglich und unerläßlich sei. In jüngeren Jahren, meint Goethe, oder unter anderen Verhältnissen wäre er wohl einmal nach Eutin gereist, um hinter das Geheimniß zu kommen; allein schwerlich hätte es ihn sehr gefördert; denn er konnte, wie er auch selbst einsah, nur praktisch sich weiter bilden, und so ergriff er denn die Gelegenheit, „ein paar Tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme verleihen durften." Man hat sich über den geringen Erfolg seiner Bemühungen gewundert und selbst noch in Hermann und Dorothea die meisten Verse schülerhaft und fehlervoll genannt. Gewiß, nur wenige seiner Verse entsprechen vollkommen der vom antiken Hexameter abgezogenen Theorie, aber dafür sind sie auch durchgehends wohlklingender, leichter, fließender, als die Vossischen Hexameter, und genügen mehr den Forderungen des deutschen Ohrs. Voß und Goethe haben, Jeder das Seinige, gewirkt, die Ausbildung dieser Versart zu fördern. Verschaffte Jener einer strengern Technik überhaupt Achtung, so hielt dieser das Gefühl für die besonderen Gesetze lebendig, die unsere Muttersprache diesem Metrum auferlegt. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen besonderen Forderungen in der Theorie Geltung zu verschaffen und uns Hexameter zu liefern, welche regelrechten Bau mit leichtem, gefälligem Fluß, Würde mit Anmuth verbinden *).

Gervinus macht es Goethe'n zum Vorwurf, daß er hier und da Stellen eingeschoben, die dem Geiste des alten Werkes ganz widersprächen; so werde z. B. in diesem nur von den Pfaffen, und nur von einem gewissen Theile der Pfaffen ein so nachthei-

*) Um das Höchste kennen zu lernen, was bisher im Bau des deutschen Hexameters geleistet worden, muß man H. Mouje's Uebersetzung der Ilias lesen (Frankfurt, 1846). Seine Theorie hat er in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 147 ff.) niedergelegt.

liges Bild entworfen, wie Goethe in folgender Stelle von der Allgemeinheit:

> Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
> Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
> Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
> Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
> Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen. U. s. w.

Dagegen vindicirt Rosenkranz, wie billig, unserm Dichter dasselbe Recht, welches sich die älteren Bearbeiter dieser Thiersage genommen, die gleichfalls den jedesmaligen Standpunkt ihrer Zeit hineindichteten, und er hält ein solches Verfahren eher für lobens-, als tadelnswerth. „Wird nicht eben dadurch," sagt er, „die Genealogie dieser Sage in ihren Gedichten zugleich ein Stammbaum der politischen Bildungsgeschichte der Nation?"

Nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 2. Mai 1793 müßte die Uebersetzung des Reineke gegen Anfang dieses Monats im Rauhen beendigt gewesen sein. „Du kannst denken, wie ich fleißig war," meldet Goethe, „Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge abgetheilt und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke Dir bald wieder ein Stück." Indeß deutet schon das stückweise Zusenden *) darauf hin, daß der Arbeit noch die letzte Hand fehlte; auch sagt Goethe ausdrücklich in den Annalen, daß ihm seine dieser „unheiligen Weltbibel" gewidmete Thätigkeit zu Hause und auswärts zu Trost und Freude gereicht, und daß er sie mit zur Blocade von Mainz genommen habe.

Zu der abermaligen Theilnahme an einem Kriegsübel, dießmal einem „stationären," ward er durch den Wunsch des Herzogs bewogen. Höchst ungern entfernte er sich aus seinem friedlich häuslichen Kreise, der ihm durch den Contrast mit der wild aufgeregten Welt doppelt lieb geworden war. Wenige Tage vor seiner Abreise brachte er noch ein Bild seines anmuthigen Hausgartens zu Papier, einen sehr genauen Federumriß, dem das zweite der von Schwerdgeburth ausgegebenen radirten Blätter **) nachgebildet ist, — mit welchen

---

*) Vergl. den Brief an Jacobi vom 7. Juni 1793.

**) S. Goethe's W. Bd. 31, S. 175 ff.

Empfindungen er es gethan, das sagen die später dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Gegen den 10. Mai brach Goethe nach Frankfurt auf und verweilte hier ein paar Wochen, in welcher Zeit ihm Sömmering's Gegenwart, wie er an Jacobi meldete, sehr erfreulich und heilsam war und in einsamen Stunden Viel gearbeitet wurde. Am 26. begab er sich zur Armee und langte den 27. bei seinem Fürsten im Lager bei Marienborn an. Die nächsten Tage verwandte er dazu, den Blocade-Halbkreis, der sich um Mainz herumzog, und die Lage der Stadt, der Schanzen, der Ortschaften umher kennen zu lernen, wobei er bemüht war, einige genaue Umrisse auf's Papier zu bringen, „damit er sich die Bezüge und Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser imprimirte." Dazwischen widmete er manchmal ein Stündchen Unterhaltungen mit befreundeten Officieren oder einer Aufwartung bei hohen Gönnern, wie dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, dem General Grafen Kalkreuth, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Er fand sich, wie er an Jacobi schrieb, recht glücklich, in diesem Momente hier zu sein, und „Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen." Das Wetter war sehr günstig, selbst die Nächte hindurch höchst lieblich; er sah damals die Sonne öfter, als in seinem ganzen Leben aufgehen. In freieren Augenblicken beschäftigte er sich in Gedanken mit seinen Lieblingsbetrachtungen über die Farben und schrieb noch Manches nieder. So wußte er selbst hier noch dem Leben einige Blüthen abzugewinnen, obgleich weder Tag noch Nacht ruhig vorüberging. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai, als er, wie gewöhnlich, ganz angezogen in seinem Zelte schlief, ward er vom Platzen des Kleingewehrfeuers aufgeweckt. Die Franzosen hatten

mit bedeutenden Streitkräften einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn gemacht; die Verwirrung war unbeschreiblich, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm den lebhaftesten Antheil am Kampfe; nach anderthalbstündigem Gefecht wurde der Feind in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Goethe auf den Kampfplatz und sah, beim matten Scheine der trüb aufgehenden Sonne, die Opfer der Nacht neben einander liegen. Die riesenhaften, wohlgekleideten Kürassiere der Belagerer machten einen wunderlichen Contrast mit den zwerghaften, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht.

Die ganze erste Hälfte des Juni ging noch unter Vorbereitungen zur eigentlichen Belagerung und unter Ausfällen der Franzosen hin. In einem Schreiben an Jacobi vom 7. heißt es: „Dein lieber Brief trifft mich hier (im Lager bei Marienborn) und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe .... Den zweiten Gesang Reineke's sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie *). Wenn Du jenes Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoff' ich, soll es Dir Freude machen." Es beschäftigte ihn lebhaft mitten im Kriegsgetümmel, wie denn auch im Bericht über die Belagerung von Mainz unter dem 8. Juni ausdrücklich angemerkt ist, daß er seine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fortgesetzt habe. Den Tag vorher schrieb er an Herder: „Die Obelisken und Asterisken an Reineke (kritische Zeichen, wodurch Herder auf eine wünschenswerthe Aenderung hingedeutet hatte) gehe ich fleißig durch, und corrigire nach Einsicht und Laune. Ohne diese Beihülfe

---

*) Vielleicht eine der Römischen?

des kritischen Bleistifts wäre ich nicht im Stande, meinen Verbesserungswillen zu richten und zu fixiren."

Am 15. Juni berichtete er ihm: „Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, corrigire am Reineke und schreibe optische Sätze. Die Situation auf unserer Seite habe ich zu wiederholten Malen gesehen; über das Wasser bin ich noch nicht gekommen außer bei einer schönen Partie in's Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen, und zu Lande nach dem Lager zurück. Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten (9. Juni)."

Nach einem in der Nacht des 16. Juni unternommenen verunglückten Versuche, die Tranchéen zu eröffnen, kam man damit am 18. zu Stande, und war endlich am 27. so weit vorgerückt, daß das Bombardement der Stadt beginnen konnte. Den 28. Nachts brannten bei fortgesetztem Bombardement Thurm und Dach des Domes und viele benachbarte Häuser, so wie nach Mitternacht die Jesuitenkirche ab. Goethe sah dem schrecklichen Schauspiel von der Schanze vor Marienborn zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern. Neu war ihm das Steigen und Fallen der Feuerkugeln, die, in flachem Cirkelbogen hinansteigend, in gewisser Höhe parabolisch zusammenknickten, wo dann die aufsteigende Lohe bald verkündigte, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Der Engländer Gore, der seit dem Jahre 1791 in Weimar wohnte *), und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches unserm Dichter noch in späten Jahren dieß furchtbare Schauspiel lebhaft vergegenwärtigte.

Die nächsten Tage waren nicht minder reich an mancherlei imposanten und schrecklichen Kriegsscenen, bei denen Goethe, wenn Etwas zu sehen und zu lernen war, dieselbe Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr, wie bei Valmy, zeigte. Nachdem die

---

*) S. Goethe's W. Bd. 30, S. 232—239.

Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, besuchte er mit einigen Freunden den zerstörten Ort und hielt, von den Kugeln einer benachbarten feindlichen Schanze bedroht, in dem Gebeinhause eine Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte gelangt war. Noch mehr setzte er sich aus, um aus dem Balconfenster eines freistehenden Giebels eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Gegend zu gewinnen. Er gesteht, daß er, von der wilden, wüsten Gefahr, wie vom Blick einer Klapperschlange, angezogen, durch die Tranchéen geritten sei und die Haubitzgranaten dröhnend über dem Kopfe habe zerspringen lassen.

Wir eilen über die grauenvollen Tage vom 1. bis zum 22. Juli, in denen eine der deutschen Hauptstädte von Deutschen fast unausgesetzt bombardirt wurde, nach Goethe's Beispiel „wie über einen glühenden Boden" hinweg, und heben nur Einiges hervor, was auf seinen Charakter ein helleres Licht wirft. Mitten aus dem Kriegstumult schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis", und in demselben Briefe: „Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu; wir stellen eine wahre Haupts- und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Shakespeare: Wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise repräsentire. Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird" *). In einem Anhange des Briefes heißt es: „Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurme an's Land. Ich sah dem Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt, und wünschte mit ihm zu euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweiten Male sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind." In den nächsten

*) Er scheint besonders gern dem Jacobi'schen Kreise gegenüber sich muthwillig den Schein der Frivolität gegeben zu haben.

Tagen las er, „mit Mühe und Anstrengung die zwar ästimable, aber doch nach einer hypothetischen, captiosen Methode geschriebene Abhandlung Marat's“ über das Licht, zog die Hauptpunkte aus, stellte sie am 15. Juli tabellarisch mit den Newton'schen zusammen, denen er dann die „Resultate seiner Erfahrungen“ als Anhang entgegensetzte *), und legte das Ganze einem Briefe an Jacobi vom 19. bei, worin er zugleich meldet, er gedenke nun doch Schlossern zu besuchen, da „die arme Julie unterdessen abgetreten sei.“

Am 22. Juli kam in dem Hauptquartier Marienborn eine Uebereinkunft mit dem französischen Commandanten zu Stande, der zufolge die Stadt am nächsten Tage übergeben werden sollte. Goethe war einer der Ersten, welche bis zum Schlagbaum des äußersten Thores von Mainz, trotz mancher Wolfsgruben, vorritten und den bedrängten Bürgern die frohe Nachricht zuriefen. Der Ausmarsch der Franzosen verzögerte sich indessen bis zum 24. Nachmittags. In dem Quartier seines Fürsten sah Goethe den feierlich-seltsamen Zug herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei erschien zunächst eine Colonne Marseiller. Klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten sie heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgesandt; hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen und beschämt, weiterhin die Jäger zu Pferde, hagere Männer, welche die ahnungsvollen Töne der Marseillaise in langsamerem Tempo erschallen ließen; sodann ein einzelner Trupp, die französischen Commissarien, unter ihnen Merlin von Thionville, und neben ihm ein Clubbist. Beim Anblick des Letztern gerieth das zuschauende Volk um so mehr in Wuth, als es Mittags einigen Clubbisten gelungen war zu entfliehen, und bewegte sich zum Anfall; die drohenden Worte Merlin's hielten es noch von Thätlichkeiten zurück. Am nächsten Tage aber ließen es die armen ausgewanderten Mainzer, die, von entfernten Orten herbeigeströmt, die Chaussee umlagerten, nicht mehr bei Fluch- und Racheworten; Goethe sah, wie sie einen Erz-Clubbisten aus seinem Reisewagen von der Seite einer schönen jungen Dame herausrissen, auf den nächsten Acker schleppten,

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 167 f.

und mit Stößen und Schlägen fürchterlich mißhandelten, bis eine Wache sich seiner annahm und ihn in ein Bauernhaus brachte. Eine ähnliche Scene drohte sich am 25. Juli, als Goethe den fortgesetzten Ausmarsch der Franzosen beobachtete, unter den Fenstern seines Quartiers zu ereignen. In dem Zuge erschien ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, und an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein sehr schönes Frauenzimmer. Bei ihrem Anblick entstand ein drohendes Gemurmel im Volk und plötzlich erscholl der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dom-Dechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfte, sprang Goethe hinunter und rief unter die Menge, die schon den Weg versperrte, mit gebietender Stimme: Halt! Dann fuhr er stark und heftig sprechend fort: hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig, zu Unfug und Rachethat sei anderswo noch Raum. Der König habe freien Auszug gestattet, und keinerlei Anstalt zeige, daß er Jemand davon ausgenommen. Sie, wer sie auch seien, hätten hier, mitten in der deutschen Armee, nur die Rolle ruhiger Zuschauer zu spielen; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen kein Recht zu Gewaltthat, die er an dieser Stelle ein- für allemal nicht leide. — Gall's Behauptung, daß Goethe eigentlich zum Volksredner geboren gewesen, schien sich in diesem Falle zu bestätigen; die Menge stutzte und ließ die Bedrohten weiter ziehen, die zuvor sich noch mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes an ihren Retter wandten.

Nachdem Goethe die nächstfolgenden Tage der Besichtigung der furchtbar verwüsteten Stadt gewidmet, beurlaubte er sich bei seinem Fürsten und schlug den Weg über Mannheim nach Heidelberg ein, wo er bei der alten Freundin Delf und seinem Schwager Schlosser einkehrte. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Farbenlehre zur Verhandlung. Schlosser ging ernst und freundlich auf Goethe's Vortrag ein, konnte sich jedoch von der hergebrachten Vorstellungsart nicht losmachen und verlangte vor Allem zu wissen, wie sich seine Lehre zu der Euler'schen Theorie verhalte. Da mußte ihm nun Goethe bekennen, daß von einem Verhältniß beider kaum

die Rede sein könne, indem er auf seinem Wege nur darauf ausgehe, unzählige Erfahrungen in's Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft und Stellung zu und neben einander aufzufinden und faßlich zu machen. Um diese Behandlungsweise der Optik noch mehr zu verdeutlichen, zeigte er Schlosser'n einen während der Belagerung geschriebenen Aufsatz, worin der Vorschlag zu einem Vereine ausgeführt war, einer Gesellschaft von verschiedenartigen Männern, Philosophen, Physikern, Mathematikern, Malern, Färbern u. s. w., die, jeder von seiner Seite, dazu mitwirken sollten, die mannigfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint, kennen zu lernen. Schlosser hörte die allgemeine Inhaltsangabe des Aufsatzes geduldig an. Als aber Goethe sich anschickte, ihn im Einzelnen vorzulesen, lachte ihn der alte Prakticus herzlich aus und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber im lieben Deutschland sei an eine reine, gemeinsame Behandlung einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Sehr unangenehm überrascht und verstimmt, verfiel Goethe wieder in sein mephistophelisches Wesen und erregte durch leichtsinnige, paradoxe Behauptungen und ironisches Begegnen ein solches Mißbehagen, daß Schlosser zuletzt heftig ward und die erstaunte Wirthin sich begütigend in's Mittel schlagen mußte. Es scheint indeß nicht so schlimm mit diesem Zerwürfniß gewesen zu sein, als man nach Goethe's Berichte *) glauben sollte; denn in einem Briefe an Jacobi vom 11. August heißt es: „Mit Schlosser'n brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr, und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

In Frankfurt verweilte er, durch die geliebte Mutter festgehalten, noch bis gegen den 20. August, so sehr ihn auch, wie er an Jacobi (am 19.) schrieb, „das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen nach Hause trieb, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hereindringe." Seinen Geburtstag feierte er, einem Billet von diesem Datum an Friedrich Stein zufolge, wieder in Weimar.

*) Goethe's Werke Bd. 25, S. 267 f.

Ueber die nun folgenden neun Monate, vom September 1793 bis zum Anfange Juni's 1794, wo sich durch das nähere Bekanntwerden mit Schiller eine neue Epoche in seinem Leben bildete, haben sich nur spärliche und lückenhafte Nachrichten erhalten. Es war im Ganzen keine recht erfreuliche und fruchtbare Periode, wenn gleich einiges Aeltere fortgeführt oder abgeschlossen, und einiges Neue concipirt und angelegt wurde. Der wolkenschwere politische Horizont, die Nachrichten aus Frankreich ließen keine freie und heitere Geistesstimmung aufkommen. Dazu gesellte sich ein Trauerfall in der herzoglichen Familie, die Krankheit und der Tod des Prinzen Constantin, der gegen Anfang des Octobers starb; und bald darauf machte auch wieder der Winter an dem empfindlichen Gemüth des Dichters seine Kraft geltend. „Die trübe Jahreszeit," klagte er in einem Briefe an Jacobi vom 5. December, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Halten wir eine Ueberschau über die Arbeiten, welche in diese Zeit fallen, so haben wir zunächst seiner chromatischen Bestrebungen zu gedenken, die ihn gleich nach der Heimkehr lebhaft beschäftigten. „Ich finde mich," schrieb er am 9. September 1793 an Jacobi, „nun auch wieder nach und nach in meiner Wohnung, die allmählig eine anmuthige Gestalt gewinnt. Die chemische Farbenlehre bearbeite ich jetzt; es ist so viel vorgearbeitet, daß das Zusammenstellen viel Freude macht und sehr interessante Resultate darbietet." Und in einem Briefe an Jacobi vom 18. November heißt es: „In Physicis habe ich Mancherlei gethan; besonders freut und fördert mich Lichtenberg's Theilnehmung. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürstin Gallitzin." Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt auch die Abhandlung „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject" in das Jahr 1793, so wie auch diese Jahreszahl in Goethe's Werken der Ueberschrift des Aufsatzes beigefügt ist. Er geht hier hauptsächlich darauf aus zu zeigen, daß die unmittelbare Anwendung eines isolirten Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese gefährlich sei und leicht zum Irrthum führe. Er verlangt vor Allem Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches, um

aus einer Reihe verwandter Erfahrungen eine Erfahrung höherer Art, gleichsam eine Formel zu gewinnen, wodurch eine Menge einzelner Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Hat man nun von diesen Erfahrungen höherer Art, diesen Collectiv-Erfahrungen allmählig auch eine ganze Reihe gewonnen, so möge sich daran der Verstand und die Einbildungskraft nach Kräften üben, um sie gleichfalls in Verbindung zu bringen. Aber jene erste Arbeit, das Aufsuchen und Verknüpfen der Elemente zu Erfahrungen höherer Art, könne nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden. Das Ganze ist eine Apologie seines Verfahrens beim Studium der Natur. Was er hier den Naturforschern empfiehlt, das hatte er in den beiden Stücken seiner optischen Beiträge ausgeübt, wo er eine Reihe von Versuchen aufstellte, die zunächst an einander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja die gleichsam nur Einen Versuch, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen. Zugleich aber bahnte er sich mit diesem Aufsatze den Weg zu seiner späteren Polemik gegen Newton, dem er Schuld gab, aus allzu vereinzelten Versuchen durch überkühne Hypothesen ein unhaltbares System zusammengesponnen zu haben. Der Aufsatz ist mit großer Sorgfalt stylisirt, und schon darin zeigt sich, welches Gewicht der Verfasser selbst auf den Inhalt legte.

Diesen wissenschaftlichen Bemühungen gingen poetische Arbeiten zur Seite. Mit Reineke Fuchs, der ihm noch immer nicht genügen wollte, scheint er sich vielfach beschäftigt zu haben. „Gerne schickte ich Dir den zweiten Gesang,“ schrieb er am 9. September an Jacobi; „leider ist es der, welcher noch die meiste Arbeit bedarf, um präsentabel zu sein.“ Erst am 18. November heißt es: „Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse; ich hoffe, er soll dich unterhalten.“ Allein auch jetzt noch fügt er hinzu: „Es macht mir noch viel Mühe, dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde.“ Sehr wahrscheinlich gehören auch die ersten Anfänge der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten in diese Zeit; ja, nach der Stelle zu urtheilen, wo Goethe dieser Production gegen den Schluß seiner Darstellung der Campagne in Frankreich gedenkt, müßte er sie

noch vor dem Reineke Fuchs begonnen haben. Da er aber erst nach der nähern Bekanntschaft mit Schiller das Werk mit Eifer angriff, so heben wir uns die nähere Betrachtung desselben für das folgende Capitel auf. Dagegen scheint es angemessen, das unvollendet gebliebene politische Drama „Die Aufgeregten," welches ebenfalls mit dem Reineke ungefähr gleichzeitig entstanden ist *), an dieser Stelle kurz zu besprechen.

Die Ungunst, worin dieses Drama bei Goethe's Lesern steht, erklärt sich zum Theil schon daraus, daß man es mit so ideal gehaltenen Stücken wie Tasso und Iphigenie vergleicht; großentheils möchte sie aber in dem Mangel an Aufmerksamkeit und Theilnahme begründet sein, womit man jeden dramatischen Torso anzusehen pflegt. Wer das Stück einer sorgfältigen, tiefer eingehenden Betrachtung würdigt, gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es unter Goethe's politischen Dramen eine der ersten Stellen würde eingenommen haben, wenn es zur Vollendung gediehen wäre. Kraft und Leben würden sich vorzugsweise im dritten und fünften Act concentrirt haben, von denen der erstere nur eben angefangen worden, der andere ganz unausgeführt geblieben ist. Macht man nun von den fertig gewordenen Partieen, die sämmtlich geistreich und lebendig behandelt sind, einen Schluß auf die bloß skizzirten, so muß man allerdings bedauern, „daß der Verfasser die Schwierigkeiten dieser Scenen nicht zu rechter Zeit zu überwinden bemüht war." Die Aufgabe, welche sich Goethe in dem Drama gestellt hatte, war, die großen und furchtbaren Vorgänge, die sich damals auf der Weltbühne ereigneten, in einem verkleinerten Abbilde künstlerisch wiederzuspiegeln und dadurch die Gemüther zu einer freiern und besonnenern Ansicht jener Weltereignisse zu stimmen. Wir haben es also allerdings mit einem Tendenzstücke zu thun, aber die Tendenz ist eines Dichters würdig. Die Haupttriebfedern, die Hauptleidenschaf-

*) Goethe erwähnt seiner in der Erzählung der Campagne in Frankreich unmittelbar nach dem Bürgergeneral, mit den Unterhaltungen der Ausgewanderten zusammen. In den Annalen sagt er unter dem Jahre 1793 von diesen drei Productionen, daß sie „dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach meist in dieses und das folgende Jahr gehören."

ten, die auf der Weltbühne mit und gegen einander wirkten, sollten auch hier, aber auf einem engern Schauplatze, in kleineren Verhältnissen, wirksam erscheinen. Das Furchtbar-Drohende, das Tragisch-Erschütternde, welches jene Ereignisse begleitete, sollte hier vermieden werden; es sollte vielmehr Raum bleiben für heitern Humor und Ironie, damit durch sie das Gemüth eine höhere Freiheit gewänne. So finden wir Goethe hier als Dichter in gleichem Sinne handeln, wie er es in geselligen Kreisen that. Wo er die politischen Verhältnisse nicht ablehnen konnte, suchte er wenigstens durch Hervorkehrung der heiteren Seiten ihnen eine erträgliche Gestalt zu geben, und vor Allem gemäßigten und billigen Ansichten Raum zu verschaffen.

Schon aus diesem Einen Documente kann Jeder, der nicht blind sein will, die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe, wie es dem wahren Dichter geziemt, „auf einer höhern Warte stand, als auf den Zinnen der Partei." Und eben weil er parteilos und vorurtheilsfrei den Weltereignissen gegenüber stand, war er nach beiden Seiten hin so streng und wieder so billig. Auf der Seite der Aristokratie stellte er zuerst in dem Baron ein Exemplar jener leichtsinnigen, gewissenlosen und frevelhaften Junker dar, die, ohne Ahnung von einer Berechtigung des Volkes, mit Hohn und Verachtung auf seine Freiheitsbestrebungen hinabsehen und sie aus eigennützigen Absichten oder aus Muthwillen wohl gar schüren. Sodann begegnet uns in der jungen Gräfin Friederike eine ächte Vollblut-Aristokratin, „heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich," wie der Dichter sie selbst durch Luisen's Mund charakterisirt. Friederike repräsentirt den streng an seinen Rechten haltenden Adel, der sich keine Concession abtrotzen läßt, wenn er gleich gerechte Ansprüche nicht versagt. Mit Gesinnungen, wie die ihrigen, lassen sich aber die Uebel der Zeit nicht heilen; daher führt der Dichter die Gräfin ein, „eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben," und seitdem sie in Paris lebte, „Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß." Sie ist entschlossen, ihren eigenen verstockten Standesgenossen Widerpart zu halten, und

dem Volke nicht bloß, was das Recht, sondern auch was die Billigkeit erheischt, zu gewähren. Auf der andern Seite steht der Magister als Repräsentant der hohlen Freiheitspräconen, die nur in Worten kühn, aber zur That zu schwach und feige sind, weßhalb er auch in die Handlung wenig eingreift. Mit köstlichem Humor ist dann weiter der beherztere, volksaufwieglerische Chirurgus Breme von Bremenfeld gezeichnet. Der Dichter charakterisirt ihn durch Luisen's Mund als „einen guten Mann, den aber seine Einbildung oft höchst albern mache, besonders seit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaube, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken.“ Es liegt ein scharfer Spott gegen die gewöhnlichen Prediger der Gleichheit und Freiheit darin, daß eben der Vorkämpfer der rebellischen Bauern gegen die Erb-Aristokratie sich so viel auf seinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld zu gut thut, daß er, der, ein anderer Tell, den Tyrannen ewigen Haß schwört, mit solchem Behagen seine Schmeicheleien gegen den großen Fritz erzählt, und, während er nur das Volkswohl im Munde führt, im Voraus schon seinen eigenen Vortheil so gut zu sichern sucht. Dieselbe Stellung, wie die Gräfin unter ihren Standesgenossen, nimmt der Hofrath unter den seinigen ein. Er ist Bürger und gedenkt es zu bleiben; aber er weiß auch das Gewicht des höhern Standes im Staate zu schätzen, und ist unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien von Seiten der Bürgerlichen, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, und sich über Formalitäten formalisirt. „Wahrlich!“ fügt er hinzu, „wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Giltigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin?“

Zwischen beiden Gruppen steht Luise in der indifferenten Mitte als Musterbild eines häuslich gesinnten Mädchens, das, wie es dem Weibe geziemt, vor Allem seine nächsten Pflichten fest im Auge behält. Weil sie von dem Streite der Parteien unberührt bleibt, so bewahrt sie den freien, klaren Blick, der sie zum Organ der Ueberzeugungen des Dichters qualificirt. Kein Wunder, daß sich

Naturen, wie die Gräfin und der Hofrath, zu ihr hingezogen fühlen, und die Eine sie zur Gesellschafterin ihrer Tochter, der Andere zur Gattin begehrt. Jacob und Caroline zeigen, wie das jugendliche Herz selbst mitten in dem Streite der Stände sein ewiges Recht behauptet. Der Amtmann, ein proceßsüchtiger Egoist, war als ein Haupttriebrad der Handlung nöthig. Die aufrührerischen Bauern endlich scheiden sich durch individuelle Züge scharf von einander und stehen zugleich als Repräsentanten eben so vieler Fractionen der unzufriedenen niederen Volksclassen da.

Die Handlung ist geschickt angelegt und lebhaft durchgeführt. Sie dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Documentes gütlich geschlichtet wird. Was die Franzosen durch Revolution beseitigten, sollen wir, so will der Dichter lehren, auf dem Wege der Transaction und friedlicher Reformen wegräumen. Die Darstellung ist edel und gefällig, und an vielen Stellen durch feine satyrische und humoristische Gedanken gewürzt. Sehr zu beklagen ist es, daß die geistreich erfundene Scene des dritten Actes nicht ausgeführt worden, wo auf den tückischen Vorschlag des Barons die Theegesellschaft sich unter dem Präsidium des Hofraths zu einer Nationalversammlung constituirt; worin das Spiel zuletzt in Ernst übergeht und zu einem tumultuarischen Ausgang führt. Wie hätte der Dichter hier seine Ironie, seinen Witz und Humor spielen lassen können!

Nicht bloß als Schauspieldichter, auch als Theaterdirector ließ sich Goethe es angelegen sein, die heitere Seite des Lebens hervorzukehren. Daß er in solchem Sinne das Lustspiel „Der Krieg“ von Goldoni zu Anfange der Wintersaison auf die Bühne brachte, zeigt der dazu gedichtete Prolog, am 15. October 1793 von Christiane Neumann, nunmehrigen Frau Becker, gesprochen. Von tiefer Politik, heißt es darin, vom letzten Zweck der Schlachten u. dgl., werde man in dem Lustspiel wenig hören.

> Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
> Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
> Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
> Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;

> Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
> So gut in's Zelt, als in die Häuser schleicht,
> Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen,
> Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut.

Die zweite Hälfte des Prologs bezieht sich auf den Herzog von Weimar, der damals noch im Felde stand. Was der Prolog als sehnsüchtigen Wunsch ausspricht:

> Die Stunde naht heran: Er kommt zurück,
> Verehrt, bewundert und geliebt von Allen;
> Er tritt auch hier herein. U. s. w.

das verwirklichte sich bald nachher und brachte für die Zukunft auch in Goethe's Lebensweise eine bedeutende Veränderung. Der Herzog trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten. „Das Wehklagen des Regiments," erzählt Goethe selbst, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten ... Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen."

Der Bürgergeneral wurde gegen Ende des Jahres 1793 wiederholt. Dann ward zu Anfang des folgenden Jahres die Zauberflöte und bald darauf Richard Löwenherz gegeben, was, wie Goethe selbst dieser Nachricht hinzufügt, „zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, etwas heißen wollte." Weiter kamen einige Iffland'sche Schauspiele an die Reihe; so wie denn überhaupt das Repertorium immer ansehnlicher wurde. Zugleich lernte sich das Schauspieler-Personal immer besser und reiner in solche Vorträge finden. Im Jahre 1793 waren die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung eingetreten, und die Eheleute Porth hatten eine liebenswürdige Tochter gebracht, die wie zu munteren Rollen geschaffen war. Vohs reichte ihr seine Hand und fesselte sie an das Weimarische Theater. Die Schauspielerin Beck, die jetzt, im Jahre 1794, eintrat, füllte das in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern

Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus; so daß in dieser mittlern Region wenig zu wünschen blieb. Doch auch für das Weimarische Theater ward ein neues Leben, ein höherer Schwung durch die wichtige Verbindung vorbereitet, welche Goethe in diesem Jahre mit Schiller eingehen sollte.

Zehntes Capitel.

Nähere Verbindung mit Schiller. Theilnahme an den Horen. Zwei Episteln. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Naturwissenschaftliche Bemühungen. Weltereignisse. Max Jacobi. Wilhelm Meister fortgeführt. Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie. Der befreite Prometheus. Der Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Besuch von Carlsbad. Redaction der Venetianischen Epigramme. Hymnus auf Apollo. Kleinere Gedichte. Stollenbruch in Ilmenau. Meyer's Abreise nach Italien. Ausflug nach Eisenach. Betrachtungen über Baukunst. Geburt eines zweiten Sohnes. Tod desselben. Friedrich von Stein. Nähere Betrachtung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Jetzt war endlich auch der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo die beiden größten Dichter unserer Nation den unvergleichlichen werkthätigen Freundschaftsbund knüpfen sollten, der in Beider Leben eine der bedeutendsten Epochen macht. Goethe hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches die Annäherung herbeiführte *).

*) Es muß zwischen den 15. Mai, wo Schiller von einer längern Reise in die Heimath zurückkehrte, und den 13. Juni, wo er an Goethe das Einladungsschreiben zu den Horen richtete, also in dieselbe Zeit fallen, wo dieser zuerst die persönliche Bekanntschaft von J. H. Voß machte. Ueber den Letztern schrieb Goethe den 9. Juni an Meyer: „Voß war hier; ein recht wackerer, liebenswürdiger Mann, offen, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut; weßwegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir lieb, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Es läßt sich nun das,

Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Goethe zu besuchen pflegte. Einst traf er Schiller daselbst und fand sich beim Herausgehen zufällig mit ihm zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller, der an dem Vorgetragenen lebhaften Antheil zu nehmen schien, die Bemerkung machte, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne dem Laien, der sich gerne darauf einließe, keinesweges anmuthen. Goethe erwiederte, sie bleibe vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, und es gebe doch wohl noch eine andere Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verhehlte seine Zweifel nicht und wollte nicht einräumen, daß das, wie Goethe behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Unterdeß waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräch fortgezogen, trat Goethe mit hinein und trug nun seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, ja ließ sogar, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute Alles mit reger Theilnahme, mit eindringender Fassungskraft; aber, nachdem Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Obwohl stutzend und einigermaßen verdrießlich, nahm Goethe sich doch zusammen und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der Goethe'n für seine neu projectirte Zeitschrift „die Horen" zu gewinnen wünschte, antwortete ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Solche Sätze konnten freilich unsern Dichter ganz unglücklich machen; dessen ungeachtet wirkte die mächtige Anziehungskraft des Schiller'schen Geistes in diesem Gespräch auf Goethe, und der erste Schritt war gethan. Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf liebte und

---

was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen."

schätzte, trug das Ihrige zur Vermittelung eines dauernden Verständnisses bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Unter dem 13. Juni richtete Schiller an Goethe eine Einladung zur Theilnahme an den Horen, noch ganz in dem ehrerbietigen Tone eines Fernerstehenden gehalten. Unser Dichter antwortete freundlich, obwohl gemessen: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Was er an Ungedrucktem Zweckmäßiges besitzt, will er gerne mittheilen, er hofft, daß Manches in's Stocken Gerathene „die Verbindung mit so wackeren Männern wieder in lebhaften Gang bringen werde." Aber nun verschwinden auch sogleich alle Wohlgeboren und Hochwohlgeboren aus ihrer Correspondenz; denn um die Mitte Juli's fand abermals eine persönliche Zusammenkunft in Schiller's Hause statt, wo denn zu glücklicher Stunde ihre Geister sich so tief einander aufschlossen und so innig verbanden, daß sie von nun an nicht mehr von einander lassen konnten. Schiller berichtete darüber an Körner am 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden." So beruhte also der Bund von seinem ersten Beginn an auf wechselseitiger Förderung und gemeinsamer Thätigkeit. „Es bedurfte für uns," sagt Goethe in den Gesprächen mit Ecker-

mann, „keiner sogenannten besondern Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden."

Bei dieser neu eröffneten Aussicht auf einen anregenden Geistesverkehr war es Goethe'n nicht ganz recht, daß es ihm gegen Ende Juli's, wie er Schiller'n meldete, „unvermuthet zur Pflicht ward, nach Dessau zu gehen;" er bedauerte, „dadurch ein baldiges Wiedersehen seiner Jenaischen Freunde entbehren zu müssen." Indeß brachte er auf diesem Ausfluge mit Meyer eine genuß- und belehrungsreiche Woche in Dresden zu, und vergaß im Anschauen der dortigen Kunstwerke die Händel, welche damals die Welt verwirrten. „Ganz Deutschland," schrieb er nach der Rückkehr am 14. August an Friedrich von Stein, „ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen."

Von Schiller lief nun auch bald wieder ein Brief ein, nach Goethe's Geständniß das angenehmste Geschenk, das ihm zu seinem herannahenden Geburtstage hätte werden können; denn was er selbst an diesem Tage zu thun pflegte, das hatte der neue Freund mit liebevoller Theilnahme und bewunderungswürdigem Scharfblicke schon im Voraus unternommen: er hatte die Summe seiner bisherigen Existenz zu ziehen versucht. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen," schrieb Schiller, „haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein

Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden .... Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde

und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es gar keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß Beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete mit einem herzlichen Briefe. „Alles was an und in mir ist," schrieb er darin, „werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Es begann auch sogleich zwischen ihnen ein Austausch schriftlicher Productionen, wobei Goethe immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß nicht allein dieselben Gegenstände sie interessirten, sondern daß sie auch in der Art, sie anzusehen, meistens übereinkamen." Diese Ueberzeugung befestigte sich vollends durch einen vierzehntägigen Aufenthalt Schiller's bei Goethe in der letzten Hälfte des Septembers 1794. Da der Hof sich auf einige Zeit nach Eisenach übergesiedelt hatte, so war Goethe ganz frei und unabhängig und konnte sich dem in seinem Hause wohnenden Freunde so oft widmen, als es die Kränklichkeit desselben gestattete. Das waren nun für beide Dichter glückliche und fruchtbringende Tage! Nicht bloß poetische Productionen und Principien wurden besprochen, auch über Naturwissenschaft und bildende Kunst erstreckten sich die Verhandlungen. Der reichste Gewinn resultirte daraus freilich für Schiller. „Ich sehe mich wieder hier," schrieb er am 29. September aus Jena, „aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird!" Und wahrlich sie ist herrlich aufgegangen! — „Von dieser Zeit an," sagt Hoffmeister, „ist fortwährend die Einwirkung Goethe's ein Hauptmoment in Schiller's Streben und Dichten. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents." Aber auch für Goethe war der Gewinn unberechenbar. Der schwere Druck, der Bann, der seine poetische Productivität seit einiger Zeit beinahe gefesselt hielt, lös'te sich allmählig; die liebevolle Theilnahme des ebenbürtigen Freundes entschädigte ihn für die Gleichgiltigkeit einer in ganz andere Interessen versunkenen Welt. Was er von Italien vergebens gehofft hatte, das ward ihm durch Schiller zu Theil: es erblühte ihm eine zweite Dichterjugend, „ein neuer Frühling," wie er selbst sagt, „in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Die nächsten drei Jahre, bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise, bilden, durch Reichthum, Gediegenheit und classische

Vollendung der dichterischen Productionen, die Mittagshöhe in Goethe's Leben.

Schiller's neue Zeitschrift leitete zunächst die Thätigkeit der beiden Freunde auf einen und denselben Punkt hin. Sie verabredeten, um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, einen wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Correspondenz über gemischte Materien." Auf diese Art, meinte Goethe, erhielte der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Zu Schiller's großem Verdrusse hatte Goethe bereits seinen Wilhelm Meister an den Buchhändler Unger vergeben; er würde ihn sonst bruchstückweise in den Horen veröffentlicht haben. Indeß bekam Schiller den Roman vom dritten Buche an im Manuscript zugesandt, und indem er sich mit Begeisterung in das Werk vertiefte, übte er zugleich eine höchst geistreiche Kritik, welche Goethe mit dem größten Danke benutzt hat. Ueber die Römischen Elegieen dagegen und die Venetianischen Epigramme konnte Goethe noch verfügen, und so faßte er auch sogleich den Entschluß, sie für die Horen zu überarbeiten. Als er die ersteren gegen Ende Octobers an Schiller übersandte, antwortete dieser: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius."

Eine der ersten Früchte von Goethe's Verbindung mit Schiller waren ferner die zwei Episteln aus dem Jahre 1794. Die erste derselben wurde im October beendigt und bald darauf an den Freund für die Horen abgeschickt. Dieser gab ihr den Ehrenplatz an der Spitze seiner Monatsschrift. Mit einem Briefe vom 23. December übersandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück der Horen, indem er dazu bemerkte: „Ihre (der Epistel) zweite Hälfte mag die dritte Epistel werden und das dritte Stück anfangen." Er beabsichtigte einen ganzen Cyklus von Episteln zu schreiben, weßhalb auch in den Horen dem Schlusse der zweiten die Worte beigefügt sind: „die Fortsetzung folgt." Allein andere Interessen vereitelten

den Plan, und so mußte er ihnen in der Sammlung der Gedichte das klagende Motto vorsetzen:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Wir müssen dieß um so mehr bedauern, als die beiden Episteln zu den schönsten und ächtesten Edelsteinen in dem Juwelenkranze der Gedichtsammlung Goethe's gehören, und auch das Einzige sind, was wir aus dieser poetischen Gattung von ihm besitzen. Denn was sich von seinen früheren Gedichten noch hierher zählen ließe, wie der metrische Brief an Mademoiselle Oeser und die Epistel an Gotter, den Götz betreffend, kann nur für leicht hingeworfene Improvisation gelten, während hier der Dichter dem Begriff der Gattung genugzuthun bemüht war. In der ersten der beiden vorliegenden Episteln sucht er einen Freund, der sich über die Folgen der Vielleserei besorglich geäußert hatte, durch Mancherlei zu beruhigen. Dabei heißt es unter Anderm: Wer durch Worte für sich einnehmen will, muß Jedem Etwas bringen, wie Homer es gethan, in dessen Gedichten sich Alle, vom Könige bis zum Bettler herab, veredelt wiederfinden. Zur Bewährung dieser Behauptung erzählt der Dichter ein Märchen nach, das er in Venedig einen zerlumpten Rhapsoden dem Volke hat vortragen hören, worauf dieses mit Entzücken gelauscht, weil ihm darin als wirklich erschien, was Alle im Herzen begehrten. Hier besteht nun die Hälfte des Gedichtes aus der ungemein anmuthigen und humoristischen Wiedererzählung des Märchens, und selbst die andere Hälfte, wo die Reflexion vorherrscht, ist nicht eigentlich didaktisch gehalten, sondern erscheint als lebendiges Gespräch mit dem abwesenden Freunde. — Diesem hatte aber die Antwort nicht genügt; er hatte nicht sowohl an die große Menge gedacht, als an die Töchter im Hause, welche durch leichtfertige Dichter mit allem Bösen bekannt wurden. Da räth ihm nun unser Dichter, die Arbeiten des Hauses, in Keller, Küche, Vorrathskammer, Garten und Zimmer so unter sie zu vertheilen, daß ihnen für die Lectüre keine Zeit übrig bleibt. Auch hier ist der Gedanke wieder keineswegs in kaltem Raisonnement ausgeführt, sondern das ganze Gedicht besteht, mit Ausnahme einiger einleitenden Verse, aus einem

anschaulichen und reichen Gemälde des vielgeschäftigen Lebens häuslicher Frauen. Sind also diese Episteln gleich didaktischer Natur, so tritt doch die Absicht, zu belehren, in der Ausführung so ganz zurück, daß man sie nicht gewahr wird. Statt durch poetisch ausgeschmückte Reflexionen führt uns der Dichter durch poetische Anschauungen zu dem beabsichtigten Resultat.

Eine weitere Production, welche durch Schiller's Horen, wenn auch nicht angeregt, doch in lebhaftern Gang gebracht wurde, waren die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Wir werden unter dem folgenden Jahre, wo sie zum Abschluß gelangten, auf dieselben zurückkommen. Schiller hätte auch gern seinen Freund zur Fortsetzung des Faust vermocht; allein Goethe wagte nicht, wie er am 2. December 1794 schrieb, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hielt. „Ich könnte nicht abschreiben," fügte er hinzu, „ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Muth. Kann mich künftig Etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme." Um so eifriger widmete er sich, zuweilen gemeinschaftlich mit Wilhelm v. Humboldt, dem Studium der Homerischen Dichtungen. Schon am 18. November 1793 hatte er an Jacobi gemeldet: „Um etwas Unendliches zu unternehmen, habe ich mich an den Homer gemacht; da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben." Ich vermuthe, daß, wie überhaupt dieses Studium mit seiner nunmehr beginnenden Richtung zum Epos zusammenhing, so insbesondere dabei die Absicht, Hermann und Dorothea episch zu behandeln, im Hintergrunde stand. Denn, wie sich später zeigen wird, hatte Goethe den Plan dieser Dichtung schon einige Jahre mit sich herumgetragen, als er zur Ausführung schritt.

Durch diese poetischen Bestrebungen schlang sich aber auch die Naturforschung fortwährend hindurch. „Ich treibe die Dir bekannten Studien fort," berichtete er im August 1794 an Friedrich von Stein; und in einem Briefe an Jacobi vom 29. December heißt es: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß Nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen

gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O mein Freund, wer sind die Gelehrten, und was sind sie!" Gleichwohl trieb ihn das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit, den immer sich steigernden Forderungen der Chromatik gegenüber, fortwährend die Theilnahme wohlunterrichteter Männer zu suchen. Es gelang ihm besonders mit Sömmering, von dem er dankbar rühmt, daß sein Eingreifen geistreich, und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei.

Goethe's Interesse für Chemie wurde in dieser Zeit durch Professor Göttling in Jena neu angeregt, der mit der Entdeckung hervortrat, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die dadurch veranlaßten Hin- und Wiederversuche gewährten eine Zeit lang lebhafte Beschäftigung. Auf mineralogischem Felde blieb Geheime-Rath Voigt sein treuer Mitarbeiter. Dieser brachte bei der Rückkehr von Carlsbad sehr schöne Tungsteine mit, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, womit man späterhin, als dergleichen seltener wurden, manchen Liebhaber erfreuen konnte. In der Anatomie ward Goethe durch ein Collegium des Hofraths Loder über die Bänder sehr gefördert. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Morgens im tiefsten Schnee mit Meyer und anderen Freunden nach dem anatomischen Auditorium zu wandern. In's Allgemeinere der Naturwissenschaft nöthigte ihn der von Baireuth angekommene Alexander von Humboldt, dessen älterer Bruder Wilhelm sich gleichfalls an naturwissenschaftlichen Forschungen mit regem Eifer betheiligte.

Der Bergbau zu Ilmenau, mit welchem man sich schon so manches Jahr herum gequält hatte, wollte noch immer nicht gedeihen;

ja er drohte mehrmals, bei der Beschränktheit der Mittel, ganz in's Stocken zu gerathen. Ein Gewerketag ward ausgeschrieben, und von Goethe und dem Geheimen Rath Voigt als Commissarien nicht ohne Sorge bezogen; denn sie hatten sich vorbereiten müssen, eine ganze Litanei von Uebeln demüthig abzubitten. Aber unerwarteter Weise fanden sie an dem Zeitgeist einen Verbündeten. Auf den Vorschlag einiger Abgeordneten ward eine Art von Convent gebildet und der Beschluß gefaßt, es sollten sich die Repräsentanten selbst Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufklären und ohne Vorurtheil die Sache untersuchen. Die Commissarien traten gern in den Hintergrund, und von der andern Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckte, und vertrauensvoller auf die Hülfsmittel, die man selbst ersann, so daß zuletzt Alles, wie es die Commissarien nur wünschen konnten, beschlossen und auch die nöthigen Geldsummen verwilligt wurden.

Alle die friedlichen Beschäftigungen unseres Dichters, deren wir so eben gedachten, scheinen auf eine Zeit der tiefsten Ruhe hinzudeuten; und dennoch zogen sich im Laufe des Jahres 1794 die Wolken am politischen Horizont immer dichter und drohender zusammen, und immer näher rückte auch dem mittlern Deutschland die Gefahr. Die französischen Heere nahmen einen größern Raum ein und erwarben reichlichere Mittel. Goethe erhielt aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum Aufbewahren zugesandt, die ihn als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, aber zugleich als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen. „Am Rhein ist Alles in Furcht und Sorgen," schrieb er den 14. August an Friedrich von Stein; „auch meine Mutter hat eingepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Würde es übler, so kann sie zu mir. Schlosser ist nach Baireuth." — „Meine Mutter steht auf dem Sprunge," heißt es weiter in einem Briefe an Jacobi vom 8. September; „sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war, wegzuschicken. Ich habe indeß einige Zimmer zurecht gemacht, um sie allenfalls aufzunehmen. So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, obgleich es bei uns Mittelländern so leicht keine Noth hat."

Wir wissen bereits aus Früherm *), was seine Mutter die Furcht vor der herannahenden Kriegsgefahr überwinden ließ. Sie wußte auch Frau von La Roche, die sich schon bei ihrem Jugendfreunde Wieland angemeldet und ihn dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt hatte, zum Bleiben zu bewegen, wofür ihr Gevatter zu Weimar ihr vielen Dank wußte. Traurig war es für Goethe zu vernehmen, daß Fritz Jacobi sich aus der Nähe des Kriegstheaters hatte flüchten müssen. „Ich hörte," schrieb er ihm am 31. October 1794, „daß Du Dein liebes Pempelfort verlassen habest und nach Hamburg gegangen seist; es war mir so schmerzlich, als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen. Nur der Gedanke, daß Du so viel in Dir selbst hast und Deinen Auszug würdest vorbereitet haben, machte mir die Vorstellung erträglich." Jacobi hatte die freundlichste Aufnahme zu Emkendorf im Holsteinischen in der Familie des Grafen Reventlow gefunden, und ließ wiederholt dringende Einladungen an Goethe zu einer Reise dorthin ergehen. Allein obgleich auch die Gräfin, die „köstliche" Julie Reventlow, wie Jacobi sie nannte, die allein schon die Mühe der Reise lohne, in einem schmeichelhaften Billet „auf ihres Jacobus Geheiß freudig die Angel nach dem schönen Fisch auswarf," so blieb Goethe doch unbeweglich; eine Reise, meinte er, zerstreue uns von dem, was wir haben, und gebe uns selten, was wir brauchen, errege vielmehr neue Bedürfnisse und bringe uns neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen seien. Außerdem hielten ihn aber, wie er in den Annalen bekennt, die von Jacobi so umständlich beschriebenen Familienfeste zurück, „diese Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes" **), und mehr noch das Gefühl, daß man dort seine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Schicklichkeiten zu beschränken gedachte.

Gelegentlich sei hier erwähnt, daß Goethe sich eines in Jena studirenden Sohnes von Jacobi, des noch jetzt lebenden Max Jacobi, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Er würdigte ihn allmählig mehr und mehr seiner Freundschaft und seines Vertrauens, über-

---

*) S. Thl. I, S. 13.

**) S. den Briefwechsel mit Jacobi, S. 202 ff.

wachte und leitete seine Studien, war ihm bereitwillig mit Rath und Belehrung zur Hand, und berichtete dem Vater ausführlich über seine Fortschritte, wie über sein ganzes Thun und Treiben. Inzwischen verweilte ein anderer junger Freund, sein geliebter Zögling Fritz von Stein, in England, und ließ es nicht an interessanten brieflichen Mittheilungen mangeln.

Wir begleiten nun unsern Dichter in das Jahr 1795 hinüber, ein besonders in der ersten Hälfte fleißig und thätig zugebrachtes Jahr, obwohl es an Fruchtbarkeit dem nächstfolgenden nachsteht. In Goethe's Briefen aus jener Zeit spricht sich eine große Zufriedenheit, ein inniges Genügen aus, das er, wie ihm selbst wohl bewußt war, vorzüglich seinem neuen Geistesbunde mit Schiller und der dadurch erweckten Arbeitslust verdankte. Von jedem Besuche des Freundes, jeder Unterhaltung mit ihm brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weßhalb er auch nicht versäumte, wiederholt und Wochen lang zu Jena in seiner Nähe zu verweilen. Meyer, der seinem Geist und Herzen immer näher ward, begleitete ihn gewöhnlich dahin; und Wilhelm von Humboldt, mit Schiller schon innig befreundet, nahm gleichfalls an den geistreichen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand durch brieflichen Verkehr mit dem ganzen Kreise in reger Verbindung und Alexander von Humboldt correspondirte von Baireuth aus mit Goethe insbesondere über naturwissenschaftliche Dinge. Durch die Theilnahme an den Horen erweiterte unser Dichter bedeutend den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft; er ward auf Mitlebende, auf Autoren und Productionen aufmerksam, die ihm früher niemals irgend ein Interesse abgewonnen hatten. Gegen Herder that sich indeß allmählig einige Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger wurde. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie," berichtet Goethe selbst, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Ver-

kunst, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte."

Ueberblicken wir zunächst die erste Hälfte des Jahres 1795, so begegnen uns als die Hauptarbeiten, die Goethe'n damals beschäftigten, Wilhelm Meister und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Ferner entstand bei einem Aufenthalte zu Jena, vom 11. bis zum 23. Januar, der in Goethe's sämmtliche Werke aufgenommene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie." Wir wissen, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder jener Einen Idee der Pflanze entstehend dachte, welche unter dem Namen der Urpflanze ihn lange Zeit träumend und wachend verfolgt hatte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Formen und Bildungen nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Durch bloße Vergleichung der Thiere unter einander und der Thiere mit dem Menschen, so war seine Ueberzeugung, könne man nicht zum Ziele gelangen; es müsse vielmehr eine allgemeine Norm aufgestellt werden, an der man die verschiedenen Theile prüfen könne, ein allgemeines Bild, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären. Aus der Idee eines Typus folge, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungskanon dienen könne, kein Einzelnes dürfe Muster des Ganzen sein. Auch der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, dürfe, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man habe vielmehr durch die Erfahrung zuerst die Theile kennen zu lernen, die allen Thieren gemein sind, und zu untersuchen, worin diese Theile sich von einander unterscheiden. Die Idee müsse dann über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das Bild abziehen.

Solche Gedanken trug er nun damals, in Gegenwart der beiden Humboldt, so oft und angelegentlich vor, daß sie, die schon mehrmals, wie er dankbar rühmt, als Dioskuren auf seinem Lebenswege geleuchtet, ihn dringend aufforderten, er solle, was ihm in

Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte, doch endlich einmal zu Papier bringen. Er befolgte den Rath und nahm dazu die Hülfe seines jungen Freundes Max Jacobi in Anspruch. „Mit Max," schrieb er am 2. Februar an dessen Vater, „habe ich vierzehn Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam Morgens sieben Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis acht, und in den letzten Tagen nahmen wir um zehn Uhr die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand; und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr an's Ausarbeiten gehen." So entstand der oben bezeichnete „Entwurf," ziemlich in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt*). Goethe versucht darin wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an, und in diesem Abschnitte findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er später in dem Gedichte „Metamorphose der Thiere" poetisch ausgedrückt hat, so daß sich dieses Gedicht gerade so zu dem obengenannten „Entwurf" wie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" zu der gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Zuletzt wendet sich der „Entwurf" zu dem osteologischen Typus insbesondere, weil das Knochengebäude, als das deutliche Gerüst aller Gestalten, einmal wohl erkannt, die Erkenntniß aller übrigen Theile erleichtere. — Wir können der aphoristischen Abhandlung zwar nicht den gleichen Werth, wie dem Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen zuerkennen, dürfen aber unbedenklich behaupten, daß auch auf osteologischem Gebiete Goethe seiner ganzen Zeit und den Choragen der Wissenschaft wegdeutend vorangeschritten **).

---

*) In den Annalen heißt es unterm Jahre 1795 irrthümlich, daß gegen Ende des Jahres die Gebrüder Humboldt in Jena erschienen seien, und damals auf ihren Antrieb das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre dictirt worden sei.

**) Im folgenden Jahre führte er die drei ersten Capitel des Entwurfs weiter aus. Sie finden sich in den neuesten Ausgaben seiner sämmtlichen W unter dem Titel: „Vorträge über die drei ersten Capitel des E wurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende a tomie, ausgehend von der Osteologie. 1796."

Während des Aprils verweilte Goethe abermals längere Zeit in Jena (etwa vom 28. März bis zum 2. Mai). Wie wir jetzt aus Schiller's Briefwechsel mit Körner sehen, arbeitete er damals an dem Schauspiele „Der befreite Prometheus," dessen wir schon im zweiten Theile dieses Werkes gedachten *). „Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier," schreibt Schiller am 10. April, „und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann Allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiel im altgriechischen Geschmack beschäftigt; der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus." Vielleicht war der von Riemer erwähnte „gefesselte Prometheus" mit jenem ein und dasselbe Stück. Daß es unvollendet geblieben, kann nicht befremden, da Goethe jetzt schon entschieden die Richtung zum Epos angenommen hatte.

Der ersten Hälfte des Jahres 1795 gehört ferner der Aufsatz „Litterarischer Sansculottismus" an, den Goethe im fünften Stück der Horen erscheinen ließ. Er wurde hervorgerufen durch einen Aufsatz im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks (Märzstück 1795), worin über die Armuth der Deutschen an classisch prosaischen Werken in wegwerfendem, absprechendem Tone geklagt war. Goethe zeigt nun, was für Bedingungen alle zusammentreffen müssen, um classische Schriftsteller und classische Werke möglich zu machen, Bedingungen, die größtentheils in Deutschland fehlten. Betrachte man, mit Rücksicht hierauf, die Leistungen deutscher Prosaisten und Dichter, so habe man diese eher zu bewundern und zu verehren, als sie nach Sansculottenart anmaßend zu verurtheilen. Besonders gut sind die beiden Abschnitte ausgeführt, worin jene Bedingungen der Classicität und die individuellen Verhältnisse, in welchen deutsche Schriftsteller sich zu bilden gezwungen sind, entwickelt werden.

Goethe litt im Frühjahr 1795 einigemal an Rheumatism, Backengeschwulst und dergleichen, und beschloß daher gegen die Mitte des Jahrs nach Carlsbad zu gehen, welches ihn früher von solchen Uebeln auf längere Zeit befreit hatte. Seine Leiden waren freilich unbedeutend; aber an Gesundheit gewöhnt, wurde er auch bei kleinen

*) S. Thl. II, S. 161.

leicht ungeduldig, während der arme Schiller schon zufrieden war, wenn er mitunter einige recht frische Wochen oder auch nur Tage genießen konnte. Ihm war es gar nicht recht, daß er Goethe'n auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren in einer so frischen und heitern Thätigkeit," schrieb er, „und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lang er getrunken wird." Goethe reiste im Anfang Juli's nach Carlsbad ab, mit dem Vorhaben, seinen dortigen Aufenthalt einer Revision seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen zu widmen. Auf dem Hinwege wiederholte er sich einige alte Märchen im Kopfe, dachte über die Behandlungsart derselben nach und nahm sich vor, nächstens eines aufzuschreiben, um bei den Verhandlungen mit Schiller darüber einen Text vor sich zu haben. Aber in Carlsbad kam er zu Nichts; die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. „Ich habe nur gesehen und geschwätzt," schrieb er am 8. Juli an Schiller; „was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich einen kleinen Roman aus dem Stegreif angeknüpft, der höchst nöthig ist, um Einen Morgens um fünf Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen, und die Begebenheiten so zu leiten wissen, daß er vierzehn Tage aushalten kann. Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen; besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte, und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." In einem Briefe vom 19. Juli heißt es weiter: „Die Cur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Curgast und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt." Wir finden ihn noch am 29. in Carlsbad, unter welchem Datum er an Schiller schreibt: „Ich habe mein einmal angefangenes Leben fortgesetzt, nur mit der

Gesellschaft existirt und mich dabei ganz wohl gefunden. Man könnte hundert Meilen reisen, und würde nicht so viel Menschen und so nahe sehen. Niemand ist zu Hause, deßwegen ist Jeder zugänglicher, und zeigt sich doch auch eher von seiner günstigen Seite. Das fünfte Buch (des W. Meister) ist abgeschrieben, und das sechste kann in einigen Tagen fertig sein. An den (Venetianischen) Epigrammen ist wenig geschehen, und sonst gar Nichts."

Nach der Rückkehr von Carlsbad (9. August) fehlte es Goethe'n nicht an geschäftlichen und anderen Zerstreuungen, dennoch gelang es ihm, durch die Cur gekräftigt und erfrischt, noch Mancherlei im Laufe des Augusts zu Stande zu bringen. Er redigirte vollends die Venetianischen Epigramme für Schiller's Musenalmanach und übersandte sie diesem am 17. August. Für die Horen schrieb er an den Unterhaltungen der Ausgewanderten fort und begann die Ausarbeitung des Märchens mit frischem Muthe. Außerdem spendete er zum neunten Stück einen Hymnus „Auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen" *). In dem 1795 gedruckten Musenalmanach von Schiller auf das Jahr 1796 finden sich noch die Goethe'schen Gedichte: „Nähe des Geliebten, Meeresstille, Glückliche Fahrt, Der Besuch," welche demnach spätestens um diese Zeit entstanden sind. Das erste mag durch ein von Zelter componirtes Lied verwandten Inhaltes angeregt worden sein **). Die beiden folgenden, welche enge zusammen gehören, erscheinen auf den ersten Blick nur als ein Paar Bilder aus einer Seefahrt. Aber bloße poetische Naturbilder, ohne tieferen Sinn, kommen uns bei Goethe unerwartet. Es liegt vielmehr die Vermuthung nahe, daß wir auch hier allegorische Lebensbilder, wie z. B. in dem ältern Gedichte „Seefahrt" vor uns haben. Die Deutung ergibt sich leicht

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 193 ff. Dort glaube ich Riemer's Bedenken gegen die Authenticität dieser Uebersetzung ganz beseitigt zu haben. Wer sich aber bei meinen Gründen noch nicht beruhigen sollte, den verweise ich auf eine Stelle in dem jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Schiller schreibt den 19. October 1795 an Körner, der die Verfasser der einzelnen Beiträge zum 9. Stück der Horen zu kennen wünschte: „Apollo ist von Goethe übersetzt."

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, S. 188.

aus der Betrachtung der inneren Zustände unseres Dichters. Es fehlte bei ihm, wie uns bekannt ist, nicht an Tagen und Wochen, wo alle Productivität stockte; seine Seele glich dann einem regungslosen Meere, auf welchem der bekümmerte Schiffer ringsum nur glatte Fläche erblickt und sich wie eingemauert findet. Solche Zustände betrachtete Goethe als ein Naturnothwendiges, nicht zu Ueberwindendes, in das er sich allmählig mit geduldiger Resignation finden lernte. Er wartete still, ohne Klage, bis die Nebel zerrissen, bis Aeolus das ängstliche Band lös'te. Dann aber rührte sich auch der Schiffer eifrig und behende und steuerte frisch dem ersehnten Ziele entgegen. Der Besuch ist als ein vereinzelter Nachschößling jener Anakreontischen Liederflora zu betrachten, dem Nichts von der Frische und Anmuth, von der antiken Einfachheit und Klarheit mangelt, wodurch sich die ganze erwähnte Liedergruppe auszeichnet.

Goethe war nicht lange von Carlsbad zurück, als aus Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Am 25. August begab er sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen und dem Geheimen-Rath Voigt dahin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld vergeudet worden, in sich selbst erstickt und begraben. Er scheint sich indeß bald getröstet zu haben; denn in Briefen an Schiller vom 29. August und vom 3. September spricht er sich sehr zufrieden über den vom schönsten Wetter begünstigten Aufenthalt in dem stillen Gebirgsthale aus. Zu seiner Erheiterung trug besonders die Gesellschaft seines Sohnes bei, der, wie er selbst in den Annalen sagt, „diese Gegend, an welcher sich der Vater seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichen Sinne wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne."

Am 7. September war Goethe wieder in Weimar und setzte sich nun die zweite Hälfte des Märchens und den Schluß des sechsten Buchs seines Romans als die nächsten Arbeiten vor. Das

Märchen schickte er am 26. September an Schiller, worauf er sich ganz in sein Zimmer vergrub, um den Roman zu expediren, weil Unger, der Verleger, drängte. Indeß mochte es seinem Gemüthe schwer werden, ruhig bei seinem Gegenstaude zu verweilen; denn auf den 5. October war Meyer's Abreise nach Italien angesetzt, wodurch Geist und Herz nach jenen geliebten Erdräumen hingezogen ward. Auch beunruhigte ihn der Gedanke, daß er nun auf längere Zeit des anregenden Umganges mit dem geliebten Freunde und alles Gespräches über bildende Kunst beraubt sein sollte. Es stand bei ihm der Entschluß fest, im August des nächsten Jahres Meyer'n nach Italien zu folgen, und er gedachte sich durch umfassende Studien zu der Reise vorzubereiten. Während Meyer vor Allem die bildende Kunst im Auge behielt, wollte er Italien dießmal aus sehr vielseitigen und umfassenden Gesichtspunkten betrachten. „Ich habe," schrieb er dem abgereisten Freunde nach, „unterdessen schon Mancherlei zu unserm Zwecke gesammelt, und hoffe die Basis zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir, einer Darstellung der physicalischen Lage, im Allgemeinen und Besondern, des Bodens und der Cultur, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen. Auch ist Italien eins von den Ländern, wo Grund und Boden bei Allem, was geschieht, immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockne sind bei Begebenheiten viel bedeutender, und die entscheidenden Abwechselungen der Lage und der Witterung haben auf Cultur des Bodens und der Menschen, auf Einheimische, Colonisten, Durchziehende mehr Einfluß als in nördlichen und breiten, ausgedehnten Gegenden."

Am 11. October wurde sein reger häuslicher Fleiß durch einen Ausflug nach Eisenach unterbrochen. Die Kriegsbewegungen waren mittlerweile immer bedenklicher geworden, die Oesterreicher hatten sich 60,000 Mann stark über den Main herangezogen, und es schien, als sollte die Gegend von Frankfurt der Schauplatz bedeutender Ereignisse werden. Eisenach wimmelte von Emigrirten, die sich auf Weimar zu repliiren drohten; der Landgraf von Darmstadt hatte sich dort mit 200 Pferden eingefunden. Der Herzog von

Weimar mit seinem Hofe weilte auch daselbst und berief Goethe, um ihn mit einem Auftrage nach Frankfurt zu senden. Er wußte den Auftrag abzulehnen, verweilte aber bis etwa zum 22. October in Eisenach, wo er denn unter allerlei Störungen zu einer ernsten Arbeit weder Zeit noch Sammlung fand. „Wie ist das zerstreute Leben doch ein leeres Leben," klagt er in einem Briefe an Schiller vom 17. October; „man erfährt gerade nur das, was man nicht wissen mag." Doch geschah Einiges an einer leichten, für die Horen bestimmten Arbeit, die er eigens für die unruhigen Tage mitgenommen hatte. Es war die Uebersetzung einer kleinen Schrift der Frau von Stael: „Versuch über die Dichtungen." Man kann dem Aufsatze keinen besonders großen Werth zuerkennen, und Goethe urtheilte selbst, daß er im Einzelnen zwar viel Gutes enthalte, aber von Einseitigkeit zeuge. Allein die eigentliche Absicht dieses Beitrages war, daß er Schiller'n als Text zu Anmerkungen und Excursen dienen sollte, wie denn auch in den Horen, Jahrgang 1796, Stück II, wo die Uebersetzung erschien, am Schlusse die Note beigefügt ist, es würden im nächsten Stücke Bemerkungen zu dem Aufsatze folgen. Goethe's Uebersetzung lies't sich wie ein Original; er hat sich indeß auch einige Freiheiten in der Uebertragung erlaubt, und wie er an Schiller schreibt, „die französische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art etwas genauer zu deuten gesucht."

Nach der Rückkehr von Eisenach war er eine Zeit lang unfähig sich zu sammeln und die Fäden seiner Arbeiten wieder aufzunehmen. Einmal war dieß eine Nachwirkung des zerstreuten Lebens zu Eisenach, und dann stand er jeden Tag in Erwartung eines neuen Weltbürgers in seinem Hause. Schiller, dem er dieses meldete, schrieb: „Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im Voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." Um aber nicht ganz müßig zu sein, griff Goethe zu seinen italienischen Collectaneen und begann sie zu ordnen, wobei er denn mit Freude gewahrte, daß mit einiger Beharrlichkeit sich ein „wundersames Werk" daraus werde zusammenstellen lassen. „Ein äußerer Anlaß führte ihn in diesen Tagen auch zu Betrachtungen über Baukunst. Er versuchte die Grund-

säße zu entwickeln, nach welchen man ihre Werke beurtheilen könne, und theilte Schillern seinen ersten Entwurf mit. Dieser berichtete darüber an Humboldt: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer u. dgl.) und dem Dache, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm Nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter für den Ideal-Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustande sich befindet; also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besonderen Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird." Dieses Interesse für die Baukunst und die Aussicht auf einen nochmaligen Aufenthalt zu Rom bewog ihn denn auch, sich in den Werken von Antonio Labacco, Palladio, Serlio und Scamozzi umzusehen, worüber er ausführlich an Meyer berichtete.

Unterdessen war der erwartete neue Weltbürger dem Lichte entgegengereift. Am 1. November meldete Goethe an Schiller: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen." Schiller antwortete den 4. November: „Ich hätte Ihnen wohl ein Pärchen gönnen mögen, aber dazu kann ja Rath werden. Nunmehr hoffe ich auch, Sie bald hier zu sehen, und freue mich recht darauf." In der That fand sich Goethe sogleich am folgenden Tage ein, und blieb ungefähr eine Woche in Jena, um noch Schiller's Geburtstag mit zu begehen. Da saßen sie nun jeden Abend von 5 Uhr bis nach Mitternacht beisammen und unterhielten sich über ihre poetischen Pläne, über Baukunst, Optik, naturhistorische Dinge u. A. Erfrischt und arbeits-

muthig kehrte Goethe nach Weimar zurück; aber dort sollte ihn sogleich ein empfindlicher Schlag, der Tod seines jüngst geborenen Söhnchens, treffen. „Den Verlust, den Sie erlitten," schrieb Schiller am 20. November, „haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist, und mehr Ihre Hoffnung trifft." Goethe antwortete: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Cultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letztern, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet."

Dießmal scheint ihn die Natur ausnahmsweise mit einer solchen Krisis verschont zu haben; denn wir finden ihn den Rest des Jahres hindurch in der frischesten Thätigkeit, welche sogar der sonst so viel über ihn vermögenden Jahreszeit trotzte. Er ging wieder an seinen Roman und arbeitete mit gutem Muthe, wenn er gleich erst jetzt recht erkannte, wie ungeheuer die Forderungen der Materie und der Form nach waren, wozu die ersten Theile den Leser berechtigten. „Man sieht selten eher," schreibt er am 29. November an Schiller, „wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will." Unter dem 15. December heißt es: „Zum Jännerstück (der Horen) arbeitete ich gern etwas, aber der Roman nimmt mir jetzt, zu meinem Glücke, alle Zeit weg. Dieser letzte Band mußte sich nothwendig selbst machen, oder er konnte gar nicht fertig werden; die Ausarbeitung drängt sich mir jetzt recht auf, und der lange zusammengetragene und gestellte Holzstoß fängt endlich an zu brennen." In den Tagen, wo er dieses schrieb, las er, „in Hoffnung, von seinem Herrn Collegen etwas zu lernen," den für die Horen eingesandten Roman Lorenz Stark von Engel, ohne jedoch davon sehr auferbaut zu werden. Vorne herein, meinte er, habe das Werk wirklich einigen Schein, der bestechen könne; in der Folge leiste es aber doch gar zu wenig. Dagegen fand er an den Novellen des Cervantes einen wahren Schatz sowohl der Unterhaltung als der Belehrung. „Wie sehr freut man sich," schrieb er Schiller'n, „wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann,

und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren!"

So ging das Jahr 1795 unserm Dichter unter lebhafter Geistesthätigkeit zu Ende, indem zugleich die Anregungen, die er nach allen Seiten hin gegeben, in vielen kräftigen Geistern auf's Erfreulichste fortwirkten. Abgesehen von dem jetzt schon ungeheuren Einfluß seiner Schriften, verbreitete fortwährend sein Genius durch persönliche Berührung Licht und Leben um sich her. Schiller war, durch ihn ermuthigt und gekräftigt, in der Nähe, Meyer in der Ferne thätig, der Eine auf dem Felde der Poesie, der Andere auf dem der bildenden Kunst. Was Alexander von Humboldt seinem anregenden Gespräche auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verdankt, würde dieser uns selbst am besten entwickeln können. Goethe sagt, indem er dieser Zeit gedenkt, er habe über naturwissenschaftliche Gegenstände, die ihn damals leidenschaftlich beschäftigten, sich auf's Lebhafteste mit den Freunden unterhalten und fügt hinzu: „Es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben." Aber auch Jünglinge und angehende Männer nahmen jetzt eben die wohlthätigsten Einwirkungen seines Umganges in's Leben mit, wie August Herder, Max Jacobi, der ihn zu Ostern des Jahres verließ, und Friedrich von Stein, der, von der Reise nach England heimgekehrt, jetzt vom Herzog von Weimar nach Breslau geschickt wurde, um dort Staatsökonomie zu studiren. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Letztern, weil Goethe gerade an ihm seine Erzieherkunst, vielleicht selbst mit größerer Sorgfalt und Ausdauer, als an seinem eigenen Sohne, geübt hat. Als Stein auf der Reise nach Breslau Körner in Dresden besucht hatte, schrieb dieser an Schiller: „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist Nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der

Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urtheilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fach etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dieß vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte er nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet." Schiller antwortete: „Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist." Welche Zeugnisse für Goethe's Pädagogik! Wir fügen noch den Schluß der Biographie Stein's von Dr. Ebers hinzu: „Baron von Stein war ein Mann, der allen den Verhältnissen, in welche ihn die Vorsehung berufen (er war General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien, Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Mitgründer und Vorsteher des Vereins für den Blinden-Unterricht u. s. w.) wohl vorstand, und jeden seiner Wirkungskreise vollkommen ausfüllte. Er war nicht für diejenigen Zustände in der Welt berufen, welche in starken Färbungen hervortreten und in denen Licht und Schatten stark bezeichnet sind; seine Thätigkeit war in jenen stilleren Kreisen, in denen das Gute sich wie eine zarte Pflanze entwickelt, die, von sorgsamer Hand aufmerksam gepflegt, ihre Entwickelung und Erhaltung fordert. Die feste Beharrlichkeit, der rege Eifer, die Aufmerksamkeit, ohne daß die große Welt diese Tugenden gerade bemerkt, — das war sein Beruf, und den hat er getreulich erfüllt. Für alles Schöne, Gute und Große war und blieb sein Herz offen. Manche Prüfung war ihm aufbehalten. Verlust des Vermögens durch kriegerisches Drangsal, Verlust seiner Gattin, erwachsener

Söhne — das trug er mit Ruhe und Ergebung; nie hörte man von ihm auch bei tiefem Schmerze die Klage des Unmuths." Wer fühlt sich nicht bei den meisten dieser Züge lebhaft an seinen großen Erzieher erinnert!

Bevor wir uns anschicken, das Jahr 1796 mit seinem reichen und mannigfachen Ertrage zu überschauen, liegt uns noch ob, eine größere Production des vorigen Jahres, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, im Zusammenhange zu betrachten. Goethe erwähnt sie in den Annalen unter dem Jahre 1793, ohne sich jedoch bestimmt darüber auszusprechen, ob sie dem ersten Ursprunge nach in dieses oder das nächstfolgende Jahr gehören. Die Idee dazu gab ihm ohne Zweifel Boccaccio's Decamerone ein. Wie dieser durch seine Erzählungen eine allgemeine Landes-Calamität, die jedes Gemüth mit Angst erfüllte, vergessen machen wollte: so gedachte Goethe durch seine Unterhaltungen die Aufmerksamkeit von den Tagesinteressen auf einen Augenblick wenigstens abzulenken und die politische Aufregung zu mildern, die wie eine grassirende moralische Pest den Frieden zwischen Verwandten und Freunden störte und beinahe jedes gesellige Zusammensein trübte. Er sah sich daher nach einer Folge von Erzählungen, Märchen u. dgl. um, die mit den politischen Interessen Nichts zu schaffen hätten; zusammengehalten und wie von einem gemeinsamen Rahmen umschlossen sollten sie durch die zwischendurchlaufende Geschichte und die als Prologe und Epiloge sich anschließenden Gespräche der Ausgewanderten werden, — eine Form, die später von Tieck im Phantasus, von Hoffmann in den Serapionsbrüdern u. A. nachgeahmt worden.

Nach einem Briefe Schiller's vom 28. October 1794 zu urtheilen, scheint Goethe ihm damals schon (wahrscheinlich geschah es bei seinem Besuche zu Jena im September jenes Jahres) den Plan vertraut zu haben; denn Schiller erinnert ihn an „die Idee, die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten." Am 27. November erhielt er von Goethe den Eingang zu den Erzählungen für die Horen zugesandt. Er fand das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, nur bedauerte er, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehen bekomme, und wünschte, daß die erste der Erzählungen hätte mitgegeben werden können. Auch besorgte er,

an dem, was Goethe dem Geheimen-Rath in den Mund lege, möge eine Partei des Publicums, und zwar die nicht am wenigsten zahlreiche, vielleicht Anstoß nehmen. Dann glaubte er ferner ein Fürwort für den Hofrath einlegen zu müssen: Goethe möge ihn durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, zurückholen und in der Gesellschaft bleiben lassen. Endlich nahm er sich noch des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin an, die, wie er mit Recht meinte, es doch fast zu arg mache. Goethe versprach den „Prologus“ noch einmal durchzugehen, dem heftigen Carl vielleicht noch ein Forte zu geben und dem Geheimen-Rath und Luisen Sourdinen aufzulegen. Er scheint indeß nicht viel daran gethan zu haben; wenigstens erregt die Unterhaltung Luisen's mit dem Geistlichen noch immer Bedenken.

Auf die Einleitung folgen zunächst zwei Spukgeschichten. Die erste derselben ist einer brieflichen Erzählung der berühmten Schauspielerin Clairon frei nachgebildet. Goethe gedenkt ihrer zuerst in einem Briefe an Schiller vom 5. December 1794: „Schreiben Sie mir durch den rückkehrenden Boten, ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystificationsgeschichte bekannt sei, welche vor vielen Jahren Mlle. Clairon begegnet sein soll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt ist. Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch (für das erste Stück der Horen), und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, was uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde.“ Schiller sah sich vergebens nach der Geschichte um; unterdeß wurde Goethe des Briefes, vielleicht in einer Abschrift, habhaft, und legte ihn seiner Erzählung in allen einzelnen Punkten zu Grunde. Am 10. Januar 1795 schickte er an Schiller das Manuscript und sprach dabei den Wunsch aus, daß er seines großen Vorfahren Henning's (von Geistern und Geistersehern.“ 1770) nicht ganz unwürdig möge geblieben sein *). — Die zweite Geschichte hält man wohl mit Unrecht für

*) Eine von H. Düntzer angestellte Vergleichung der Goethe'schen Erzählung mit dem Original, siehe im Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Bd. III, Heft II, S. 171 ff.

eine vom Dichter selbst erfundene, womit er den Glauben an die erste habe schwächen wollen. Er verdankte sie vermuthlich einer mündlichen Ueberlieferung, wie die erste einer schriftlichen. Auf eine solche Quelle einiger von diesen Geschichten deutet Goethe selbst hin, indem er den Alten sagen läßt: „Ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt antreffen." Und an einer andern Stelle antwortet er auf die Frage, woraus seine Sammlung von Geschichten bestehe: „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die einen reinern, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit, manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch haben u. s. w." Daß aber Goethe gerade mit Spukgeschichten den Anfang gemacht, darf nicht befremden; es erklärt sich sowohl aus der Tendenz des ganzen Werkes, als aus des Verfassers Eigenthümlichkeit. Der Leser sollte von den politischen Tagesinteressen möglichst weit und durch möglichst picante Stoffe abgezogen werden. Beides leisten die Gespenstergeschichten, welche die Gedanken auf das Gebiet des Uebersinnlichen hinüberführen und die meisten Menschen mit ganz besonderem Reize fesseln. Daß Goethe aber selbst, obwohl er in dem Briefe an Schiller über die Mystificationsgeschichte scherzt, dennoch ein ganz eigenes Interesse an solchen Erzählungen fand, wird der Leser aus Früherm begreiflich finden. Wir erinnern nur an die Art, wie er in der Selbstbiographie von dem Ahnungsvermögen seines Großvaters spricht, und an sein Gesicht bei dem Abschied von Sesenheim.

Nach den beiden gespenstigen Geschichten begegnen wir zwei mysteriösen, welche aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre*) geschöpft sind. Das Picante liegt hier einerseits in

*) Les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerst 1631 erschienen.

dem geheimnißvollen Dunkel, das über dem Schicksal der schönen Krämerin, wie über der Person der schönen Frau ruht, die den Ahnherrn Bassompierre auf seinem Sommerhause besuchte, anderseits in den galanten Abenteuern des jüngern und ältern Bassompierre. Durch diese beiden Eigenschaften bilden die zwei Erzählungen den Uebergang von dem ersten Paar zum dritten Paar, zu den moralischen Geschichten. Die eine derselben, die Geschichte von dem ehrlichen Procurator, deren schon oben gedacht worden, ist nicht, wie Schiller annahm, aus dem Boccaccio geschöpft, bei dem sie gar nicht vorkommt, sondern wahrscheinlich entweder aus der 1482 erschienenen Sammlung »Les cent nouvelles nouvelles,« wo sie sich am Schlusse findet unter dem Titel: »Le saige Nicaise ou l'amant vertueux,« oder, nach Düntzer's Vermuthung, aus der Sammlung „Ducento novelle" von Celio Malespini (1609). Für die letztere Annahme spricht der Umstand, daß hier der tugendhafte Geliebte als Procurator vorkommt, während er in den »Cent nouvelles nouvelles« als un très saige clerc bezeichnet ist. Der Goethe'schen Nachbildung schließt sich ein Gespräch über moralische Erzählungen überhaupt zwischen Luisen und dem Alten an, wobei Letzterer die Bemerkung macht, es müßten alle eigentlich moralischen Erzählungen immer eine und dieselbe Geschichte enthalten, indem jede zu zeigen habe, daß der Mensch in sich eine Kraft hege, aus Ueberzeugung des Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Damit macht Goethe den Alten, wie Guhrauer *) treffend bemerkt, ganz zum Vertreter des Kantischen Moralprincips, während an Schiller's Erklärung von der schönen Seele (im Aufsatz „über Anmuth und Würde") die vermittelnde Aeußerung der Baronesse erinnert: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist Nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet." Die andere moralische Erzählung, von Ferdinand, dürfte eben so wenig, wie die zweite Spukgeschichte, eine reine Erfindung Goethe's, sondern, wie sie, aus mündlicher Ueberlieferung oder aus Beobachtung der Schicksale Anderer geflossen sein. Die

*) Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher, B. 116.

Verschuldung, die in der vorhergehenden Erzählung nur eingeleitet ist, vollendet sich hier; der Sohn vergreift sich an dem Gelde des Vaters. Aber dafür ist auch die Selbstüberwindung um so reiner durchgeführt. Der Grundsatz der Entsagung, der in unsers Dichters Leben eine so große Rolle spielt, bildet den ideellen Kern in beiden moralischen Erzählungen.

Auf die drei Gruppen von je zwei gespensterhaften, mysteriösen und moralischen Geschichten ließ Goethe zum Schluß der Unterhaltungen ein Märchen folgen, damit „sie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam in's Unendliche ausliefen." Ein Brief aus Carlsbad an Schiller vom 8. Juli 1795 deutet auf dasselbe voraus. „Indem ich auf meiner Herreise," schreibt Goethe, „einige alte Märchen durchdachte, ist mir Verschiedenes über die Behandlungsart derselben durch den Kopf gegangen. Ich will ehestens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben." Am 18. August kündigte er Schiller den Beschluß der letzten Geschichte (von Ferdinand) und den Uebergang zum Märchen an; am 26. September sandte er es ihm ganz vollendet zu mit der Hoffnung, daß „die achtzehn Figuren dieses Dramatis, als eben so viele Räthsel, den Räthselliebenden willkommen sein sollten." Schon diese Worte lassen vermuthen, daß wir hier kein ganz freies Produkt der Einbildungskraft vor uns haben; und Schiller meinte sogar in einem Briefe an Goethe, man könne sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Das Letztere war nun freilich nicht Goethe's Intention; er wollte ein Märchen liefern, das, als ein ächtes Kunstwerk, selbstständig den Leser ergötze und nicht erst durch eine Deutung Reiz gewinne; aber er schloß damit nicht das feine Anklingen eines tiefern Sinnes, im Ganzen wie in manchen Einzelnheiten, aus.

Diesen tiefern Sinn finden wir mit Düntzer in dem Gedanken, daß das wahre Glück der Menschheit nicht auf schrankenloser, unbedingter Freiheit beruhe, die sich nie verwirklichen lasse, und wo sie angestrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichte, sondern auf einer durch Weisheit, Schein und Gewalt gesicherten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen könne; — so daß also die Politik, die nach der Verabredung der Ausgewanderten von ihrer Unterhaltung ausgeschlossen bleiben sollte, sich schelmisch

genug unter der Form des Märchens dennoch wieder einschleicht. In Betreff der Einzelnheiten erlaubt uns der Raum nur kurze Andeutungen zu geben. Die schöne Lilie ist die Personification der Freiheit oder vielmehr der Freiheitsbestrebungen. Diese gehen, insofern sie rein sind, ursprünglich aus der Liebe hervor, aus dem warmen Gefühl für das Glück und die Rechte aller Menschenklassen. Sie üben daher auch, weil sie so edelmenschlichen Ursprungs sind, einen mächtigen Zauber auf die Gemüther. Aber die Freiheitsideen werden, wie uns die bitterste Erfahrung gezeigt hat, zum Verderben und Fluch der Völker, wenn sie mit blinder Rücksichtslosigkeit verfolgt werden. Daraus erklärt es sich, warum die Lilie einerseits so lieblich und reizend und anderseits so gefährlich und verderblich dargestellt ist. Sie belebt das Todte, wie die Revolutionszeit erstorbene Rechte und schlummernde Kräfte zu neuem Leben aufrief; aber sie tödtet das Lebendige durch ihre Berührung, wie die Revolution so Vieles tief in der Zeit und dem Volksgeist Gewurzelte umstieß und vernichtete. Jener Freiheit fiel auch die legitime Herrschaft zum Opfer; und so tödtet auch die Lilie durch ihre Berührung den schönen Jüngling, um dessen Schultern ein Purpurmantel hängt, der aber mit nackten Sohlen durch den heißen Sand watet; denn dieser ist die Verkörperung der legitimen, durch die Revolution bereits um den größten Theil ihrer Macht und ihres Glanzes geschmälerten Dynastie. Goethe war nun, wenn wir das Märchen richtig deuten, der Ansicht, nur aus der Vermählung des schönen Jünglings mit der Lilie, aus der Verbindung der legitimen Herrschaft mit der Freiheit könne der Welt Heil und Segen erwachsen; d. h. nur dann, wenn ein von Menschenliebe durchdrungener Herrscher, der nicht bloß dem Namen, sondern auch der Macht nach König sei, die Freiheitsideen in sich aufnehme und verwirkliche, dürfe die Welt den wahren Genuß der Freiheit erwarten. Die wahre Herrschaft dachte sich Goethe als eine dreifache, als die der Weisheit, des Scheins und der Gewalt, was, wie Guhrauer treffend bemerkt, an die Lehre der Freimaurer erinnert, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty) die Pfeiler der Loge sind. Jedoch ist Goethe's Schein nicht für gleichbedeutend mit Schönheit zu nehmen, sondern bezeichnet den die Krone umgebenden Glanz und Nimbus

Jene drei Arten der Herrschaft sind durch die drei Könige, den goldenen, silbernen und ehernen verbildlicht; der vierte zusammengesetzte König stellt die constitutionelle Mischherrschaft dar, die bald zusammenbrechen muß.

Zu Anfange des Märchens finden wir die Lilie walten, d. h. die Freiheitsideen eine verderbliche Herrschaft üben; der legitime Herrscher wandelt, einem tiefen Schmerze Preis gegeben, umher; ein glänzender Harnisch bedeckt zwar noch seine Brust, ein Purpurmantel wallt noch um seine Schultern, aber sein Haupt ist unbedeckt, sein holdes Gesicht, seine schön gebauten Füße sind den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Die wahre Herrschaft existirt nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern nur jenseits des von den Zeitstürmen angeschwellten Flusses, als ein Tempel in tiefen Felsenklüften, gleichsam als eine todte Abstraction, als ein Ideal. Mit diesem Tempel sind nur der Alte mit der Lampe, welcher die stille forschenden Weisen symbolisch darstellt, und die Schlange bekannt, die hier ebenfalls ein Symbol der Weisheit und zugleich der werkthätigen, aufopferungsfähigen Liebe ist, wie sie auch bei den Griechen als Heilschlange, Wahrsagerin, Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens erscheint. Erst nachdem jener Tempel von der andern Seite des Flusses an das diesseitige Ufer, aus den tiefen Felsenklüften an das Tageslicht, aus dem Gebiete der Abstraction in die Wirklichkeit geführt worden, kann sich für die Welt die Periode des Heils und des Segens eröffnen. Zur Erreichung dieses Ziels, wie zur Wiederbelebung des schönen Jünglings sind nun besonders der Alte mit der Lampe und die Schlange behülflich; indeß erkennt der Alte ausdrücklich an, daß nicht ein Einzelner helfen könne, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde verbinde. Die Schlange opfert sich zuletzt selbst auf und bildet die herrliche Brücke, über die alles Volk, zu Fuß und Roß und Wagen dem neuerhobenen Tempel zuströmt. Die Bedeutung der Schlange wird noch besonders durch den Gegensatz zu den Irrlichtern hervorgehoben. Diese sind die muthwilligen, lieb- und rücksichtslosen Aufklärer, die Freude an der Bewegung haben und daher den Kahn auf dem Strome absichtlich zum Schwanken bringen, die ihre geistreichen, oft gefährlichen Gedanken zum Spaß als glänzende Goldstücke ausstreuen, von denen eines schon unter

Umständen den Strom zu entsetzlichen Wellen erheben kann. Der Schlange aber ist dieses Gold ungefährlich; sie verschlingt es, und wird davon leuchtend und untersucht beim Schimmer des Lichtes den Tempel in den dunkeln Felsklüften, dessen Dasein sie bisher nur durch das Gefühl erkannt hatte.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen uns begnügend, bemerken wir nur noch, daß Goethe sich mit einem zweiten, entschiedener allegorischen Märchen trug, welches nicht zur Ausführung gelangt ist. Hätte er es vollendet, so würden die Unterhaltungen aus vier symmetrischen Gruppen von je zwei Stücken bestehen. Ein paar Jahre später hatte er noch etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen zu bearbeiten gedachte. Allein auch dieser Plan ist ein frommer Wunsch geblieben.

Eilftes Capitel.

Die Xenien begonnen. Iffland zu Besuch. Egmont umgearbeitet. Alexis und Dora. Musen und Grazien in der Mark. Votivtafeln. Die Epigrammen-Sammlungen Vielen und Einer. Die Eisbahn. Charakteristik der Xenien. Die übrigen Gedichte Goethe's im Musenalmanach 1797. Naturwissenschaftliche Forschungen. Vollendung von Wilhelm Meister's Lehrjahren.

Wir fassen von dem wichtigen Jahre 1796 zunächst die erste größere Hälfte bis zur Vollendung der Xenien und Wilhelm Meister's in's Auge. In beiden Productionen, zumal in der erstern, verschränkten unsere zwei größten Dichter ihre Geister auf's Innigste in einander. Goethe könnte jetzt Schiller's Gespräch oder Briefwechsel nicht mehr entbehren. So finden wir ihn denn auch wieder vom 3. Januar an ein paar Wochen lang in Jena, wo die beiden Freunde die Abendstunden bis tief in die Nacht mit einander zubrachten. Dießmal galten ihre Conferenzen größtentheils „einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach," wie Schiller an

Körner meldete, einem Werke, „das eine wahre poetische Teufelei sein werde, die noch kein Beispiel habe." Es waren eben die Xenien. Die ungünstige Aufnahme, welche Schiller's Horen ganz gegen alle Erwartung gefunden, hatte in ihm eine sehr gereizte Stimmung erzeugt, die sich in seiner Correspondenz und seinen Unterhaltungen mit Goethe oft genug in bitteren Worten Luft machte. Dieser hatte ihm darauf schon im vorigen Jahre vorgeschlagen, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und darüber beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten. Hieraus entwickelte sich nun weiter, als ihm zufällig im December 1795 die Xenien des Martial zu Gesicht kamen, der Gedanke, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem Distichon, wie die des Martial, zu machen und die ganze Sammlung in den nächsten Musenalmanach zu bringen. Er übersandte sogleich ein Dutzend solcher Xenien als Probe. Schiller fand den Einfall „prächtig"; nur müßte man, meinte er, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke herfallen. „Welchen Stoff," schrieb er, „bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!" Jetzt, im Januar 1796, sprühten Abends bei dem mündlichen Verkehr die Geistesfunken lustiger und reicher, und die Sammlung der beißenden Gastgeschenke begann zu wachsen. „Seitdem Goethe hier ist," schrieb Schiller noch am 4. Januar spät Abends an Humboldt, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig; und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden." Bei Goethe's Abreise (den 17. Januar), der die Epigramme mitnahm, belief sich die Zahl auf sechsundsechzig, und Schiller versprach ihm, daß, ehe er Weimar erreichte, an achtzig daraus werden sollten *).

*) Nr. 147 in dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe ist augenscheinlich

Am 22. Januar übersandte Schiller wieder eine Lieferung, obwohl eine minder starke, als er gehofft hatte. „Es geht mit diesen kleinen Späßen,“ schrieb er, „doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen.“ Goethe aber war unterdessen zu Weimar in ein sehr buntes und geräuschvolles Leben gerathen. Am 23. fand sich dort die Darmstädter Herrschaft ein, worauf gleich am nächsten Tage Cour, Diner, Concert, Souper und Redoute folgten. Eine Woche ging sodann auf Proben hin, da auf den 30. die Advocaten von Iffland und auf den 2. Februar eine neue Oper anberaumt waren. Zudem hatte er einen Aufzug zu einer abermaligen Redoute auf den 29. Januar, als den Vorabend des Geburtstagsfestes der Herzogin, zu arrangiren. Er berichtete darüber an Schiller am 30. Januar: „Da man jetzt bloß in Distichen spricht, so mußte der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart bringen, wie Sie aus der Beilage sehen werden. Eine andere Gesellschaft hatte einen Zug von gemischten Masken aufgeführt, unter welchen sich ein paar Irrlichter sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; sie waren sehr artig gemacht, und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus *).

Ungeachtet dieser Zerstreuungen, und obwohl ihm zwischen all' den bunten Bildern das achte Buch seines Romans und eine von ihm unternommene Biographie Cellini's mitunter als mahnende Gestalten erschienen, war doch die Zahl der Xenien am 30. Januar bis gegen zweihundert gestiegen. Dieses erklärt sich daraus, daß er mittlerweile auf eine neue, reiche Quelle von Epigrammen aufmerksam geworden war, worauf er schon in einem Briefe vom 27. Januar an Schiller hindeutete: „Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl

ein Billet, das Goethe noch in Jena erhielt. Vergl. Düntzer's Abhandlung über die Xenien im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1848.

*) Dieß erinnert an die Irrlichter des Märchens in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Es schwebten ihm hierbei zunächst seine naturwissenschaftlichen Interessen vor, und besonders seine Polemik gegen Newton. Indem solche Xenien keinem einzelnen Lebenden, ja zum Theil nur einer wissenschaftlichen Angelegenheit galten, bildeten sie gewissermaßen schon den Uebergang zu den unpersönlichen, friedlichen, unschuldigen Epigrammen, die wir bald zwischen den satyrischen auftauchen sehen werden. Aber auch bei Schiller hatten sich unterdessen neue Ideen für die Xenien entwickelt. „Ich denke," schrieb er am 31. Januar, „daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodieen entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind*); ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die Lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hier unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

Die Beschränkung auf „etliche Hundert" war jetzt, wie sich aus Briefen Schiller's an Humboldt und Körner vom 1. Februar zeigt, gänzlich aufgegeben. „Unter sechshundert Monodistichen," schrieb er Jenem, „thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer, und manchmal gewiß un-

*) Er mußte aber später diese Parodieen ausscheiden, weil sie sich nicht bequem an das Ganze anfügten. Die Todtenerscheinungen brachte er S. 332 bis unter.

möglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen."

Mit außerordentlichem Eifer arbeitete Schiller in den nächsten Tagen an den Xenien fort. Am 5. Februar schrieb er, Goethe werde bei ihm gegen vierzig neue finden; etwa achtzig andere, die zusammengehörten und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig seien, behalte er einstweilen noch zurück. Und ein paar Tage später heißt es: „Hier einige Dutzend Xenien, die seit heut und gestern in Einem Raptus entstanden." In den von Goethe geschickten freute er sich mehrere politische anzutreffen; denn da sie doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt würden, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten.

Die nächste Zeit bis zum Juni scheint indeß minder ergiebig an Xenien gewesen zu sein. Schiller war durch traurige Nachrichten aus der Heimath niedergedrückt, litt an Krämpfen und beschäftigte sich in den bessern Tagen mit Vorarbeiten zum Wallenstein. Goethe, welcher die erste Hälfte des Februars noch in Weimar bleiben mußte, fand über fortdauernden Zerstreuungen keine Muße zum Dichten. „Ich leide noch immer unsäglich am Carneval," klagte er am 12. Februar, „und durch die abermalige Ankunft fremder Prinzen werden unsere Theater- und Tanzlustbarkeiten verrückt und gehäuft." Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er dem Wilhelm Meister, dem Leben Cellini's, woraus er einzelne interessante Partieen zu übertragen begann, und der Knebel'schen Uebersetzung der Elegieen von Properz. Die letztere, welche für die Horen bestimmt war, revidirte er mit Knebel auf's Sorgfältigste und verbesserte so Vieles, daß sie wiederholt copirt werden mußte. Weil Schiller fortwährend um Beiträge für die Horen verlegen war, so suchte er die Beschreibung seiner Schweizerreise vom Jahre 1779 hervor *) und machte dem Freunde den Vorschlag, einzelne ausführliche Tableaus, z. B.

*) Vergl. Thl. II, S. 374 f.

das Münsterthal, die Aussicht vom Jura, auszuziehen und ohne Zusammenhang hinzustellen. Dieser scheint indeß anderer Ansicht gewesen zu sein, denn wir finden in dem achten Stück der Horen des Jahres 1796 die fortlaufende briefliche Darstellung der Reise, wie jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken, nur daß der erste Brief ganz weggelassen und auch weiterhin mehrere Partieen abgekürzt und zusammengezogen sind. Einige dieser Abkürzungen wurden dadurch nöthig, daß Goethe Alles, was die Personen bezeichnete, getilgt haben wollte. Selbst solche Andeutungen, wie der Graf (der Herzog) und Freund W. (Wedel), sind strenge vermieden.

Von der Mitte Februars an bis in den Juni hinein gewährt die Hauptquelle unserer Biographie für alle diese Jahre, der Briefwechsel Goethe's mit Schiller, nur einen spärlichen Ertrag, indem die beiden Dichter jene Monate hindurch meistens beisammen waren. Bis etwa Mitte März lebte Goethe in Jena. Daran schloß sich ein Aufenthalt Schiller's bei Goethe in Weimar vom 23. März bis zum 20. April. Einige Tage später kam Schiller nochmals nach Weimar zur Aufführung des von ihm für die Bühne bearbeiteten Egmont, worauf dann Goethe mit ihm nach Jena zurückkehrte und dort, mit kurzen Unterbrechungen, bis gegen den 9. Juni verweilte. Während dieses Zusammenlebens entstanden ohne Zweifel doch einige Xenien; namentlich mögen mehrere der von ihnen selbst als „würdige, ernsthafte, philosophische" bezeichneten Epigramme, der sogenannten Votivtafeln gedichtet worden sein; denn der anfängliche Plan war schon dahin erweitert worden, daß man beschlossen hatte, jeden geistreichen Einfall in einem Monodistichon zu fixiren, und außer den satyrischen Ausfällen auch ernste Lebensansichten, ästhetische Maximen, Resultate ihrer Forschung und Beobachtung in diese Form zu fassen.

Daneben rückte die Uebersetzung des Cellini vor, die Goethe Anfangs im Auszuge, jetzt aber ganz zu geben entschlossen war. „Was ist das menschliche Leben im Auszuge?" schrieb er darüber an Meyer; „alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Ueber der Arbeit fand er, daß es mit der Uebersetzung eines Buches, wie mit dem Copiren eines Gemäldes gehe; man lerne beide durch

die Nachbildung erst recht kennen. Bei dem gemeinsamen Aufenthalte mit Schiller in Weimar nahm vorzüglich das Theater unsere Dichter in Anspruch. Es fand sich nämlich zu eben dieser Zeit Iffland daselbst ein, um einige Wochen hindurch Gastrollen zu geben. Seine Vorstellungen wurden, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, von dem belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiel abgesehen, der Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu lernen *). „Zu diesem Zwecke," fährt er fort, „redigirte Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, den Egmont, welcher zum Schlusse der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird." Goethe hat uns in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" **) eine Skizze dieser Bearbeitung mitgetheilt. Er ließ den Freund, wie uns aus Früherm bekannt ist, bei seiner Redaction gewähren, obwohl er grausam genug verfuhr und zu Goethe's Verdrusse die ganze Rolle der Regentin ausfallen ließ. Schiller berichtet darüber in einem Briefe an Körner, er habe verschiedene neue Scenen zu dem Stücke dichten und mit den alten sich manche Freiheit herausnehmen müssen, so daß die Tragödie gewissermaßen Goethe's und sein gemeinschaftliches Werk sei. Nicht wenig trug das dießmalige Zusammensein der beiden Dichter zur engern Schürzung ihres Geistes- und Herzensbundes bei. Schiller wohnte in Goethe's Hause und war ihm behülflich, für Iffland eine Societät zu eröffnen. Er meldet darüber an Humboldt: „Goethe wollte nicht gern zu viel Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur Etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societätsarrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zusammen sind, verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns." Dafür ließ Goethe es aber auch nicht an der liebevollsten Aufmerksamkeit gegen Schiller fehlen, und wußte ihn so zu erheitern, daß dieser sich wieder einer leidlichen Gesundheit und des

---

*) Vergl. über Iffland Goethe's Brief an Meyer vom 3. April 1796.

**) Bd. 35, S. 345 ff. (Ausg. in 40 Bdn.) Schiller's Redaction des Goethe'schen Egmont ist neuerdings veröffentlicht worden.

längere Zeit entbehrten ruhigen Schlafes erfreute. Im Schauspielhause, das keine Logen hatte, ließ Goethe ihm eine besonders machen, wo er ungestört sein konnte, und wenn er sich einmal nicht ganz wohl fühlte, wenigstens den Vortheil hatte, sich vor Niemand zwingen zu dürfen. Nachdem hierauf die beiden Freunde sich nach Jena zurückgezogen hatten, belebten sich dort ihre Abendconferenzen durch den Zutritt Körner's, der am 27. April bei Schiller zum Besuch eintraf und ein paar Wochen blieb. Dieser edle, gemüth- und geistreiche Herzensfreund Schiller's rückte jetzt auch Goethe'n sehr nahe und griff durch musikalische Compositionen, Kritik und warme Theilnahme an ihren Productionen anregend und fördernd in den Geistesverkehr der beiden Dichter ein. Nach seiner Abreise gab es wieder viele neue „gottlose und fromme Xenien," wie Schiller am 6. Juni an Körner berichtete, und zugleich rückte Wilhelm Meister dem Ende zu. Außerdem fällt die Entstehung von „Alexis und Dora," so wie die des Spottliedes „Musen und Grazien in der Mark" in diesen Aufenthalt unseres Dichters zu Jena. Dann erfahren wir noch aus dem Briefwechsel Schiller's mit Körner, daß Goethe damals sich mit dem Plane zu einem Gedichte „Hero und Leander" trug, den er später, wie die Kraniche des Ibykus, an Schiller abgetreten zu haben scheint *).

Sobald Goethe wieder zu Hause war, begann das Xenienheft auf's Neue zwischen Weimar und Jena hin und her zu wandern und zu wachsen. Unter dem 10. Juni kam eine Sendung von Goethe, wobei er sein Bedauern äußerte, daß auch dießmal das Contingent des Hasses doppelt so stark, als das der Liebe sei. In seine Ansicht, daß man sich bei aller Bitterkeit vor criminellen Inculpationen hüten müsse, stimmte Schiller ein. „Ich bin sehr dafür," erwiederte er, „daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch

*) Aus einem Briefe an Meyer vom 20. Mai geht hervor, daß er dießmal mit der Absicht, den Wilhelm Meister zu enden, nach Jena gegangen war; er habe nun zwar, heißt es weiter, in den letzten vierzehn Tagen allerlei löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht, nur gerade das nicht, was er sich vorgenommen.

die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch Nichts." Ueberhaupt scheint die Beschäftigung mit den Xenien für beide Dichter eine allmählige Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gewesen zu sein; denn von nun an ist auch von freundlichen Xenien mehr die Rede. „Gar zu gerne," heißt es in Schiller's Brief vom 18. Juni, „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig enden." Er machte auch Goethe'n den Vorschlag, er möge, um die Zahl dieser poetischen und freundlichen Xenien zu vermehren, eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Meisterwerke anstellen, die um so passendere Stoffe darböten, als sie lauter Individua seien. Obwohl Goethe den Gedanken nicht ausführte, so wurden doch die ernsthaften und wohlmeinenden Xenien allmählig so mächtig, daß er meinte, den Lumpenhunden, die angegriffen seien, müsse man es mißgönnen, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt werde.

Mit den oben erwähnten „lieblichen und gefälligen Xenien", die in der Correspondenz der beiden Dichter auch als Xenien „von der zarten Art" bezeichnet werden, ist auf eine abermalige Erweiterung des Xenienplans hingedeutet. Zu den persönlichen, satyrischen Epigrammen oder Xenien im engern Sinne waren, wie wir hörten, schon allgemeine, würdige, philosophische (Votivtafeln) hinzugekommen. Jetzt gesellte sich diesen beiden Arten noch eine dritte zu, das „Contingent der Liebe", freundliche, anmuthige Gastgeschenke; und wir irren wohl nicht, wenn wir darin diejenigen erblicken, die im Musen-Almanach größtentheils in den beiden Gruppen „Vielen" und „Einer" zusammengestellt sind.

Die Zahl der Epigramme mochte jetzt auf etwa sechshundert angewachsen sein. Als aber Schiller, der damals noch Ein Ganzes aus ihnen zu bilden gedachte, sich an die Redaction derselben machte, fand er, daß noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen nöthig war, wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Was am meisten den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte

und ihn bei der Redaction in Verlegenheit setzte, waren die philosophischen und rein poetischen, die bei Weitem noch nicht die gehörige Vollständigkeit erlangt hatten; und diese ihnen nachträglich noch zu geben, verhinderte die Vollendung des Wilhelm Meister, welche jetzt nicht bloß Goethe, sondern auch Schiller in Anspruch nahm. Schiller entschloß sich daher, Alles in kleine Gruppen zu zertheilen und zerstreut in den Almanach aufzunehmen. Goethe, dem er den Plan mittheilte, gestand, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan, das schöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut sehen zu müssen; doch fügte er sich in den Gedanken. Bald aber fand Schiller neuen Rath. „Die erste Idee der Xenien," schrieb er am 1. August an Goethe, „war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und poetischen, kurz die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einen Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie Vieles an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe erklärte sich mit diesem Plane ganz einverstanden, und so brachte denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 die persönlichen Epigramme zum Schluß unter dem Namen X e n i e n als ein Ganzes; aus den übrigen Epigrammen wurden drei andere abgeschlossene und geordnete Sammlungen gebildet, eine größere unter dem Titel V o t i v t a f e l n, und zwei kleinere, von denen die eine V i e l e n, die andere E i n e r überschrieben ist.

Außerdem wurden noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Wir verweilen, ehe wir die Lebensumstände unseres Dichters weiter verfolgen, einen Augenblick bei diesen vier Sammlungen von Epigrammen und den übrigen Goethe'schen Gedichten, welche der Almanach für das Jahr 1797 brachte. In welchem Sinne die Dichter die größere Sammlung der allgemeinen Epigramme Votivtafeln*) benannten, sagt das einleitende Distichon:

> Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
> Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf

Es sind die goldenen Sprüche Schiller's und Goethe's, körnige Sinngedichte, wodurch sie sich der kalten Scholastik, wie der trüben und faulen Mystik erwehren, schlagende Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme auf ästhetische Gegenstände bezüglich, worin sie ihr poetisches Geschäft behandeln, dann weiter eine Anzahl epigrammatischer Xenien, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, und allgemeinere Regeln der Lebensweisheit. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach ganz unentschieden, indem dort die ganze Sammlung am Ende mit G. und S. unterzeichnet ist. Schiller nahm [illegible] derselben in seine Gedichtsammlung auf, [illegible] anderes (die 102 Votivtafeln [illegible] „vier Jahreszeiten“ [illegible] Votivtafeln [illegible] Denksprüchen zu einem neuen Ganzen [illegible] In einem Exemplar des Musenalmanachs, welches [illegible] Schiller [illegible] ihrem Gatten zum Geschenk [illegible] unter jeder Votivtafel der Name des [illegible] buchstaben („G.“ und „Sch.“) [illegible] über die Hälfte [illegible]

---

*) [illegible]

womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen, die Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den „vier Jahreszeiten" den Abschnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeister nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Distichen fünf für Schiller in Anspruch. — Außer den erwähnten drei geschlossenen und gerundeten Folgen von Distichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter versehen sind, findet sich dort noch eine vierte, „die Eisbahn" überschrieben *), die Goethe allein mit seinem vollen Namen unterzeichnet

---

*) Alle diese Sammlungen finden sich, so weit sie nicht schon in Schiller's

hat. Es sind sechszehn Epigramme, welche sich sämmtlich auf seine Lieblingserholung, das Schlittschuhlaufen, und den Schauplatz dieses Vergnügens beziehen; sie bilden jetzt, als Abtheilung **Winter**, den Schluß der „vier Jahreszeiten."

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinschaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung besteht aus den **Xenien**. Da Manchen unserer Leser „diese Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papierenen Saatfelder verheerten," nicht zu Gesicht gekommen sein mögen, so versuchen wir zunächst, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen besondern Reiz gibt, das ist die große Mannigfaltigkeit, in der sie sich darstellen. Bald durchschweifen sie die Erde und fallen neckend und spottend über Personen und literarische Werke her, lassen selbst die deutschen Flüsse nicht unangetastet, bald erheben sie sich zum Himmel und durchfliegen den literarischen Zodiakus, und endlich steigen sie in die Unterwelt hinab, um dort Verstorbene wie Lebende ihren Stachel fühlen zu lassen. Jetzt machen sie einen Einfall in's politische Gebiet, dann wieder in's literarische, und greifen hier nicht bloß Dichter, sondern auch Kritiker, Sprachgelehrte, Philosophen, Naturforscher u. s. w. an. Bald ist der Spott versteckt und mehrdeutig, bald offen und handgreiflich; bald der Humor freundlicher, die Satyre milder, bald fallen die Geißelhiebe derb und schonungslos. Mit der ursprünglichen Idee der Xenien hing es zusammen, daß besonders Zeitschriften hart mitgenommen wurden. Ueber alle namhaften Erscheinungen dieser Art, mit Ausnahme etwa der Horen, der Allgemeinen Literaturzeitung und des Merkurs, saßen die Xeniendichter zu Gericht. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek von Nicolai erhielt das Motto:

> Zehnmal geles'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
> Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die „Bibliothek schöner Wissenschaften," von Weiße und Dyk herausgegeben, der Reichsanzeiger des Gothaischen Hofraths Zacha-

---

und Goethe's Werken enthalten sind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von **Hoffmeister**.

womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen, die Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den „vier Jahreszeiten" den Abschnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeister nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Distichen fünf für Schiller in Anspruch. — Außer den erwähnten drei geschlossenen und gerundeten Folgen von Distichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter versehen sind, findet sich dort noch eine vierte, „die Eisbahn" überschrieben *), die Goethe allein mit seinem vollen Namen unterzeichnet

*) Alle diese Sammlungen finden sich, so weit sie nicht schon in Schiller's



hat. Es sind sechszehn Epigramme, welche sich sämmtlich auf seine Lieblingserholung, das Schlittschuhlaufen, und den Schauplatz dieses Vergnügens beziehen; sie bilden jetzt, als Abtheilung Winter, den Schluß der „vier Jahreszeiten."

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinschaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung besteht aus den Xenien. Da Manchen unserer Leser „diese Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papierenen Saatfelder verheerten," nicht zu Gesicht gekommen sein mögen, so versuchen wir zunächst, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen besondern Reiz gibt, das ist die große Mannigfaltigkeit, in der sie sich darstellen. Bald durchschweifen sie die Erde und fallen neckend und spottend über Personen und literarische Werke her, lassen selbst die deutschen Flüsse nicht unangetastet, bald erheben sie sich zum Himmel und durchfliegen den literarischen Zodiakus, und endlich steigen sie in die Unterwelt hinab, um dort Verstorbene wie Lebende ihren Stachel fühlen zu lassen. Jetzt machen sie einen Einfall in's politische Gebiet, dann wieder in's literarische, und greifen hier nicht bloß Dichter, sondern auch Kritiker, Sprachgelehrte, Philosophen, Naturforscher u. s. w. an. Bald ist der Spott versteckt und mehrdeutig, bald offen und handgreiflich; bald der Humor freundlicher, die Satyre milder, bald fallen die Geißelhiebe derb und schonungslos. Mit der ursprünglichen Idee der Xenien hing es zusammen, daß besonders Zeitschriften hart mitgenommen wurden. Ueber alle namhaften Erscheinungen dieser Art, mit Ausnahme etwa der Horen, der Allgemeinen Literaturzeitung und des Merkurs, saßen die Xeniendichter zu Gericht. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek von Nicolai erhielt das Motto:

> Zehnmal geles'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
> Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die „Bibliothek schöner Wissenschaften," von Weiße und Dyk herausgegeben, der Reichsanzeiger des Gothaischen Hofraths Zacha-

---

und Goethe's Werken enthalten sind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von Hoffmeister.

rias Becker, der Kalender der Musen und Grazien vom Pfarrer Schmidt, die Zeitschrift Urania von Ewald, und eine Reihe anderer periodischer Schriften werden mit zum Theil noch schärfer gewürzten Gastgeschenken bedacht.

Unter den Personen, deren über hundert sanfter oder derber getroffen wurden, regnete es ordentlich von beißenden Spottgedichten auf Reichardt, Nicolai, Manso und den jüngern Stolberg herab. Mit dem Capellmeister Reichardt, der jetzt auf seinem Gute Giebichenstein bei Halle lebte, hatte unser Dichter früher, wie er selbst in den Annalen unter dem Jahre 1795 erzählt, ungeachtet seiner „vor- und zudringlichen Natur" in gutem Vernehmen gestanden. „Er war der Erste," heißt es dort, „der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fort zu dulden, wenn sie es mir nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen." Goethe's Unmuth gegen Reichardt wurde durch Schiller genährt, der schon von früher her eine Antipathie gegen ihn hatte *). Als Schiller berichtete, daß Reichardt sich in seinem Journal Deutschland in einer Recension der Horen über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten schrecklich emancipirt habe, antwortete Goethe (den 30. Januar 1796): „Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund

*) So heißt es schon in einem Briefe Schiller's vom 30. April 1789: „Noch ein Fremder ist in Weimar, aber ein unerträglicher, der Capellmeister *Reichardt* aus Berlin. Ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen" u. s. w.

schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet." Nicht bloß sein Demokratismus wurde von Goethe gegeißelt, sondern, weil Schiller meinte, man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht so ganz richtig sei, so beschenkte ihn Goethe noch mit Xenien, wie folgende:

Gewisse Melodieen.

Das ist Musik für's Denken! So lang' man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden nachher macht sie erst rechten Effect.

Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Muse, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

Nicolai mußte es büßen, daß er vor Jahren Goethe's Werther travestirt*), in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich Ausfälle auf beide Dichter erlaubt und noch neuerdings in einer Reisebeschreibung die Horen angegriffen hatte. Dafür figurirt er denn im literarischen Thierkreise als der „alte Berlinische Steinbock," der im Vorbeigehen gestutzt wird. Von seiner „Geschichte eines dicken Mannes" heißt es:

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

Auf sein Reisewerk zielen die Distichen:

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

---

*) S. Thl. II, S. 114 f.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum, herrliche Donau,
Späht dir der Häscher so lang' nach, bis er seicht dich ertappt.

Manso wurde für absprechende Kritiken durch Xenien auf seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und auf seine Dichtung, „die Kunst zu lieben" bestraft:

Tasso's Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch Nichts, gar Nichts für Dich noch gethan.

Der jüngere Stolberg mußte seinen Angriff auf Schiller's „Götter Griechenlands" entgelten. Auch war seine frömmelnde Richtung, die ihn sogar in der Vorrede einer Uebersetzung Plato's zu einer Lobrede auf Christus führte, den Xeniendichtern verhaßt:

Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Der Ersatz.

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnaß; dafür gehst Du in's Himmelreich ein.

Lavater'n konnte seine frühere Freundschaft mit Goethe nicht schützen; es heißt von ihm:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Klopstock, Gleim, Ramler, Herder, die beiden Schlegel bleiben nicht ganz verschont. Dem Vater Wieland, der im Thierkreise als die „zierliche Jungfrau zu Weimar" aufgeführt ist, wird zum Geburtstag gewünscht:

Möge Dein Lebensfaden sich dehnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider! die Lachesis schläft!

Jean Paul Friedrich Richter, dessen Bekanntschaft die beiden Dichter vor Kurzem gemacht hatten, wurde mit dem Xenion beschenkt:

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, Du wärst unsrer Bewunderung werth.

Hoch gerühmt werden Lessing („Achilles" in der Unterwelt), Voß (der „wackere eutinische Leu" im Thierkreise) und Garve, der „edle Leidende." Jedoch stehen die freundlichen und anerkennenden Xenien sehr spärlich und vereinzelt zwischen den feindlichen. Die politischen, meist von Goethe, und, wie sich leicht denken läßt, in antidemokratischem Sinne gehalten, zeichnen sich eben so wenig, als die gegen Newton gerichteten, zu ihrem Vortheile aus. Man fühlt es beiden Partieen sogleich an, daß sie nicht aus einem heitern und freien Humor geflossen sind.

Ueber die Scheidung des Mein und Dein bei allen diesen Distichen hat sich Goethe in den Gesprächen mit Eckermann auf eine Weise geäußert, daß man sich zur Uebernahme des Chorizontengeschäftes wenig versucht fühlen sollte. „Freunde, wie Schiller und ich," sagt er, „Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein? Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen " Wir treten nichtsdestoweniger Hoffmeister's Ansicht bei, daß es von Interesse und zu einer schärfern Charakteristik beider Dichter, selbst von Wichtigkeit wäre, den Verfasser jedes Xenions genau zu ermitteln. Und wenn man die besondere Geistesrichtung, die Studien, Neigungen und Abneigungen eines jeden der beiden Dichter erwägt, wenn man die 63 Xenien, die Schiller dur-

Aufnahme in seine Werke als sein Eigenthum erklärt hat, und die Andeutungen in dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller berücksichtigt, worin sich 225 Xenien mit den Chiffern der Verfasser bezeichnet finden, wenn man ferner so manche Winke in dem Briefwechsel beider Dichter zu Hülfe nimmt: so möchte es auch kein ganz verlorenes Bemühen sein, das beiderseitige Eigenthumsrecht annähernd festzustellen. Und so hat es denn auch bis in die neueste Zeit nicht an solchen Versuchen gefehlt. Nachdem früher schon Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch" eine Auseinandersetzung gewagt hatte, nahm Hoffmeister (1840) das Geschäft von Neuem auf, und wurde dabei durch die Andeutungen im Prachtexemplar des Musenalmanachs der Frau von Schiller unterstützt. Die Auctorität dieser Eigenthumserklärung wurde später (1849) von Düntzer in dem von Herrig und mir herausgegebenen Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen lebhaft bestritten, wogegen Boas in seiner Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851) jene Auctorität wenigstens theilweise aufrecht zu erhalten suchte. Ich kann mich an dieser Stelle auf die Discussion des Für und Wider nicht einlassen und bemerke nur, daß ich mit Boas für die Epigramme von persönlicher Beziehung, bei denen das Gedächtniß der Frau von Schiller festere Anhaltspunkte hatte, also für die eigentlichen Xenien und die Sammlung „Vielen", ihrer Eigenthumserklärung ein großes Gewicht beilege, wogegen ihre den Votivtafeln beigefügten Chiffern, meiner Ansicht nach, einer weit strengern Prüfung unterworfen werden müssen. Ich habe in der neuen Ausgabe meines Commentars zu Schiller's Gedichten die von seiner Gattin jedem der beiden Dichter zugesprochenen Epigramme bezeichnet, und wo ihrer Eigenthumserklärung anderweitige Gründe entgegenstehen, diese zu erörtern versucht. Hierbei hat sich die mir schon früher gewonnene Ueberzeugung befestigt, daß Goethe in den Gesprächen mit Eckermann seine Xenien nicht unrichtig charakterisirt, wenn er sie im Ganzen als „unschuldig und geringe," die Schiller'schen dagegen als scharf und schlagend bezeichnet. Zu einer kampffertigen Polemik nach allen Seiten hin war Goethe, wenigstens in diesem Lebensalter, nicht mehr so geeignet und gemuthet, wie der

um ein Jahrzehend jüngere Schiller, der ohnedieß von Haus aus etwas mehr von Lessing'scher Streitlust besaß.

Dem Geiste und der Tendenz nach mit den Xenien verwandt sind zwei Goethe'sche Gedichte, welche gleichfalls der Musenalmanach für das Jahr 1797 brachte, die Musen und Grazien in der Mark, und der Chinese in Rom. Ersteres ist eine zunächst gegen Schmidt von Werneuchen gerichtete Satyre; zugleich trifft sie aber überhaupt alle Diejenigen, welche, das Princip der Natürlichkeit in der Poesie übertreibend, sich mit Vorliebe an die roheste, gemeinste Seite der Natur halten und es ganz vergessen, daß selbst der naivste Dichter nicht die nackte Wirklichkeit uns vorführen, sondern die Natur stets idealisiren, gewisse Seiten verdecken, andere besonders hervorheben, die in der Wirklichkeit zerstreuten edleren und bedeutenderen Züge sammeln, das Zufällige vom Wesentlichen scheiden, Geist und Gedanken hinzuthun, kurz, daß er nur die schöne Natur zeigen, und sie zum Symbol des Geistes machen müsse. Bei Uebersendung des andern Gedichtes, am 10. August 1796, schrieb Goethe an Schiller: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe Nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter (Jean Paul) in einem Briefe an Knebel mich in diese Disposition versetzt." In einem uns erhaltenen Briefe an Knebel aus jener Zeit bemerkt Jean Paul, mit Beziehung auf Goethe's römische Elegieen, „man bedürfe in so stürmischen Tagen eher eines Tyrtäus, als eines Properz." War diese Aeußerung es, was Goethe'n den Chinesen in Rom eingab, so hat die Replik keine directe Beziehung auf den Angriff. Er rächt sich dann, indem er Jean Paul's Manier, seine bunten, modernen Schnitzarbeiten gegen die solide Simplicität der Alten, welcher er selbst nacheiferte, herabsetzt. In späterer Zeit urtheilte Goethe günstiger über Jean Paul's Poesie. In den Anmerkungen zum westöstlichen Diwan vergleicht er ihn mit den orientalischen Dichtern und gibt zu, daß sich durch alle seine wunderlichen Phantasiesprünge und Gedankenverschränkungen ein geheimer ethischer Faden hindurchschlinge, der das Ganze zu einer gewissen Einheit verknüpfe.

Die Krone aber von Goethe's Beiträgen zum Musenalmanach

des Jahres 1797, und daher auch von Schiller mit dem Ehrenplatz an der Spitze desselben bedacht, ist das herrliche Gedicht Alexis und Dora. Goethe scheint sich mit demselben im Anfange Juni's beschäftigt zu haben. In einem Briefe vom 10. an Schiller heißt es: „Die Idylle (als solche war es ursprünglich in der Ueberschrift bezeichnet) und noch sonst ein Gedicht sollen bald auch kommen.“ Gegen die Mitte des Monats war das Stück fertig. Unter dem 18. schreibt Schiller: „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll, und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird.“ Nur gegen Eines hatte Schiller Etwas zu erinnern, daß nämlich am Schlusse des Gedichtes die Eifersucht so dicht neben die Liebe gestellt, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlungen werde; er wisse sich dieß vor seinem Gefühle noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich er nichts Befriedigendes dagegen einwenden könne. Nur das fühle er, daß er die selige Trunkenheit, mit welcher Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gern immer festhalten möge. Goethe erwiederte: „Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe: Einen aus der Natur, weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und Einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat, und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters (die vier Schlußverse) wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instincts, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden“ *). — Die ursprüngliche Bezeichnung „Idylle“

*) Vergl. die Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe I, 229.

wurde später weggelassen, und das Gedicht unter die Elegieen aufgenommen. Und wohl mit Recht; denn wenn auch die Einfachheit der Verhältnisse und, um mit Jean Paul zu reden, das Vollglück in der Beschränkung, das uns hier vorgeführt wird, den Namen Idylle zu rechtfertigen scheint, so ist das Gedicht doch, namentlich gegen den Schluß, von einem für die Idylle zu passionirten Gefühlsstrome durchflossen, und der Grundton ist vielmehr, wie Kurz treffend bemerkt, elegisch im engern Sinne. „Sehnsüchtiges Verlangen, wehmüthige Erinnerung, bebendes Hoffen sind die Ideen, welche in immer neuer Form auftauchen; der Dichter wollte uns ja schildern, wie Jammer und Glück wechseln in liebender Brust." Dadurch besonders, daß das Ganze nicht in Form einer stetig fortschreitenden, unmittelbaren Erzählung, sondern als monologischer Gefühlserguß behandelt ist, der uns das Geschehene im Spiegel der Erinnerung zeigt, wird dem Gedichte ein entschiedener elegischer Charakter aufgedrückt.

Indem wir von der Betrachtung dieser Productionen zur Erzählung zurückkehren, und dabei an den zuletzt erwähnten Aufenthalt Goethe's zu Jena im Anfange Juni's anknüpfen, werden wir immer wieder zu Arbeiten geführt; denn künstlerisches Bilden und wissenschaftliches Forschen ist ihm jetzt das eigentliche Leben. Gleich nach der Rückkehr von Jena ergab er sich dem „strengsten Fleiße" und erwählte sich beinahe, wie er an Schiller berichtete, dessen Lebensart, indem er kaum noch aus dem Hause ging. Neben den Xenien, Cellini und dem Roman beschäftigten ihn auch die schönen Sommermonate hindurch Beobachtungen über Pflanzen und Insekten. Schiller's Klage der Ceres gab ihm um die Mitte Juni's einen Anstoß, seine botanischen Untersuchungen wieder aufzunehmen; er erzog eine Anzahl Pflanzen im Finstern, um alsdann seine Erfahrungen mit den schon bekannten zu vergleichen. Dann heißt es weiter in einem Briefe an Schiller vom 30. Juli: „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insekten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen Etwas weiter braucht. Ich werde ihn jetzt auch an

elementarischen und geistigen Naturen probiren, und er mag mir eine Zeitlang zum Hebel und zur Handhabe bei meinen schweren Unternehmungen dienen." Am 6. August berichtete er hocherfreut an Schiller, er habe das schönste Phänomen, das ihm in der organischen Natur vorgekommen, entdeckt, und schickte ihm eine Beschreibung desselben. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, betraf es die Entwickelung der Schmetterlinge. „Ich weiß nicht," fügte er hinzu, „ob das Phänomen bekannt ist; ist es, so verdienen die Naturforscher Tadel, daß sie ein so wichtiges Phänomen nicht auf allen Straßen predigen, anstatt die Wißbegierigen mit so vielen matten Details zu quälen." Er dehnte die Untersuchungen auch auf Schlüpfwespen und andere Insekten aus, und überzeugte sich immer mehr, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen könne. „Ich bin jetzt daran," meldete er am 10. August, „mir einen Plan zur Beobachtung aufzusetzen, wodurch ich im Stande sein werde, jede einzelne Bemerkung an ihre Stelle zu setzen, es mag dazwischen fehlen, was will; habe ich das einmal gezwungen, so ist Alles, was jetzt verwirrt, erfreulich und willkommen."

So friedlichen Studien und Beschäftigungen war Goethe am Nordsaume des Thüringerwaldes hingegeben, während im Süden desselben gewaltige Kriegsungewitter hin und her zogen. „Wir wollen das Gebirge," schrieb er den 30. Juli an Schiller: „das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es dießmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat." Die projectirte Reise nach Italien, für welche jetzt der anberaumte Termin herbeigerückt war, durfte unter solchen Umständen nicht angetreten werden; und sein Schmerz darüber war nicht gering. „Sie werden, mein Lieber," heißt es in einem Briefe vom 2. August an Schiller, „noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Cultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen

Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden. Des guten Meyer's Beobachtungen schmerzen mich; er hat selbst nur den halben Genuß davon, wenn sie für mich nur Worte bleiben sollen; und daß ich jetzt keine Arbeit vor mir sehe, die mich beleben und erheben könnte, macht mich auch verdrießlich. Eine große Reise und viele von allen Seiten zudringende Gegenstände wären mir nöthiger, als jemals." Es befremdet vielleicht, ihn hier von Mangel an belebender Arbeit reden zu hören, da wir ihn doch gerade um diese Zeit in seine Lieblingsforschungen versenkt finden. Allein sie boten keinen vollen Ersatz für die lang getragene liebe Bürde, deren er sich eben entledigt hatte, für Wilhelm Meister's Lehrjahre. „Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit," schrieb ihm Schiller mit Beziehung hierauf, „ist immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden."

Ehe wir mit dem Dichter von dieser vieljährigen und bedeutenden Production Abschied nehmen, liegt uns noch eine übersichtliche Charakteristik derselben ob. Im zweiten Theile dieser Biographie ist die Entstehung der ersten Hälfte des Romans (bis in das damalige siebente, das jetzige fünfte Buch) verfolgt worden. Ob die Aufgabe, die dem Dichter bei jener vorschwebte, nicht wesentlich von derjenigen, die er sich bei der Fortführung vorgesetzt hatte, verschieden war, kann hier nicht ausführlich besprochen werden. So viel läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß nach dem ursprünglichen Plane der Schauspieler- und Schauspieldichterberuf und das ganze Theaterwesen eine weit bedeutendere Rolle spielen sollten. „Auch hab' ich eine Bitte an Dich," schrieb Goethe den 5. August 1778 an Merck, „daß Du mir weder direct, noch indirect in's theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman vorzutragen bereit bin." Als er nun später die Arbeit wieder aufnahm, legte er dem Ganzen eine weitere und höhere Idee zu Grunde, und verkürzte den fertigen Theil, damit er sich dieser Idee unterordnete, fast um ein Drittel. Aber auch so noch glaubte Schiller, daß die auf das Schauspielerwesen bezügliche

Partie einen unverhältnißmäßig großen Raum einnahm. Es sch zuweilen aus, sagt er in einem Briefe an Goethe, als schreibe er für den Schauspieler, da er doch nur von dem Schauspieler schreiben wolle; die Sorgfalt, die er gewissen kleinen Details widme, bringe den Schein eines besondern Zweckes in die Darstellung; worauf denn Goethe „bei einigen Stellen abermals die Schere wirken ließ." Er erkannte es selbst, wie schwer es sei, „dergleichen Reste der frühern Behandlung los zu werden," und hielt eben der langen Zeit wegen, die zwischen der ersten Conception und der Vollendung lag, den Roman für „eine der incalculabelsten Productionen." Wie bedeutend aber auch jetzt noch das Theaterwesen in ihm hervortritt, so erkennt man doch beim Ueberblick des Ganzen sogleich, daß der Roman, wie er uns vorliegt, auf einer höhern Idee aufgebaut ist; das Schauspieldichter- und Schauspielerleben erscheint jetzt als Durchgangspunkt in der Bildungsgeschichte eines mit reichen Anlagen ausgestatteten jungen Mannes, der aus geistbeengenden Verhältnissen heraus nach einer freien und harmonischen Gesammtbildung und einer seinen innern Anforderungen entsprechenden Existenz und Wirksamkeit strebt.

An Zweierlei aber nehmen Viele bei der Lectüre dieser Bildungsgeschichte Anstoß: an dem eingeschlagenen Wege und an dem Ziele. Jener ist Manchem bedenklich, dieses willkürlich und illusorisch erschienen. Wie kann es zu wahrer Charakterbildung gereichen, wenn Einer, wie der Held unsers Romans, sich seinen Selbsttäuschungen hingibt und von Andern in seinem Irrthum bestärkt, ja veranlaßt wird, den Irrthum aus vollen Bechern zu schlürfen? Und warum sollen wir die Lehrjahre eines jungen Mannes als geschlossen betrachten, der noch ganz am Ende des Romans an übereilten Schritten es nicht fehlen läßt und sich der Führung Anderer willenlos hingibt? Beide Einwürfe fließen aus einer irrigen Auffassung der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte.

Goethe hatte es nicht auf einen didaktischen, einen pädagogischen Roman, sondern auf ein dichterisches Kunstwerk abgesehen; er wollte nicht etwa an Wilhelm Meister's Entwickelungsgeschichte eine allgemein gültige Erziehungsmethode veranschaulichen und in dem Werke eine angewandte Erziehungslehre geben, sondern in einem

poetischen Gemälde den besondern Bildungsgang darlegen, der einen mit bestimmten Anlagen und Neigungen begabten jungen Mann zu einer glücklichen Entwickelung seiner Geistes- und Körperanlagen und einem seiner Natur angemessenen Gesellschafts- und Wirkungskreise führt. Wilhelm's Erziehung erfolgt keineswegs strenge nach einem abstracten Princip, nach einem fest vorgezeichneten Plane. Der Zug der Natur in ihm, der fortwährend seine Entschlüsse durchkreuzt, und das Spiel des Zufalls, das nicht selten einer wohlwollenden höhern Leitung ähnlich ist, sind wenigstens eben so starke Factoren in seiner Entwickelung, als die Einwirkungen des Abbé und derer, die seinen Ansichten huldigen. Daß diese letztern Einwirkungen keine durchgreifenden sein konnten, lag schon in dem negativen Charakter des vom Abbé befolgten Erziehungsprincips, nach welchem ja Jeder seinem Irrthum überlassen ward und den Kelch desselben bis auf die Hefen auskosten sollte, damit er sich später um so entschiedener von dem Irrthum ab-, und dem Wahren zuwenden möchte. Dieses Princip stellt der Dichter nicht als ein unbedingtes und allgemein gültiges auf; vielmehr läßt er die vortreffliche Mädchenerzieherin Natalie dem entgegengesetzten huldigen; auch äußert sie, der Abbé habe wenigstens eine Zeit lang jene Ueberzeugung gehabt; wie er jetzt denke, könne sie nicht sagen. Mit der Unterstellung aber, daß der Roman als Apologie eines bestimmten Erziehungsprincips anzusehen sei, fällt zugleich der erstere der oben erwähnten Einwürfe weg, und die Frage nach der Gefährlichkeit des von Wilhelm eingeschlagenen Bildungsweges hat mit der Frage nach dem Kunstwerthe des Romans nichts gemein. Der Dichter hat seine Aufgabe gelöst, wenn es ihm gelungen ist, aus seinem Stoffe ein poetisches Kunstwerk zu schaffen. Wir sind ihm doppelten Dank schuldig, wenn er dabei, ohne Beeinträchtigung der poetischen Vorzüge seines Werks, eine reiche Fülle der anregendsten Ideen über Theater und Kunst überhaupt, über das Verhältniß der Stände, über Erziehung und vieles Andere entwickelt, und die wohlthätigsten Fermente in die geistige Entwickelung des deutschen Volkes gelegt hat. Freilich zählt er uns die Schätze seiner Lebensweisheit nicht als baare, blanke Münze zu, die sich sofort in Cours bringen ließe;

er stellt Ansichten den Ansichten gegenüber, und vermeidet es geflissentlich, das, was er für die Lösung eines Räthsels hält, bestimmt auszusprechen; darin gleicht er jenem großen griechischen Meister der Lebensweisheit, der ja auch nur anregen, den Wahrheitssinn wecken und schärfen, auf die Punkte, um die es sich handelt, hindeuten, dem voreiligen Aburtheilen wehren und seine Jünger zu einem möglichst selbstständigen Auffinden der Wahrheit antreiben wollte.

Eben so haben wir, was den zweiten Einwurf betrifft, nicht sowohl zu fragen, ob ein abstractes Erziehungsprincip an Wilhelm erfolgreich bis zu Ende durchgeführt ist, ob Wilhelm's Erziehung vollständig abgeschlossen erscheint, sondern ob die Dichtung innerlich und äußerlich, den Forderungen der Kunst gemäß, für gehörig abgerundet gelten kann. Es könnte nun zwar scheinen, als habe Goethe selbst auf die Erfüllung der letztern Forderung verzichtet; denn er gesteht, daß er ein paar „Verzahnungen" an dem Werke angebracht *), um auf eine künftige Fortsetzung hinzudeuten, so daß also die Lehrjahre, wie die einzelnen Stücke einer dramatischen Trilogie, einen Theil eines größern Ganzen bilden sollten. In der That hat er Wilhelm Meister's Lehrjahren die Wanderjahre desselben folgen lassen und mit jenen in Verbindung gesetzt; allein wie die Dramen einer antiken Trilogie, so bilden auch die Lehrjahre, trotz jener Verzahnungen, die nur ein sehr aufmerksamer Betrachter des Werkes wahrnimmt, für sich ein abgerundetes Ganze, und müssen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Es schadet der richtigen Auffassung derselben, wenn man, wie es vielfach geschehen ist, die späteren Wanderjahre in der Betrachtung mit ihnen zusammenfaßt; denn, wenn auch Goethe schon damals an eine Fortsetzung dachte, so gestaltete sich doch ohne Zweifel bei seiner stets fortschreitenden Gedankenentwickelung der Plan und Geist derselben sehr abweichend von der ursprünglichen Intention, so daß die Rücksichtnahme auf die Fortsetzung leicht zu einem schiefen Gesichtspunkte für die Be-

*) Der von Jarno entwickelte Plan einer gegenseitigen Assecuranz, demgemäß die aus dem Thurm ausgehende Gesellschaft sich über alle Theile der Erde verbreiten und Wilhelm nach Amerika gehen soll, und der ihm später gemachte Vorschlag, nach Italien zu reisen, sind gemeint.

trachtung der Lehrjahre führt. Auch in der gesonderten Betrachtung zeigen die Lehrjahre, nicht bloß was das mehr äußerliche Gerüste der Handlung, sondern auch was den Punkt betrifft, bis zu welchem Wilhelms geistige Entwickelung gediehen ist, einen vollkommen befriedigenden Abschluß. Wilhelm ist von einem falschen Zuge geheilt und sieht einen würdigen, seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis vor sich erschlossen; er hat eine Gattin gefunden, die ihn beglücken muß, er hat sich als Vater eines liebenswürdigen Knaben erkannt, der seiner Thätigkeit ein bestimmtes Ziel gibt; seine Lehrjahre sind vorüber, die Natur hat ihn losgesprochen. Er sieht sich als Mitglied eines Bundes der edelsten Menschen, deren Bestrebungen auf das Schönste und Würdigste gerichtet sind. Seine Lehrjahre sind geendet, nicht in dem Sinne, daß er nicht mehr zu lernen hätte, vielmehr empfindet er jetzt erst recht, wie viel er noch lernen muß; es schließen sich an die Lehrjahre nicht sofort die Meisterjahre, er ist jetzt erst zu einem tüchtigen Gesellen in der großen Lebenskunst gereift, und wird sich, im Verein mit andern wackern Gesellen, in dieser Kunst üben und fördern; aber wohl sind seine Lehrjahre in dem Sinne geschlossen, daß er nicht mehr in falschen Bestrebungen schweres Lehrgeld zahlen wird. Daß er auch noch zuletzt bildsam, hingebungsvoll erscheint, ist in seiner Natur begründet, die sich jedoch auch allen pädagogischen Einwirkungen und allen Lebenserfahrungen gegenüber siegreich behauptet. Je reicher ein Gemüth ist, je länger bewahrt es die Bestimmbarkeit und Bildsamkeit der Jugend; je weiter und höher eines Menschen Streben geht, desto vielseitiger muß er sich an der Welt versuchen, um Klarheit über sich zu gewinnen. Beides bewährt sich an Wilhelm. Er hätte auf seine Lehrjahre ungefähr Goethe's Apologie des Weimarer Aufenthaltes anwenden dürfen; wie dieser an seine Mutter, so hätte er etwa am Schlusse des Romans an Werner schreiben können: „Du erinnerst Dich der letzten Zeiten, die ich bei Euch zubrachte; unter solchen Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung mensch

licher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in Verhältnisse gebracht zu sehen, denen ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war!"

Diese Hindeutung auf Goethe's eigenes Leben legt die Frage nahe, ob und in wiefern der Dichter den Stoff aus seinen eigenen äußern und innern Erfahrungen geschöpft hat. Es verhält sich mit Wilhelms Charakter und Erlebnissen, wie mit denen Werther's, Clavigo's, Tasso's und anderer Helden der Goethe'schen Dichtungen: er hat jedem derselben Vieles aus seinem Leben und von seinen Charakterzügen zugetheilt, aber keiner ist sein getreues Abbild. Wilhelm's wie Goethe's Leidenschaft für das Theater wurde durch ein Puppenspiel geweckt; Beide hatten den lebhaftesten Trieb, Alles dramatisch zu gestalten; Beide lernten das Theaterwesen von den verschiedensten Seiten kennen und machten dabei gewiß ähnliche Erfahrungen, wie denn auch Goethe in einem Briefe an Frau von Stein Wilhelm sein „dramatisches Ebenbild" nennt; Beide sind für Shakespeare begeistert; für Beide war das Theaterleben ein Durchgang zu höheren Beschäftigungen; Beide fanden in den höheren Gesellschaftskreisen Zutritt und wurden mit ihnen vertraut; und so ließen sich der Aehnlichkeitspunkte noch viele bezeichnen. Aber wer bisher dieser Biographie gefolgt ist, weiß, in wie vielen Punkten die Vergleichung nicht zutrifft. In Goethe's Dichtungen bricht sich der reiche Lichtglanz seines Charakters und Lebens in den mannigfaltigsten Strahlen und spielt in den buntesten Farben; aber alle Strahlen und Farben würden, wieder vereinigt, nicht einmal die Lichtquelle darstellen, geschweige daß eines derselben als treues Abbild gelten könnte. Und wie mit Wilhelm, so ist es in noch höherem Grade mit den andern Personen des Romans. Der Graf und

die Gräfin Werther von Neunheiligen *), der Herzog, Prinz Constantin, Frau von Stein und ihr Sohn Friedrich, Fräulein von Klettenberg, Christiane Vulpius und wer weiß wie viele Andere haben einige Züge aus ihrem Leben und „einige Tropfen ihres Wesens“ zu den Charakteren unseres Romans, dieser reichen Gallerie lebensfrischer Gestalten, hergeben müssen; aber genaues Portrait ist keiner derselben.

Geben wir uns nunmehr, die irrigen Auffassungen möglichst abwehrend, unbefangen dem Eindrucke des Kunstwerkes hin, so fühlen wir uns zunächst durch den ächt epischen Ton des Ganzen, die klare, ruhige und dabei doch energische Diction, den stetigen Zug lebensvoller Bilder und Gemälde, den Strom anregender Ideen, den Hauch eines frischen und fröhlichen Lebens auf's Wohlthuendste angesprochen. Diesem ersten Eindruck hat Schiller in einem Briefe an Körner treffende Worte gegeben. Goethe, schreibt er, sei in diesem Romane ganz er selbst, zwar viel ruhiger, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig und von einer ungemeinen Simplicität; es herrsche durch das Ganze ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft und eine Innigkeit, welche zeige, wie er ganz bei diesem Produkt gegenwärtig gewesen. An Goethe selbst aber schrieb er, nachdem er die beiden ersten Bücher gelesen, er könne das Gefühl, das ihn bei der Lectüre des Romans, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter er darin komme, durchdringe und besitze, nicht besser ausdrücken, als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit, das von der durchgängig darin herrschenden Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit herkomme, die auch nicht das Geringste zurücklasse, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig lasse, und die Bewegung desselben nicht weiter treibe, als nöthig sei, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.

Man darf wohl behaupten, daß in den Lehrjahren Goethe's Prosa auf ihrem Höhepunkt erscheint; und zwar möchte ich der ersten Hälfte, die vor dem Aufenthalt in Italien entstanden ist, und dem größern Theile des fünften Buches in Beziehung auf sprachliche

*) Vgl. Thl. II, S. 423 f.

Darstellung den Vorzug vor dem Uebrigen geben. Daß zwischen beiden Partieen ein kleiner Unterschied obwaltet, läßt sich nicht bloß aus den verschiedenen Epochen der Abfassung, sondern auch daraus erklären, daß Goethe, durch den begonnenen Druck des Werkes gedrängt, die letzten Bücher nicht mit der Muße, wie die ersten, schuf. Einzelne Unebenheiten der Sprache, die ihm beim Dictiren der letztern entschlüpften, würde er gewiß getilgt haben, wenn er sie so oft, wie die ältern Partieen, gelesen und vorgelesen hätte. Im Ganzen ist auch in dem später entstandenen Theile die Darstellung klar, leicht und gefällig, und mit Unrecht hat man auf ganz vereinzelt stehende kleine Verstöße ein großes Gewicht gelegt Bewundernswürdig aber ist die Kunst der poetischen Gestaltenmalerei, die sich in dem Werke kund gibt. Personen und Localitäten werden uns auf die anspruchloseste Weise, aber in der vollsten Klarheit vergegenwärtigt. Hierbei kommt schon der epische Ton der ganzen Darstellung, die ruhig heitere Erzählung zu Hülfe, die uns zu behaglichem Genusse stimmt und die beweglichen Gemälde wie von selbst im Gemüthe haften läßt. Aber es fehlt auch nicht an geschickter Benutzung all' der verschiedenen Kunstmittel, wodurch die ächten Dichter, bewußt oder unbewußt, die Einbildungskraft der Leser und Hörer zur Erzeugung klarer Bilder anzuregen pflegen. Wer unseres Dichters Gewandtheit in Handhabung dieser Mittel studiren will, betrachte nur, wie die verschiedenen weiblichen Figuren zuerst eingeführt sind: Mariane (Buch I, Cap. 1) „Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen, die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe; Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianen's auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber, wie verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen u. s. w.;" Philine (II, 4), Mignon (ebendaselbst), Natalie (IV, 6) u. s. w. Nirgendwo hemmt der Dichter durch eine Menge von Einzelzügen die Phantasie des Lesers in ihrer Selbstthätigkeit; er regt nur lebhaft an, zeigt die Gestalt unter den mannigfachsten Reflexen, und überläßt der fremden Einbildungskraft die Ausmalung des Details. In noch höherem Grade hält er es so mit den männlichen Figuren, und verhältnißmäßig zeigt er sich (wie in Hermann und Dorothea) am enthalt-

amsten beim Haupthelden in der Schilderung des Aeußeren. Der Dichter bedient sich bei ihm hauptsächlich eines indirecten Mittels: der Darstellung des Eindrucks, den sein Erscheinen macht, und nur gelegentlich werden ein paar detaillirte Züge seiner Gestalt gegeben. Erst gegen den Schluß (im Anfange des letzten Buchs) läßt er Werner etwas ausführlicher über sein vortheilhaftes Aeußere sich aussprechen; und wie schwer sich Goethe dazu entschlossen hat, gesteht er selbst in einem Briefe an Schiller.

Auf die Meisterschaft in der Darstellung der inneren Gestalten, der Charaktere, wie sie sich in diesem Romane zeigt, näher einzugehen, gestattet uns leider der Raum nicht. Um sich hierüber mit dem Leser durch kurze Andeutungen verständigen zu können, müßten Aesthetik und Poetik ganz anders ausgebildet sein, als sie es sind. Statt des allgemeinen und nichtssagenden Geredes, womit in den gangbaren Lehrbüchern das wichtige Capitel von der Darstellung der Charaktere abgefertigt ist, bedürfte es präciser besonderer Regeln, auf die man bei Besprechung einer Dichtung den Leser verweisen könnte. Solcher Regeln und Kunstmittel ließe sich eine ganze Reihe aus dem vorliegenden Roman allein ableiten; allein dazu würde es eines eigenen Buches bedürfen. Hier muß es genügen, darauf hinzuweisen, wie glücklich der Dichter meist schon bei der ersten Einführung einer Person das punctum saliens des Charakters, das geistige Lebenscentrum, sei es durch ein prägnantes Wort, sei es durch einen productiven handelnden Zug, vergegenwärtigt, und wie er bei der weitern Entfaltung der Charaktere sie überall nicht sowohl beschreibt, als darstellt, oder vielmehr handelnd und redend sich selbst darstellen läßt. Was das Verhältniß der Charaktere betrifft, so ist oft bemerkt worden, daß die Hauptperson von manchen Nebenpersonen durch Stärke und Schärfe des Charakters zu sehr in Schatten gestellt werde, z. B. von Lothario, dem Abbé, dem Oheim, Natalie, ja selbst von Jarno und Therese. Wir könnten, wenn es sich so verhielte, Erklärung und Entschuldigung aus der im Roman selbst entwickelten Theorie des Romans ableiten: „Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein,“ und „Leiden *schattet niemals*,“ wie Jean Paul sagt, „so scharf ab, als *Thun*.“ Aber wie sicher gezeichnet und wie imponirend zum Theil

auch jene Nebencharaktere sich darstellen, so hat der Dichter doch hinreichend dafür gesorgt, daß sie nicht das Hauptinteresse von Wilhelm ableiten. Schon daß sie durchweg als fertige Charaktere, Wilhelm aber als der stets Wachsende, auf eine unendliche Entwickelung Hindeutende erscheinen, sichert ihm unsere vorherrschende Theilnahme. Er ist der reichste und idealste der Männercharaktere, und wenn er auch die Befriedigung, die eine entschiedene und abgeschlossene Individualität gewährt, augenblicklich noch versagt, und wir ihm eine höhere und volle Befriedigung, wie Schiller sich ausdrückt, „auf eine ferne Zukunft creditiren müssen“: so überwiegt doch der Reiz der unendlichen Perspective, die sein Geistesreichthum, sein Bildungsbedürfniß und seine Bildsamkeit uns eröffnen, bei Weitem den aus der Anschauung jener fertigen Charaktere entspringenden Genuß. Der Oheim und der Abbé sind große Figuren; aber sie stehen zu sehr im Hintergrunde, um dem Eindrucke Wilhelm's zu schaden. Noch imponirender ist Lothario; doch er erscheint erst, wo dem Haupthelden das Interesse gesichert ist. Die bedeutenderen weiblichen Figuren, mit Einschluß selbst der idealisch hohen Natalie, dienen aber insgesammt zur Hervorhebung Wilhelms, indem in den Gefühlen, die sie für ihn hegen, sich seine Liebenswürdigkeit und sein Werth abspiegelt. Es soll indeß nicht geläugnet werden, daß Goethe in der Charakteristik Wilhelms sich ein paarmal einer gefährlichen Gränze genähert hat. Daß er ihn, so lange er unter den Schauspielern weilt, bisweilen mit unverkennbarer Ironie behandelt, hat weniger zu bedeuten; aber bedenklicher scheint es, wenn er ihn gegen den Schluß des Romans, wo er über seine Bestimmung klarer geworden ist, mitunter noch so schwankend und unfertig erscheinen läßt. Schlegel hat dieß sehr stark in seiner Charakteristik des Romans hervorgehoben: „Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt; aber sie haben ihn fast mehr, als billig und höflich ist, zum Besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt völlig darauf, einen eigenen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre vorüber, und Natalie wird Supplement des Romans.“

Das heißt nun freilich eher carriciren, als charakterisiren; indeß liegt in dem Vorwurf doch etwas Wahres, und es läßt sich nur erwiedern: Ein Dichter, der seiner Sache gewiß ist, darf mehr, als ein Anderer, wagen; wie seinen Clavigo und Tasso, so wußte Goethe auch seinen Wilhelm durch eine Fülle von Geistes- und Gemüthsvorzügen gegen die Nebenfiguren genugsam geschützt, um ihn auch bisweilen in unvortheilhafterem Lichte zeigen zu dürfen.

Man hat es wunderlich gefunden, daß Goethe nicht lieber auf anderen Wegen, als gerade auf dem Wege durch das Schauspielerleben und die höheren Gesellschaftskreise, seinen Helden zu der ersehnten harmonischen Bildung geführt hat. So meinte Schiller, es sei auffallend, daß in einem so speculativen Zeitalter der Held seine Bildung ohne Hülfe der Philosophie vollende, was von der Wichtigkeit dieser Führerin nicht die beste Meinung erwecke. Dann mußte ihm aber Goethe selbst eine nicht minder auffallende Erscheinung sein, der ja auch der abstracten Speculation nicht besonders hold war, und kein einziges philosophisches System folgerecht zu studiren vermochte. Andere werden der positiven Religion nicht die gebührende Stelle unter den bei Wilhelms Entwickelung wirksamen Momenten eingeräumt finden. Denn obwohl ein ganzes Buch des Romans der Charakteristik eines religiösen Gemüthes gewidmet ist, so resultirt daraus doch nur insofern Einiges für Wilhelms Bildung, als der dort geschilderte religiöse Charakter zugleich eine schöne Seele ist; und auch die übrigen Personen, sogar mit Einschluß der Geistlichen, lassen wenig von specifisch christlichem Sinne erkennen. Es geht in den fünf ersten Büchern Alles ziemlich so zu, als ob es keine positive Religion gäbe. Hiervon ist der Grund wieder im Dichter selbst zu suchen. Wie hätte er in Wilhelms Entwickelung die Religion zu einer Haupttriebfeder machen sollen, da sie, damals wenigstens, in seinem eigenen Leben keine Rolle spielte, und seine ganze Bildung rein humaner und ästhetischer Natur war? Als ihm Schiller schrieb, in dem, was er vom sechsten Buche gelesen, scheine ihm über das Eigenthümliche christlicher Religion noch zu wenig gesagt zu sein; es komme ihm vor, als ob dasjenige, was diese Religion *einer schönen* Seele *sein* könne, oder vielmehr was diese daraus *machen könne, nicht* genug angedeutet sei: da antwortete ihm

Goethe, er lasse die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche, in einer folgenden Generation, erscheinen — also doch wohl in Natalien, die es nicht hindern kann und will, wenn ihre Zöglinge von Engeln, vom heiligen Christ und Anderem, „was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist," von Bauernkindern vernehmen, aber jene „fremden ungehörigen Begriffe" irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen sucht, um sie unschädlich zu machen! So sehr floß in Goethe's Vorstellung die reine christliche Religion mit der rein humanen Weltanschauung zusammen. Eher könnte man sich wundern, daß er seinem Helden nicht seine eigene Liebe zur Naturforschung zugetheilt, oder daß er ihn nicht in einer wichtigen amtlichen Thätigkeit, worin er selbst herangereift war, sich versuchen läßt. Wir sind aber darum zu keinem Tadel berechtigt, wenn er seiner Aufgabe, um sie erschöpfender lösen zu können, engere Gränzen steckte. Hätte er bei der Wiederaufnahme des Werks nach dem Aufenthalt in Italien nicht so große Partieen, die er doch gerne nutzen wollte, bereits fertig vorgefunden, wer weiß, ob er nicht seinen Helden nicht noch durch andere Lebenskreise hätte hindurchgehen lassen? So aber hat er uns hauptsächlich vier Kreise vorgeführt: die kaufmännische Welt, das Theaterwesen, die Geburts-Aristokratie und die Besitz-Aristokratie, und alle vier hat er uns in lebendigster Darstellung vergegenwärtigt.

Von dem kaufmännischen Leben und Treiben entwirft Werner ein glänzendes Bild in begeisterten Worten, denen, wie Schlegel sagt, nur das Metrum fehlt, um von Jedermann für Poesie anerkannt zu werden. Aber das Kaufmannsleben kann Wilhelms höhere Bedürfnisse nicht befriedigen. Wohl hat auch der Kaufmann eine Stellung zur ganzen Welt; wohl gibt es dem Handel eine hohe Würde, daß er die Völker und Welttheile verknüpft, daß er die Ungleichheiten der Natur, der Cultur, des Zufalls aufhebt oder mindert, daß er dem Edlen, Guten und Schönen die Wege öffnet und ebnet. Aber der Einzelne verliert sich in diesem Stande nur zu oft in Erwerbsucht, verwechselt zuletzt das Mittel mit dem Zweck und geht über den Mühen des Lebens ihres Preises verlustig. Daher wendet sich Wilhelm dem Schauspielerleben zu; und warum gerade diesem? Weil es ihm um eine allseitige und harmonische Entwicke-

lung seiner Persönlichkeit und, wo möglich, um eine Wirkung auf die Nation zu thun, und die Schauspielkunst, als Concentration aller übrigen Künste, ihm am meisten jene allseitige Bildung zu fordern und die Möglichkeit jener Wirkung zu versprechen scheint. Die Schattenseiten dieses Lebens kommen ihm erst durch den Verkehr mit den Schauspielern zum Bewußtsein. Statt eines idealen Strebens auch hier recht gründliche Gemeinheit der Gesinnung; auch hier Erwerb- und Habsucht, und daneben die leichtsinnigste Verschleuderung des Gewonnenen; nirgendwo die allseitige innere Entwickelung, nach der Wilhelm strebte; in Philine Anmuth ohne alle Tiefe und Würde, in Aurelien leidenschaftliche Kraft ohne Grazie und Liebenswürdigkeit, in Serlo Schauspielertalent ohne eine edle Auffassung seines Berufs. Das Publikum sucht Abspannung statt Erhebung im Theater, wie sollten sich die Schauspieler, die vom Publikum erwerben und der Gegenwart genießen wollen, sich ihm nicht accommodiren? Gerade die, bei denen Wilhelm eine harmonische Bildung des Charakters erwartete, haben in der Regel keinen Charakter. Durch ihren Beruf darauf hingewiesen, ihre Individualität in fremde Persönlichkeiten zu verwandeln, büßen sie leicht ihren individuellen Charakter ein; oder behaupten sie ihn ausnahmsweise, so gelingen ihnen meist nur die Rollen, worin sie sich selbst darstellen können. Letzteres ist bei Wilhelm selbst der Fall, wovon er sich indeß nur spät und schwer überzeugt. Durch die Schauspielergesellschaft erhält er Gelegenheit, einen Blick in die Kreise der Geburts-Aristokratie, des Adels, und damit in eine für ihn neue Welt zu thun. Hier meint er nun zuerst die freie menschliche Existenz, nach der er sich sehnte, zu finden. Er preist alle diejenigen glücklich, die durch die Geburt auf eine Höhe gestellt sind, von welcher ihr Blick auf die menschlichen Dinge umfassend und richtig, und jeder Schritt in's Leben leicht sein muß; er bewundert die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Benehmens. Nur sein feuriger Wunsch und seine lebhafte Einbildungskraft, die ihm Alles in verschönerndem Lichte zeigt, machen es möglich, daß er eine Zeit lang in seiner Täuschung befangen bleibt; denn die Muster der vornehmen Welt, die sich ihm darstellen, der Graf, der Baron, die Baronin, das ganze Treiben auf dem gräflichen Schlosse sind nicht gerade sehr geeignet,

seine Illusion zu unterhalten. Bald leuchtet ihm auch ein, daß jener erhabenen Stellung in der Gesellschaft gewisse Mängel anhaften. „Wem ererbte Reichthümer," belehrt er (IV, 2) seine Schauspieler, „eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich;" und weiterhin: „Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt?" Und so wirft er sich denn auch noch einmal, und ernstlicher in die Schauspielerlaufbahn, über die er noch nicht zu völliger Klarheit gelangt ist. „Auf den Brettern," meint er, „erscheine der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanze, als in den obern Ständen; Geist und Körper müssen dort bei jeder Bemühung gleichen Schritt halten." Endlich aber (V, 16) will es ihm doch scheinen, als ob dieses Handwerk weniger, als irgend ein anderes, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene; und in eben dieser Zeit eröffnet sich ihm durch das Manuscript „Bekenntnisse einer schönen Seele" ein Blick in eine ganz andere Welt, in das Dasein einer religiösen Selbstbildnerin. Auf den Zerfall des theatralischen Scheins, auf die Entdeckung der Schwächen der aristokratischen Welt folgt, wie Rosenkranz sich ausdrückt, „die absolute Sammlung der Vertiefung in sich selbst." Aber diese ganze Geistesrichtung ist der Richtung Wilhelms zu fremd; und wie das Gemälde der schönen Seele in der Darstellung ganz in die Ferne gerückt ist, so geht es auch ziemlich wirkungslos an Wilhelm vorüber. Ihm hat unterdessen der Zufall den Eintritt in eine andere Lebenssphäre erschlossen. Ein Auftrag Aureliens führt ihn zu Lothario und in einen Kreis von Menschen, in dem er findet, was er bisher vergebens gesucht hat. Der Aristokratie gehören auch die Männer und Frauen an, denen er hier begegnet; aber bei ihnen ist nicht sowohl die hohe *Geburt*, als der gefestigte Besitz die Basis und Bedingung ihrer *freien und* schönen menschlichen Existenz, weßhalb auch die Mesallian-*cen, mit* denen das Ganze schließt, um so weniger als wirkliche Mi-

heirathen gelten können, da überdieß der Standesunterschied durch die Harmonie der Bildung und die Homogeneität des Charakters ausgeglichen wird.

Im Nächstvorhergehenden ist zugleich eine allgemeine Uebersicht über das Werk, seiner Anlage nach, gegeben. Es lohnt indessen sehr der Mühe, die Composition desselben etwas näher in's Auge zu fassen. Hierbei fällt uns sogleich die schöne Zerlegung des Ganzen in mehrere gesonderte Massen und daneben die geschickte Verkettung derselben durch vor- und rückdeutende Motive auf; fast jedes Buch stellt einen besondern Lebenskreis für sich dar, aber jedem sind auch Züge einverwebt, die das Kommende, oft schon aus weiter Ferne, vorbereiten, oder das Gegenwärtige mit Vergangenem zusammenknüpfen. Schlegel's schöne Abhandlung über das Werk möge uns hier bei dem Einzelnen theilweise als Führerin dienen. „Als vorbereitender Theil des ganzen Werks," sagt er, „ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und malerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiedenen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein malerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen versagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden; und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät als Mann handeln wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber gibt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden." Das Buch schließt sehr entschieden mit einer grellen Dissonanz. Nachdem der leichte und heitere Ton der Erzählung sich allmälig zu größerer Wärme und Leidenschaftlichkeit gesteigert hat, fällt Norberg's Brief wie ein harter Mißlaut ein, und reißt plötzlich das schöne Phantasiegebäude des liebenden Jünglings zusammen. Unmittelbar vorher aber hat der Fremde einen

Ausblick in eine weite Ferne eröffnet. „Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern, edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelm umgibt, eben so verschieden sein mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll."

Das zweite Buch faßt zunächst die Resultate des ersten kurz zusammen, indem es die langsame, aber völlige Vernichtung der poesiereichen Kinderträume Wilhelms darstellt. Dann rafft sich sein Geist durch die leidenschaftliche Erinnerung an Mariane und das begeisterte Lob der Poesie wieder aus der Leere, in die er versunken war, heraus. Nun folgt sein Eintritt in die Welt, „gelinde und leise, wie das freie Lustwandeln eines, der, zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüßen Erinnerungen zu ahnungsvollen Wünschen schwankt." Eine neue, seltsame Welt breitet sich vor uns aus, worin sich Alles um Darstellung und Schauspiel in ihren mannigfaltigen Stufen und Formen dreht. Das Schauspiel der Fabrikarbeiter, die Productionen der Seiltänzer, die mit Musik begleiteten Darstellungen der Bergleute, Mignon's Eiertanz, das improvisirte Stück bei der Wasserfahrt präludiren den späteren theatralischen Aufführungen auf dem gräflichen Schlosse und den höheren Kunstleistungen auf Serlo's Theater. Dazwischen ein buntes Getriebe der mannigfachsten und seltsamsten Charaktere: die leichtfertige Philine, die mit der zierlichen Sünderin contrastirende Anempfinderin Mad. Melina, der bewegliche, dem Augenblick lebende Laertes, der gewinnsüchtige Melina, der Pedant, der gutmüthige polternde Alte, der wilde, ungezogene Friedrich, und vor allen die mysteriösen Gestalten Mignon und der Harfner. Fast willenlos wird Wilhelm in dem Zauberkreise festgehalten; Philinen's Reize beginnen ihn zu umstricken; schaudernd erkennt er in Friedrich's tobender Eifersucht das Zerrbild seiner eigenen Empfindungen, er beginnt in sich zu gehen, und in der rührenden und ergreifenden Schlußscene mit Mignon brechen seine edleren Gefühle wieder lebhaft hervor. Auch in diesem Buche erscheint vorübergehend der Fremde; die Nachrichten des polternden Alten über Mariane weisen zurück; Mignon und der Harfner lassen das geheimnißvolle

Walten des Schicksals ahnen und locken das Interesse in eine dunkle Ferne.

Das dritte Buch, wieder eine Welt für sich darstellend, und durch ein höchst frisches Colorit ausgezeichnet, erhält durch Mignon's wundervolles Lied und den verhängnißvollen Kuß der Gräfin eine reizende Einfassung, „wie von den schönsten Blüthen der noch keimenden und der schon reifen Jugendfülle.“ Begegneten uns schon im vorigen Buche mehrere komische Gestalten und Züge, so wird hier, wie Schlegel bemerkt, „das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch. Ja, man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adeligen und Komödianten zwei abgesonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis des Lächerlichen abstreiten darf, und die auf's Drolligste gegen einander manövriren.“ Auch hier erscheint eine in die Zukunft deutende Gestalt, Jarno, der, mitten in dem tollen Treiben, „Wilhelm und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige, große Realität und ernste Thätigkeit in der Welt und in dem Werke gibt.“ Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die er vermittelt, wird für Wilhelm eine Stufe zu einer höhern und freiern Kunst- und Lebensansicht; von der Bewunderung der vornehmen Welt beginnt er sich zur Begeisterung für alles menschlich Große und Würdige zu erheben.

Das vierte Buch bildet weniger, als die andern, ein abgerundetes Ganzes, und ist mehr verbindender und überleitender Natur. Die neue Welt, welche die Shakespeare'sche Dichtung eröffnet hat, das Beispiel der edlen Krieger, die Wilhelm auf dem Schlosse gesehen, das Feuer, das er von den schönen Lippen der Gräfin gesogen, wirken in ihm fort; er malt sich eine thätige und würdige Zukunft aus. Einstweilen jedoch gestattet er sich noch, auf Prinz Harry's Manier mit seiner Gesellschaft zu verkehren, zieht in phantastischer Kleidung mit ihnen durch's Gebirge, wird überfallen, verwundet, und lernt nach der Wiederherstellung in Serlo und Aurelien theatralische Künstler höheren Ranges kennen. Ernstlicher tritt an ihn die Versuchung heran, sich dem Theater zu widmen, das seinem Bedürfniß, die in ihm ruhenden Anlagen zum Guten und Schönen zu entwickeln, Befriedigung verheißt. Die Mittel der Verknüpfung sind

ungefähr dieselben, wie in den früheren Büchern: eine neue, wenn auch nur flüchtig hervortretende Gestalt, die Amazone mit ihrer Begleitung, richtet die Erwartung auf Fernes und Höheres; Wilhelms Besuch bei den Handelsfreunden, sein Briefwechsel mit der Heimath lenken den Blick auf ältere Verhältnisse zurück. Ein besonderes Interesse erhält das Buch durch die hier beginnende Betrachtung des Hamlet, deren Einflechtung in den Roman mit Recht als ein glücklicher Gedanke des Dichters gerühmt worden, einmal wegen der Aehnlichkeit Hamlet's und Wilhelms, die man beide als Reflexionscharaktere bezeichnen kann, dann wegen einer gewissen Verwandtschaft des Drama's mit dem Roman, in sofern jenes, wie dieser, der retardirenden Motive voll und vom Geist der Betrachtung und Rückkehr in sich selbst durchdrungen ist, und endlich weil die künstliche Anlage des Drama's, das Schauspiel im Schauspiel, und die im Stücke gegebene compendiöse ars dramatica eine so erwünschte Unterlage für die theoretischen Betrachtungen über Schauspiel und Schauspielkunst bilden.

Im fünften Buche kommt es nun, wie Schlegel sagt, „von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der Andern Rohheit und Eigennutz, Philinen's Leichtsinn, Aurelien's Ueberspannung, des Alten Schwermuth und Mignon's Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltene Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere gibt; aber im Ganzen scheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes (Buch III u. IV) zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des inneren Menschen zu graben (in den Bekenntnissen einer schönen Seele), und von da wieder eine noch größere und schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt scheint es an einem Scheidepunkt zu stehen, und in einer mächtigen Krise begriffen zu sein. Die Verwickelung und Verwirrung steigt auf's Höchste, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanten Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen; aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig

schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben." Eingefaßt ist das Buch durch den Tod von Wilhelms Vater, wodurch er größere Freiheit in seinen Entschlüssen erhält, und den Auftrag Aurelien's, der ihm einen neuen Lebenskreis eröffnet. Vor- und rückdeutende Züge sind in reicher Fülle eingestreut.

Die Bekenntnisse einer schönen Seele, die das sechste Buch bilden, machen auf den ersten Blick ganz den Eindruck einer Episode, von welcher sich gewiß die meisten Leser um so unangenehmer aufgehalten fühlen, je gespannter die Erwartung ist. Goethe selbst that sich auf dieses Buch nicht wenig zu Gute, auch aus dem Grunde, weil es „vor- und rückwärts weisend, die Erzählung fördere, und, indem es begrenze, zugleich leite und führe." Auch Schlegel und Rosenkranz nehmen es in Schutz, und zwar noch aus einem tieferen Grunde, als dem eben angedeuteten. Beide sehen in der Darstellung dieser sich wie in's Unendliche immer selbst anschauenden Natur eine durchaus wünschenswerthe Vervollständigung des Gemäldes der theatralischen Welt, in die uns die Schilderung des Schauspielerwesens und der Aristokratie eingeführt hat. „Die schöne Seele," sagt Schlegel, „lebt im Grunde auch theatralisch, nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo Alle agirten und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Intriguen in der Couliße besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere scharf zu trennen und entgegenzusetzen. Hier hat sich das Innere nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns (im Oheim) gegenübersteht." Wie aber bereits angedeutet worden, steht die hier geschilderte Lebensrichtung zu isolirt, zu einwirkungslos, namentlich in Bezug auf Wilhelm, da, und hemmt überdieß mit ihrem behaglichen Eingehen auf das Einzelne den Fortschritt um so

störender, je näher sie dem Schlusse des Werkes liegt, wo Alles zur Lösung und Entwickelung hindrängt.

Mit den beiden letzten Büchern scheint das Werk, wie Schlegel sich ausdrückt, „gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß das, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll." Wie früher (I, 12), so dient auch hier (im Anfange des VII. Buches) ein Traum Wilhelms dazu, nach der Weise der epischen Ankündigungen das Kommende in unsicherem Helldunkel, in schwankenden Umrissen erscheinen zu lassen. Zum großen Theil sind natürlich diese Bücher der Entwickelung und Entwirrung des Vorhergehenden gewidmet. Wilhelm streift ältere Verhältnisse von sich ab, er macht sich von Serlo ganz frei, er erfährt Marianen's Tod, Mignon und der Harfner werden gleichfalls durch den Tod von ihm abgelöst. Dagegen aber knüpfen sich neue Fäden an; ja, noch einmal verwickelt er sich in einen schweren Irrthum, aus dem ihn nur ein günstiges Geschick herauswindet. Jetzt, wo er, besonders mit Rücksicht auf seinen Sohn, den Werth des Besitzes, der Wirthschaftlichkeit, des klar berechnenden Verstandes, des besonnenen, zweckmäßigen Handelns erkannt hat, meint er in Therese die angemessene Gattin gefunden zu haben. Die Gunst des Zufalls führt ihn zu Natalie'n, in welcher ihm der Bund des Schönen mit dem Guten, idealer Gesinnung mit werkthätiger Liebe verkörpert entgegentritt, und er sieht sich zuletzt in einen Lebenskreis aufgenommen, worin auf der Basis eines festgegründeten Besitzes ein durch alles Schöne und Hohe veredeltes Dasein sich vor ihm entfaltet. Die Concurrenz des Werner'schen Handlungshauses mit der geheimnißvollen Association beim Güterkauf knüpft, das Werk schön abrundend, Anfang und Ende aneinander, und das Bild der Existenz Werner's neben dem Leben, das vor Wilhelm erschlossen liegt, gewährt uns einen Maßstab der Höhe, zu der das Werk und sein Held hinangestiegen sind.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in Jena; Beschäftigung mit Hermann und Dorothea. Rückkehr nach Weimar. Freitagsgesellschaft. Aufenthalt in Ilmenau. Naturbetrachtungen. Elegie Hermann und Dorothea. Xeniensturm. Reise nach Leipzig. Neuer Aufenthalt in Jena; Hermann und Dorothea fast beendigt. Israel in der Wüste. Plan eines neuen epischen Gedichtes. Nochmaliger Aufenthalt in Jena; reiche Productivität daselbst; Hermann und Dorothea beendigt; Gedicht, Balladen, Beschäftigung mit Faust. Ueber Laokoon. Besuche von Hirt, Lord Bristol, Schiller. Brief-Autodafé.

Um sich Trost für die vereitelte Hoffnung auf einen abermaligen römischen Aufenthalt zu suchen, begab sich Goethe am 18. August 1796 wieder in die Nähe seines Freundes nach Jena und blieb dort bis in den Anfang des Octobers. Leider wurde ein Theil dieser Zeit durch traurige Ereignisse in Schiller's Familie und durch Krankheit desselben getrübt. Die Hauptfrucht, die Goethe dießmal hier gewann, waren die vier ersten Gesänge von Hermann und Dorothea. Er hatte sich jetzt, wie er an Jacobi schrieb, ganz auf das Epische geworfen, und wollte sehen, „am Ende seiner Laufbahn auch noch um diesen Eckstein herum zu kommen.“ Der Wunsch, ein episches Gedicht im reinern und engern Sinne zu unternehmen, mußte besonders über der langdauernden, mühereichen Beschäftigung mit dem „Pseudo-Epos“ Wilhelm Meister in ihm recht lebendig werden. In solcher Disposition nun war er im Mai 1795 von Schiller auf die Luise von Voß aufmerksam gemacht worden, die ihm sogleich das lebhafteste Interesse abgewann. Wie es aber in seiner Natur lag, bedeutende dichterische Productionen Anderer nicht leicht mit einer passiven Freude aufzunehmen, sondern durch Aufregung der eigenen Productivität gegen den mächtigen fremden Eindruck rückzuwirken: so hat er sich auch wohl damals schon mit dem Plane zu Hermann und Dorothea vielfach in Gedanken beschäftigt, wenn gleich der Briefwechsel mit Schiller darüber schweigt. Die erste Conception des Werkes fällt sogar noch in eine frühere Zeit;

denn, wie Schiller am 28. October 1796 an Körner schrieb, hatte der Dichter die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, ehe er zur Ausführung schritt; das Werk, fügte er hinzu, sei nicht durch die Luise von Voß veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch geweckt worden, übrigens ganz in Goethe's Manier, mithin der Vossischen völlig entgegengesetzt. Ich vermuthe, daß Goethe sich während des vorigjährigen Aufenthaltes (August und September 1795) im „einsam thätigen" Ilmenau viel mit dem Gegenstande beschäftigte. „Ich war immer gern hier," schrieb er am 29. August, „und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges, ökonomisches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt, die nicht hierher paßte." Wahrscheinlich hängt die wunderliebliche Idylle oder Elegie Alexis und Dora, deren wir oben gedachten, ihrer Conception nach mit Hermann und Dorothea zusammen. Dasselbe Grundmotiv (die bevorstehende Entfernung der Liebenden von einander) bringt Drang und Beschleunigung in die Handlung beider Dichtungen, und fast ganz anwendbar ist auf unser bürgerliches Epos, was wir Schiller über die Idylle sagen hörten*). Die erste bestimmte Hindeutung auf unser Epos findet sich in dem oben erwähnten Briefe Schiller's an Körner vom 28. October 1796, worin er sagt, daß er schon vier Gesänge von Goethe habe vortragen hören. „Die Ausführung," fügt er hinzu, „die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb."

*) S. oben S. 300 f. In einem Briefe an Meyer vom 5. December 1796 behauptet Goethe, er sei durch „Alexis und Dora" in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt habe, das sich völlig in der epischen Form darstelle und sechs Gesänge und etwa 2000 Hexameter erreichen werde.

So konnte unser Dichter, als er in den ersten Tagen des Octobers Jena verließ, mit der Ausbeute seines dießmaligen Aufenthaltes daselbst sehr wohl zufrieden sein; denn er hatte einen Schatz größtentheils gehoben, der zu den schönsten und edelsten gehört, die er aus der Fülle seines Geistes der Nation zum Geschenk gebracht. In Weimar kam er sogleich wieder in ein sehr zerstreutes Leben hinein. Am 6. und 7. October wurden Ausflüge nach Schwansee und Ettersburg gemacht, dann setzte ihn am folgenden Tage ein Brand in der Jakobsvorstadt in Bewegung. Auch begann die Jahreszeit wieder auf ihm zu lasten; er arbeitete jetzt nur, schrieb er an Schiller, um diese paar Monate zu überstehen und die ungünstige Zeit der kurzen Tage und des traurigen Wetters nicht ganz unnütz zu verlieren. Die letzten Gesänge von Hermann und Dorothea mußte er unter solchen Umständen noch „eine Zeit im Limbo verweilen lassen;" nur der Cellini ließ sich, als eine leichte Arbeit, weiter fördern. Eine Erquickung für ihn war in diesen Tagen ein Besuch Blumenbach's, der einen sehr interessanten Mumienkopf mitbrachte. Am 26. October meldet er Schiller'n, er habe in der letzten Zeit die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten angefangen und hoffe, wenn er hübsch fleißig fortfahre, den Winter über diesen Theil der organischen Natur recht gut durchzuarbeiten.

Um mehr Anregung und Abwechselung in sein Leben zu bringen, eröffnete er am 14. October wieder seine Freitagsgesellschaft. Es war dieß ein seit dem Jahre 1791 bestehender Verein, der sich Anfangs jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Amalia, jetzt aber in Goethe's Hause alle acht oder 14 Tage versammelte. In den Statuten hieß es*): „Eines Jeden Urtheil ist es überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-Correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w." Ursprünglich wurde bei jeder der Zusammenkünfte eines der Mitglieder durch

*) S. in Böttiger's literarischen Zuständen und Zeitgenossen (I, 23 den Abschnitt: „Ueber den Weimar. Gelehrten-Verein von 1791."

das Loos zum Präsidenten bestimmt, später war Goethe ständiger Präsident, und für den Fall seiner Abwesenheit der Geheime-Rath Voigt sein Stellvertreter. Den Sitzungen wohnten häufig nicht bloß die Herzogin Mutter, sondern auch der Herzog und dessen Gemahlin als aufmerksame Zuhörer bei, ohne daß ihre Anwesenheit den geringsten Zwang verursacht hätte. Jeder saß, wie er zufällig zu sitzen kam, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tische nahm. In der Mitte des Zimmers stand eine große, runde Tafel, und darauf lagen die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten u. s. w., welche benutzt werden sollten. War nun eine Vorlesung zu Ende, so stand Alles auf, trat um die Tafel herum, sprach, machte Einwürfe, hörte und beantwortete die Fragen des Herzogs und der Herzoginnen, und ging's dann zu einer neuen Vorlesung, so nahm Jeder wieder seinen Platz ein. So dauerten die Sitzungen regelmäßig von fünf bis acht Uhr. Böttiger hat uns in seinem literarischen Nachlasse einige derselben ausführlich beschrieben. Goethe las in diesem Jahre unter Anderm einen Gesang der Ilias von Voß und erwarb sich Beifall, dem Gedicht hohen Antheil und rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer *). Die Gesellschaft war in dem Grade regulirt, daß auch Goethe's Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab.

So ging sie denn auch ihren geordneten Gang fort, als Goethe gegen Ende des October genöthigt ward, auf einige Zeit nach Ilmenau zu gehen. Er hoffte in der dortigen Einsamkeit, die ihm schon so oft günstig gewesen war, das epische Gedicht um ein Stück weiter zu fördern, und Schiller stimmte von Herzen in diese Hoffnung ein. „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale," schrieb er am 31. October, „und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit gibt es dort wohl auch." Aber es gelang Goethe'n dießmal nicht, auch nur „den Saum des Kleides einer Muse" in Ilmenau zu erblicken; selbst zur Prosa fand er sich un-

*) Die drei ersten Gesänge las Goethe (nach Böttiger) schon am 31. October, 7. November und 14. November 1794 in der Freitagsgesellschaft.

tüchtig, und weder Production noch Reproduction ließ sich im Geringsten spüren. Jedoch ward er durch die unmittelbare Berührung mit den Gebirgen wieder in das Steinreich geführt, und es war ihm um so lieber, daß er zufälliger Weise diese Betrachtungen erneuerte, als ohne sie, wie er an Schiller schrieb, „die berühmte Morphologie doch nicht vollständig werden würde."

Der Rest des Jahres entschwand Goethe'n über dem Cellini, der Durcharbeitung der ersten Gesänge von Hermann und Dorothea und fleißigen Naturbetrachtungen. Bisweilen ging auch dazwischen eine Reihe von Tagen „zwar nicht unbeschäftigt, doch leider beinahe unbenutzt" herum; und bei heiterm Winterwetter lockte ihn manchmal eine schöne Eisbahn in's Freie. „Die Naturbetrachtungen," berichtete er Schiller'n am 15. November, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjectivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Raisonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Also auf Morphologie (Metamorphosenlehre) und Chromatik concentrirte sich vorzugsweise sein naturwissenschaftliches Interesse. Besonders gingen „seine Optica" gut vorwärts, obgleich er sie jetzt, wie er an Schiller (den 17. December) schrieb, „mehr als Geschäft, denn als Liebhaberei" trieb. „Knebel nimmt Antheil daran," heißt es weiter, „was mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch Anderen schreibe. Uebrigens ist und bleibt es vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine Beruhigung der Leidenschaften, und ein Ersatz für die Leidenschaften, wie uns Frau von Stael umständlich dargethan hat" *).

Eine liebliche poetische Blüthe entlockte indeß auch noch das letzte Viertel des Jahres 1796 unserm Dichter; es war das Proömium zu seinem idyllischen Epos, die Elegie Hermann und

*) In ihrem Werke: De l'influence des Passions etc., einer Schrift voll geistreicher, zarter und kühner Bemerkungen, womit sich unser Dichter um die Zeit viel beschäftigte.

Dorothea. Am 7. December schrieb er an Schiller: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise, fortfahren." Schiller antwortete darauf: „Ihre Elegie macht einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz*) gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue, trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können." Das Einzige, was er Goethe'n zu bedenken gab, war, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichtes auch ganz günstig sei. In den nächsten zwei, drei Monaten, fürchtete er, könne beim Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xeniendichter zu sein. Goethe antwortete: „Was das Drucken betrifft, darüber bleibt Ihnen das Urtheil ganz anheimgestellt; ich bin auch zufrieden, daß die Elegie noch ruht. Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen; denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht belehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat."

Wohl hatte er Ursache dazu; denn mittlerweile hatten die Xenien „die mordbrennerischen Füchse," die er und Schiller in Deutschlands literarische Gefilde hinausgejagt, Alles in Feuer und Flammen gesetzt. Nahe und fern war man in Bewegung; in Ge-

*) Schiller dachte an die Anspielungen auf die Römischen Elegieen (V. 1), die Xenien (V. 2), die optischen Beiträge (V. 5), auf Goethe's häusliche Verhältnisse (V. 23 und V. 24), seine Beziehungen zu Friedr. Aug. Wolf (V. 27), Voß (V. 35) u. s. w.

spräch und Briefwechsel summten die Xenien fort und fort, des Verwunderns, des Rathens war kein Ende; leiser Groll und lauter Zorn, geheime und offene Schadenfreude gaben sich zu erkennen. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau," sagt Franz Horn in seinen Dichtercharakteren, „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Kein Wunder, daß in Monatsfrist eine neue Auflage möglich wurde. Von Herder ließ es sich, obwohl er verschont geblieben war, nicht anders erwarten, als daß er ein grimmiges Gesicht zu den Xenien machen würde; hatte er doch schon eine Zeit lang her die Arbeiten der beiden Dichter mit entschiedener Kälte aufgenommen, und dagegen „das Alte und Vermoderte" recht absichtlich in seinen Confessionen über die deutsche Literatur herausgestrichen. Aber auch der liberalere Wieland, der so gnädig behandelt war, meinte in einem Briefe an Göschen, beide Dichter hätten sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich sei, eine so pöbelhafte Behandlung, wie sie jetzt von allen Seiten erdulden mußten, selbst zugezogen; sie hätten es voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt. Voß sogar, der vielleicht über Gebühr Erhobene, war verstimmt und verdrießlich über diese „Menschenausstellung." Er meinte, wie uns seine Gattin berichtet, Witz und Laune dürfe nicht angewandt werden, Anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sei Unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen u. s. w., an sein Alter zu erinnern. In Gotha zürnte man wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den der Herzog sehr hoch hielt. In Berlin und Leipzig war die Aufregung unbeschreiblich; Nicolai nannte den dießjährigen Almanach den Furien-Almanach. Ein Anderer äußerte, jetzt sei noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Auch in Kopenhagen herrschte Entrüstung, wie Schiller von der Gräfin von Schimmelmann erfuhr. Goethe, dem er es mittheilte, erwiederte, er hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz de

Teufels nehmen würden, womit ihnen denn doch ein sehr wesentlicher Dienst geschehe, obgleich es freilich von der andern Seite schmerzlich sei, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert werde. Nur wenige Männer, wie Körner, die beiden Humboldt, Friedrich August Wolf, erhoben sich zu einer freieren Würdigung der Xenien, die Meisten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen.

Es blieb aber nicht bei lebhaften brieflichen und mündlichen Expectorationen, sondern bald stürzten auch, wie aus gehobenen Schleusen, öffentliche Entgegnungen hervor, in Versen und in Prosa. Zuerst präludirten einige Angriffe in Zeitschriften, dann folgte eine ganze Reihe selbstständiger Schriften, unter anderen „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen," deren Verfasser Manso und der Buchhändler Dyk waren, und „Literarische Spießruthen oder die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien; mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii & Ramleri," von Daniel Jenisch aus Berlin; als Anhang war dem Büchlein Wieland's Urtheil über den Musenalmanach aus dem Merkur beigedruckt, eine „Oration," wie Schiller urtheilte, „welcher Nichts fehle, als daß sie im Reichsanzeiger stehe." Nicolai schrieb einen „Anhang zu Schiller's Musenalmanach." Gleim, „der alte Peleus," raffte sich auch empor und ließ ein Büchlein drucken „Kraft und Schnelle des alten Peleus," welches aber nur den Beweis lieferte, wie richtig die Xeniendichter über ihn geurtheilt hatten. Ein Halberstädter gab Parodieen auf die Xenien, „ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt," heraus, ein anderer Anonymus einen „Mückenalmanach für das Jahr 1797," worin ein Distichon lautet:

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ, uns die Geschichten erzählt.

Claudius schrieb „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung," ein Unbekannter „Berlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797," ein Lehrer am Pädagogium zu Halle, Fulda:

„Trogalien zur Verdauung der Xenien," worin sich das fälschlich auf Vossen's Rechnung gehende Distichon findet:

– ◡ ◡ – – –– – ◡ ◡–◡◡ – –
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
–◡ ◡ –◡◡– – ◡ ◡ –◡◡–
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Schiller war über einige dieser Angriffe verstimmt und ärgerlich; besonders verdroß es ihn, daß man ihm die miserable Rolle des Verführten zutheilte. Goethe dagegen blieb heiter und wohlgemuth und fand das Betragen des Volkes ganz nach seinem Wunsche. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik," schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen." Und ganz im Sinne der letzteren Worte trieb er in einem andern Briefe den Freund zur Ausführung des Wallenstein an, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

Von der Wirkung der Xenien in der Ferne hatte Goethe bald Gelegenheit, sich mit Aug' und Ohr zu überzeugen; denn gleich nach Weihnachten trat er mit dem Herzog eine vierzehntägige Reise nach Leipzig an. Er erstattete von dort aus am 1. Januar 1797 folgenden Bericht an Schiller: „Nachdem wir am 28. December uns durch die Windweben auf dem Ettersberge durchgewürgt hatten

und auf Buttelstedt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29. früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist Mittags und Abends zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, so wie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben. Nun ist heute noch ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besehen, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Concert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlafe, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen. So sehr ich mich freue, nach dieser Zerstreuung bald zu Ihnen in die Jenaische Einsamkeit zurückzukehren, so lieb ist mir's, daß ich einmal wieder eine große Menschenmasse sehe; zu der ich eigentlich gar kein Verhältniß habe." In den Annalen erzählt Goethe noch, daß er in Leipzig einen großen Ball besucht, wo die Herren Dyk und Comp., und wer sonst noch durch die Xenien verletzt oder erschreckt war, ihn mit Apprehension wie das böse Princip betrachteten. „Indessen," heißt es weiter, „ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern." Poetischen Gewinn trug ihm die Reise nicht ein, außer daß er den Schluß von Hermann und Dorothea vollends schematisirte.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so beeilte er sich dort „nur ein wenig Ordnung zu machen," um alsdann Schiller'n einen wenn auch nur kurzen Besuch abzustatten. Es drängte ihn dießmal außerordentlich, den Freund wiederzusehen, denn er befand sich „fast in dem Zustande, daß er vor lauter Materie nicht mehr schreiben konnte, bis er wieder mit ihm zusammen gewesen und sich recht ausgeschwätzt hatte." So riß er sich denn um die Mitte des Januar aus seinen Geschäften los und führte seinen einsamen Freund durch

die klarsten Beschreibungen wieder einmal in die Weite der Welt und des Lebens, was diesem stets einen großen Genuß gab. Noch mehr aber freute sich Schiller über die lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit, womit Goethe von der Reise heimgekehrt war. „Ein neues, schöneres Leben," schrieb ihm Schiller nach dem Besuche, „thut sich dadurch vor Ihnen auf; es wird sich auch mir in dem Werke (Hermann und Dorothea), es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese." Goethe leugnete im Antwortschreiben nicht, daß ihm die Epoche, in die er eingetreten, selbst sehr merkwürdig sei; er sei darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn er schleppe von der analytischen Zeit noch so Vieles mit, was er nicht los werden und kaum verarbeiten könne.

So groß seine Sehnsucht nach poetischer Thätigkeit und namentlich nach der Vollendung von Hermann und Dorothea war, so konnte er doch jetzt in Weimar nicht dazu gelangen. Es erwarteten ihn hier wieder allerlei äußere Geschäfte. Unter Anderm verhandelte er an Vieweg sein episches Gedicht, welches zur Michaelismesse als Taschenbuch erscheinen sollte, und schloß einen Contract mit Caroline Jagemann, durch deren Beitritt das Theater ein neues Leben gewann. Unter solchen Umständen war an keine ästhetische Stimmung zu denken; indessen schlossen sich die Farbentafeln immer besser an einander und in Betrachtung organischer Naturen war er auch nicht müßig. „Es leuchten mir," schrieb er den 29. Januar an Schiller, „in diesen langen Nächten ganz sonderbare Lichter; i

hoffe, es sollen keine Irrwische sein." In den Frühstunden arbeitete er am Cellini weiter, wovon er am 1. Februar an Schiller ein starkes Heft als Beitrag für die Horen schickte. Dazwischen kam ihm auch die Idee zu einem neuen Märchen zu. „Es ist nur gar zu verständlich," schrieb er an Schiller, „drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Märchen mit dem Weibchen im Kasten (die spätere „neue Melusine") lacht mich auch manchmal wieder an; es will aber noch nicht recht reif werden. Uebrigens sind jetzt alle meine Wünsche auf die Vollendung des epischen Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann." So begnügte er sich denn einstweilen damit, die drei ersten Gesänge nochmals durchzuarbeiten und auszufeilen, die er am 18. Februar an Schiller zur Revision übersandte.

Um endlich aber auch zur Ausführung der letzten Gesänge Muße und Sammlung zu gewinnen, begab er sich gegen Ende Februars wieder nach Jena. Allein hier befiel ihn sogleich ein starker Katarrh, der ihn auf mehr als acht Tage in sein Zimmer bannte. „Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt," klagte er humoristisch in einem Billet an Schiller vom 27. Februar; „ich sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus; der Kopf ist mir eingenommen, und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freien Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren; vielmehr muß sie dem Salmiak und Liquiritiensaft, als Dingen, die an sich den häßlichsten Geschmack haben, wider ihren Willen die Existenz zugestehen. Wir wollen hoffen, daß wir aus der Erniedrigung dieser realen Bedrängnisse nächstens zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen gelangen werden, und glauben dieß um so sicherer, als uns die Wunder der stetigen Naturwirkungen bekannt sind." Seine Hoffnung ging in Erfüllung. Nachdem er sich ein paar Tage mit den Insekten und der Durcharbeitung des vierten Gesanges beschäftigt, begannen die Musen ihm günstig zu werden; und so entschloß er sich, obwohl der Katarrh auf dem Abmarsch war, seinen Hausarrest

noch auf einige Tage zu verlängern; „denn der Gewinnst," meinte er, „wäre doch zu groß, wenn man so unversehens an's Ziel gelangte." In einigen Zeilen vom 3. März heißt es: „Ich kann glücklicher Weise vermelden, daß das Gedicht im Gange ist, und, wenn der Faden nicht abreißt, wahrscheinlich glücklich vollbracht werden wird. So verschmähen also die Musen den asthenischen Zustand nicht, in welchen ich mich durch das Uebel versetzt fühle." — „Die Arbeit rückt zu," lautet weiter ein Brieschen vom 4. März, „und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn erfreut bin und Ihnen als einem treuen Freunde und Nachbar die Freude sogleich mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben; und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprunge hinneigt." Damit bricht der Jenaische Billetwechsel der beiden Freunde ab, weil ihre täglichen Zusammenkünfte wieder begannen.

Jetzt aber, wo Goethe wieder ausging, bekam sein episches Gedicht ein Paar Concurrenten an der Naturforschung und der philosophischen Speculation. „Der jüngere Herr v. Humboldt ist hier," schrieb er am 18. März an Meyer, „dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann; sodann gibt Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre stückweise in einem philosophischen Journal heraus, die wir denn Abends zusammen durchgehen; und so überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter." Bei dieser Gelegenheit legt er das merkwürdige Geständniß ab, daß eigentlich doch für ihn, als einen zum Künstler Geborenen, die Speculation und das Studium der Naturlehre falsche Tendenzen seien, denen man freilich nicht ausweichen könne, weil alles Umgebende gewaltsam dahin strebe. War er mit Schiller allein, so drehte sich das Gespräch meist um Hermann und Dorothea und Wallenstein, wobei, wie Schiller an Körner berichtet, alle Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung kamen. Goethe blieb noch bis in den Anfang Aprils, und hatte, trotz aller sonstigen Interessen, welche ihn beschäftigten, die Freude, nun auch die fünf übrigen Gesänge seines

epischen Gedichtes, bis auf einen Theil des letzten, nach Wei
mitzunehmen.

Hier gerieth er, herkömmlicher Weise, alsbald wieder d
vielerlei kleine Geschäfte in eine solche Zerstreuung, daß er sich
Nichts wagen durfte, wozu er eine reine Stimmung brauchte. J
erwuchs ihm während dieser Tage aus der Anwesenheit Wilh
von Humboldt's ein nicht unbedeutender Gewinn für sein epis
Gedicht. Dieser hielt mit ihm ein prosodisches Gericht über die le
ten Gesänge, wobei die Fehler und Flecken, die sich fanden, so
als möglich getilgt wurden. Zwischendurch gingen in der Corresp
denz mit Schiller die zu Jena angeknüpften Untersuchungen üb
Epos und Drama fort; und im Interesse seiner epischen Bestrebun-
gen las Goethe fleißig im Homer und im alten Testament. Indem
er hier den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, reizten ihn aufs
Neue die Widersprüche der fünf Bücher Mosis zu kritischen Unter-
suchungen *). Es war ihm sehr willkommen, wieder einmal auf
kurze Zeit Etwas zu haben, bei dem er mit Interesse im eigentlichen
Sinne spielen konnte. Denn die Poesie, wie er und Schiller sie
seit einiger Zeit trieben, meinte er, sei doch eine gar zu ernsthafte
Beschäftigung. „Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit," berichtete
er am 15. April dem Freunde, „geht davon aus, daß die vorhan-
denen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen, und
der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft darauf hinaus, das
menschlich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imagi-
nirten zu sondern, und doch für meine Meinung überall Belege auf-
zufinden." So entstand der Aufsatz „Israel in der Wüste," den
Goethe später in die „Noten und Abhandlungen zum bessern Ver-
ständniß des west-östlichen Diwans" aufgenommen hat. Eine
doppelte Aufgabe hatte er sich hier gestellt. Einmal versuchte er
die ganze Begebenheit des wunderlichen Zugs der Israeliten aus
dem Charakter des Führers zu entwickeln, und zweitens die Ver-
muthung zu begründen, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei
Jahre gedauert. Beigefügte Tafeln, worauf die Stationen der Kin-
der Israels verzeichnet waren, erleichterten die Uebersicht des Ganzen.

*) Vgl. Thl. II, S. 18.

Unterdessen beschäftigte ihn aber auch schon wieder der Plan zu einem neuen epischen Gedichte. Goethe muß schon während des letzten Aufenthaltes zu Jena mit seinem Freunde über dasselbe verhandelt haben, da er sich darauf in einem Briefe vom 19. April als auf eine bekannte Sache bezieht. Er äußert hier gegen Schiller die Besorgniß, es möge diesem zweiten Gedichte eine Haupteigenschaft fehlen, die, nach seinen jüngsten Untersuchungen, ihm beim Epos unerläßlich schien, nämlich die Eigenschaft des Retardirens. Schiller erkannte die Forderung des Retardirens an, meinte aber, es gebe zwei Arten, zu retardiren, die eine liege in der Art des Weges, die andere in der des Gehens, und die letztere, schien ihm, könne auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch beim Plan des neuen Gedichtes, stattfinden. Jedoch besorgte er, der Stoff möchte schon für sich selbst den Affect zu stark erregen, und die Handlung zu sehr als Zweck interessiren, um, wie es beim Epos nothwendig sei, sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Die Art, wie Goethe die Handlung entwickeln wolle, scheine ihm mehr der Komödie als dem Epos eigen zu sein; wenigstens werde er viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, welches nicht so recht episch sei. Humboldt hatte gleichfalls Bedenken gegen das projectirte Stück; er meinte, es fehle dem Plan an individueller epischer Handlung. So hatte auch Schiller, als Goethe ihm zuerst den Plan entwickelte, immer auf die eigentliche Handlung gewartet; Alles schien ihm nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie er nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, war Goethe fertig.

Halten wir neben diese Andeutungen das Gespräch Goethe's mit Eckermann vom 15. Januar 1827, woraus hervorgeht, daß das projectirte epische Gedicht mit der später geschriebenen Novelle (das Kind mit dem Löwen) dem Sujet, der Handlung und dem Gange der Entwickelung nach übereinstimmte: so ist es ganz unbegreiflich, wie Riemer den Inhalt eines in den Wanderjahren erwähnten Jagdgedichtes von beschreibend-didaktischer Art mit dem des zweiten epischen Gedichtes für identisch halten konnte. Goethe

bekennt ausdrücklich, daß die Novelle nur im Detail von jenem Ge-
dicht ganz abgewichen sei, wie es die Natur der prosaischen Darstel-
lung verlangte. Mit der Handlung erging es aber Eckermann bei
der ersten Lectüre der Novelle ähnlich, wie Schiller bei Anhörung
des Gedichtplans. „Ich wußte nicht," erzählt Eckermann, „was ich
sagen sollte; ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir,
als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hät-
ten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und,
das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen." Es
unterliegt demnach keinem Zweifel, daß uns die Novelle den Inhalt
des Gedichtes im Wesentlichen erhalten hat; und wie der Novelle,
so würde auch dem Gedichte die Idee zu Grunde gelegen haben,
„daß das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und
Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde."

Schiller war, gerade seines Bedenkens wegen, doppelt begierig,
den detaillirtern Plan des Stückes kennen zu lernen. Als aber
Goethe am 27. April für ihn einen solchen aufsetzen wollte, gedachte
er seiner alten Erfahrung, daß er nie Etwas fertig mache, wovon er
den Plan Jemanden vertraut habe, und hielt deßhalb mit demselben
zurück. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel blieb das Gedicht unausge-
führt, ohne Zweifel, weil er sich selbst überzeugt hatte, daß der Ge-
genstand zu einem Epos nicht geeignet sei. Auch der Gedanke, der
ihm bald nachher einfiel, das eigentlich Interessante des Sujets in
Balladenform darzustellen, gelangte nicht zur Ausführung, und so
trug er den Stoff noch beinahe dreißig Jahre mit sich herum, bis er
sich endlich seiner in der Novelle entledigte *).

Ein Grund, warum das eben besprochene Gedicht in's Stocken
gerieth, mochte auch darin liegen, daß jetzt, nachdem ein Waffenstill-
stand geschlossen und vorläufige Friedensbedingungen festgestellt wa-
ren, bei Goethe wieder die Hoffnung auf eine neue italienische Reise
erwachte. Er kam dadurch in große Bewegung, konnte aber keinen

*) Ausführlicher handelt über das beabsichtigte epische Gedicht, wie über
die Novelle ein Aufsatz von H. Düntzer in dem Archiv für das Studium neue-
rer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Bd. 4, Heft 1,
S. 1 ff.

festen Entschluß fassen, und in diesem Zustande der Unentschiedenheit machte ihm keine Arbeit recht Freude. Dazu beunruhigte ihn ein Brief von Meyer, worin dieser über Kränklichkeit und Mißmuth klagte. Goethe machte sich lebhafte Vorwürfe, daß er, trotz der Umstände, nicht früher aufgebrochen war, den Freund in Italien aufzusuchen; er stellte sich dessen einsames Verhältniß vor, und arbeitete so ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um sich zu zerstreuen. Endlich beschloß er, Meyer'n zur Rückkehr aus Italien zu bewegen, und erbot sich, ihm bis in seine Heimath, die Schweiz, entgegen zu reisen. Ob sie von dort sich zusammen nach Weimar oder nach Italien wenden würden, sollte einstweilen von den Umständen abhängig bleiben.

In dieser Ungewißheit begab er sich gegen den 20. Mai wieder nach Jena, um dort den letzten Gesang von Hermann und Dorothea zu beendigen. Schiller, dem er diesen Entschluß am 13. Mai ankündigte, fand es recht schön, daß er das Gedicht, welches er hier angefangen, auch hier vollenden wolle. „Die Judenstadt," fügte er hinzu, „darf sich was darauf einbilden." Goethe's dießmaliger Aufenthalt daselbst, der bis zum 16. Juni dauerte, war fast über Erwarten fruchtbar; die Ruhe und Einsamkeit, deren er dort genießen konnte, und Schiller's Nähe bewährten an ihm auf's Neue ihre Kraft. Im Theoretischen förderten sich die beiden Freunde durch gemeinsame Lectüre von Aristoteles' Poetik. Goethe hatte dieses Werk schon vor der Hieherkunft zu Weimar wiederholt mit großem Vergnügen gelesen und es Schiller'n zugesandt, der seinerseits nicht weniger davon erbaut war. Nach der gemeinschaftlichen Lectüre faßte Schiller in einem Briefe an Körner vom 3. Juni die Resultate ihrer Verhandlungen darüber auf folgende Weise zusammen: „Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie,

die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen."

Neben solchen theoretischen Betrachtungen ging aber auch die Praxis lebhaft fort, indem nicht bloß Hermann und Dorothea beendigt und am Cellini und dem Aufsatz „Israel in der Wüste" fleißig gearbeitet wurde, sondern auch einige der schönsten und vollendetsten kleineren Gedichte hier entstanden oder doch zum Abschluß kamen. So theilte Goethe schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit dem Freunde ein Gedicht mit, worauf dieser mit einigen Zeilen vom 23. Mai antwortet: „Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dieß ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet." Aus dem weiteren Billetwechsel erhellt, daß es „der neue Pausias" oder, wie es in der Correspondenz heißt, das Blumenmädchen war, ein Gedicht, dem in der That Schiller's Lob in vollstem Maße gebührt. Der Dichter hatte es hier auf den Wettstreit mit dem Maler abgesehen. Plinius erzählt, der Maler Pausias von Sicyon habe seine Geliebte, eine geschickte Kranzwinderin, mit einem Blumenkranz beschäftigt dargestellt, und dieses Bild sei eines seiner besten gewesen. Indem nun Goethe das gleiche Sujet poetisch darzustellen beschloß, versäumte er nicht, alle Mittel und Vortheile seiner Kunst in's Spiel zu setzen. Mit dem Maler in der Darstellung der äußern Schönheit der Kranzwinderin und der Pracht des Kranzes wetteifern zu wollen, konnte ihm nicht einfallen; er hatte dazu schon frühe Lessing's Laokoon zu aufmerksam studirt und war auch durch die Praxis die Grenzen seiner Kunst zu gut gewahr geworden. Aber für diesen Mangel der poetischen

Kunst weiß er uns reichlich zu entschädigen. Er vergegenwärtigt uns nicht, wie der Maler, einen einzigen prägnanten Moment der Handlung, wobei es der Phantasie des Beschauers überlassen bleibt, das Vorgehende und Nachfolgende mit eigener Thätigkeit, so gut es gehen will, zu ergänzen; nein, er führt uns eine continuirliche Reihe von Momenten, eine ganze Handlung vor, von dem Augenblick an, wo die beiden Liebenden hereintreten, und er den ganzen Blumenvorrath zu den Füßen der sich hinsetzenden Geliebten ausschüttet, bis zu dem Schlußmoment, wo sie, den Rest der Blumen aus dem Schooße werfend, in seine Arme fliegt. Zwischen diesen beiden Endpunkten sehen wir nun ein immer wechselndes Bild, wie unter traulichem Gespräch er sich zu ihren Füßen niederläßt und ihr den Schooß mit Blumen füllt, dann den Faden, mitunter Blätter reicht, den Glanz der Blumen zu mildern, und nun bald im Anstaunen ihrer Kunstfertigkeit, oder der Schönheit seiner Geliebten verloren dasitzt, bald einen fertigen Kranz, den sie ihm verehrt, in der Hand hält und bewundert, bald auch Blicke und Küsse mit ihr tauscht. Aber auch darauf beschränkt sich noch nicht das Gemälde des Dichters. Er versetzt uns auch auf's Lebendigste in die Zeit ihrer ersten Begegnung zurück und entwirft ein Bild eines tumultuarischen Schmauses, das gegen das idyllisch ruhige Bild ihres gegenwärtigen glücklichen Zusammenseins lebhaft contrastirt und uns die Seligkeit, die sie jetzt in der Abgeschlossenheit vom Getümmel des Lebens empfinden, stärker zum Bewußtsein bringt. Was aber dem poetischen Bilde den größten Vortheil über das malerische gibt, ist dieses, daß uns durch den innigen Gesprächstausch die Gemüthsform, der Charakter des Mädchens, ihre liebevolle Hingebung, die Schönheit ihres Herzens lebhafter vergegenwärtigt wird, als es dem Maler möglich war.

Den 27. Mai schickte Goethe mit einem Billet an Schiller „ein kleines Gedicht;“ es war vermuthlich „der Schatzgräber,“ eine poetische Erzählung von der parabolischen Gattung *). Die aus demselben resultirende Lehre ist in den Schlußversen deutlich

*) Mit Unrecht ist in Goethe's Werken das Gedicht unter die Balladen gereiht.

genug ausgesprochen. Götzinger sieht auch in diesem Gedichte ei[ne]
„persönliche Beichte." In der That hatte sich um diese Zeit stä[rker]
als je, die Ueberzeugung in Goethe befestigt, daß der Werth [des]
Lebens nicht sowohl auf Reichthum und Genuß, als auf Thätigk[eit,]
Fleiß und weiser Zeitbenutzung beruhe, wie er denn auch damals
seinem Zöglinge und Freunde Friedrich v. Stein schrieb, daß ihm
sein altes Symbolum immer wichtiger werde: Tempus divitiae
meae, tempus ager meus. Am 28. Mai folgte schon wieder ein
Gedicht, von dem Goethe bemerkte, daß „es sich an einen gewissen
Kreis anschließe." Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß es
„die Metamorphose der Pflanzen" war. Diese Elegie
schließt sich an seine botanischen Studien, ja sie ist eigentlich nur
die poetisch geläuterte Quintessenz jener gleichnamigen Abhandlung
aus dem Jahre 1790. Die Aufnahme, welche diese Abhandlung
beim Publikum gefunden, war für den Verfasser nicht sehr ermuthi-
gend. Die Männer der Wissenschaft konnten sich in die neuen Ideen
nicht finden; allgemein aber war man unzufrieden, daß der Dichter,
der seine Kunst bisher mit so schönem Erfolge getrieben, sich auf ein
so heterogenes Gebiet warf. „Freundinnen," erzählt Goethe selbst,
„welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung
starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstrac-
ten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten
sich durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie
aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese
wohlwollenden Gemüther durch eine Elegie zu locken. Höchst will-
kommen war das Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht
hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte
mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne voll-
kommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebens-
würdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden; sie parodirten
meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, necken-
der Anspielungen." Wer die „eigentliche Geliebte" war, der das
Gedicht zunächst galt, wissen wir aus Früherm *). Eine Detailerklä-
rung, deren die treffliche Elegie allerdings würdig und bedürftig ist,

---

*) S. oben S. 121.

verwehrt uns der Umfang dieser Schrift. Wir müssen den Leser auf die Abhandlung aus dem Jahre 1790, als den vollständigsten Commentar, und wen das Volumen derselben abschreckt, auf unsere Erläuterungsschrift über Goethe's Gedichte verweisen.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß Goethe durch die jetzigen Conferenzen und den poetischen Wettkampf mit Schiller zu einer Dichtungsart, die er seit etwa fünfzehn Jahren nicht mehr gepflegt hatte, zur Ballade, entschieden zurückgeführt wurde. Wie es scheint, war Schiller es, der zuerst auf den Gedanken kam, sich in dieser Gattung zu versuchen *). Schon vor Goethe's Anwesenheit, am 2. Mai, erbat er sich von diesem den Text des Don Juan, weil er eine Ballade daraus zu machen gedenke. Goethe fand die Idee sehr glücklich und ermunterte ihn zur Ausführung. Während ihres jetzigen Zusammenseins scheinen sie nun den Beschluß gefaßt zu haben, sich beiderseits nach passenden Balladenstoffen umzusehen und in der Ausführung mit einander zu wetteifern. So erblühte noch in diesem Jahre eine Flora von Gedichten, die eine wahre Zierde unserer poetischen Literatur sind. Nach ihnen bezeichnete Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr, so wie das vorhergehende den Namen des Epigrammenjahrs verdient.

Am 4. Juni begann Goethe die „Braut von Korinth", das „Vampyrische Gedicht", wie es in seinem Tagebuche benannt ist, und konnte schon am 6. Juni die Reinschrift an Schiller übermachen. Er hat den Stoff wahrscheinlich aus Martin Zeiller's Theatrum tragicum geschöpft, ohne Zweifel aber auch die Grundquelle, woraus alle späteren Darstellungen entlehnt worden sind, den Phlegon Trallianus, gekannt **). Wie er selbst erklärt ***), trug er sich schon seit früher Jugend mit dem Gegenstande und ließ ihn einer immer reinern Form entgegenreifen. Die Sage versinnlicht

---

*) Wir erinnern jedoch an „Hero und Leander", womit sich Goethe schon im vorigen Jahre herumtrug.

**) Phlegon's Erzählung ist mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 292 ff.

***) Bd. 40, S. 445 f. (Ausg. in 40 Bdn.) Vergl. die Gespräche mit Eckermann (III, 304), wo er behauptet, alle Balladen schon seit vielen Jahren im Kopfe gehabt zu haben.

die Macht des Liebesbedürfnisses beim jugendlichen Weibe, die so groß ist und so dringend Befriedigung heischt, daß sie auch dann noch nicht ersterben kann, wann schon ihr Herz zu schlagen aufgehört. Ungemein mannigfaltig und geschickt gehandhabt sind die Kunstmittel lebhafter poetischer Gestaltenmalerei, welche hier der Dichter im Einzelnen angewandt hat. In dieser Beziehung verdient das Gedicht die sorgfältigste Detailbetrachtung, wozu freilich hier nicht der Ort ist *).

„Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen," schrieb Goethe am 10. Juni. „Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Hieraus ergibt sich, daß die beiden Freunde sich gleichzeitig mit dem „Taucher" und dem „Gott und der Bajadere" beschäftigten. Der Gegenstand dieses Gedichtes gehört, so wie der verwandte, erst später ausgeführte „Paria", nach Goethe's eigenem Geständnisse, gleich der Braut von Korinth, zu den „großen Motiven, Legenden, geschichtlichen Ueberlieferungen, die sich ihm so tief in den Sinn drückten, daß er sie lange, lange Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt." Vielleicht fiel die erste Conception in die Zeit jenes frühen epischen Gedichtes „Der ewige Jude", in welchem der Heiland ebenfalls, dem indischen Gotte Mahadöh gleich, wieder zur Erde herabsteigt, um der Menschen Freud' und Qual mitzufühlen. Es ist wohl der jetzt eben vorherrschenden Neigung Goethe's zum Epischen zuzuschreiben, und zum Theil vielleicht auch auf Rechnung von Schiller's Beispiel zu setzen, daß die vorliegende Ballade, wie die Braut von Korinth, episch gehalten ist, während die folgenden, wie wir bald sehen werden, sich mehr und mehr zur dramatischen Behandlung hinneigen. Die Strophenform ist vortrefflich gewählt. Die ernsten Trochäen entsprechen dem tragischen Charakter der ganzen Dichtung, und die daktylischen Schlußverse bringen, indem sie die Einförmigkeit des

---

*) Wir erlauben uns, die Leser zu verweisen auf die Schrift: „Ausgewählte Stücke deutscher Dichter, erläutert u. s. w. von H. Viehoff." Emmerich 1838, Bd. II, S. 95 ff.; oder auch auf unsern Beitrag zur Aesthetik: „Wie malt der Dichter Gestalten?" Emmerich 1834. (Anhang.)

metrischen Ganges wohlthuend unterbrechen, zugleich ein leidenschaftliches Element in die rhythmische Bewegung, gerade wie es der Inhalt verlangt.

Auf ein unausgeführt gebliebenes Balladen-Project deutet folgende Stelle aus einem Billet Goethe's vom 14. Juni: „Ich habe mich heute früh an Amlet des Saxo Grammaticus gemacht; es ist leider die Erzählung, ohne daß sie stark durch's Läuterfeuer geht, nicht zu brauchen; kann man aber Herr darüber werden, so wird es immer artig und wegen der Vergleichung merkwürdig." Vielleicht in eben diese Zeit, jedenfalls aber in den Kreis der aus dem Wettstreit mit Schiller entsprungenen Balladen gehört noch „der Zauberlehrling." In dem Briefwechsel mit Schiller wird zwar seiner erst in einem Briefe vom 23. Juli, aber als eines seit einiger Zeit fertigen Stückes Erwähnung gethan. Den Stoff nahm Goethe aus Lucian's Lügenfreund, ohne Zweifel aus der Wieland'schen Uebersetzung *). Lucian legt auf die dem Märchen zu Grunde liegende Idee kein Gewicht; ihm dient das Ganze nur als Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei. Jener Grundgedanke aber ist kein anderer, als der, daß nur der Meister gefahrlos die Geister aufrufen könne, d. h. daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, — eine Idee, die, etwas anders gestaltet, in vielen deutschen und morgenländischen Sagen wiederkehrt. Ungleich den beiden eben besprochenen Compositionen, ist hier der Erzählungsstoff ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst, ganz lyrisch-dramatisch gestaltet. Ohne irgend ein erzählendes Einschiebsel, klären uns die monologischen Expectorationen des Lehrlings über den Verlauf der Begebenheiten vollkommen auf. Dabei ist dennoch der sprachliche Ausdruck knapp und einfach. Zu dieser Kürze trug auch die einmal gewählte metrische Form das Ihrige bei, die kleinen Reimverse drängten zu compacter Fassung. Zugleich geben die trochäischen Monometer dem Gedichte den Charakter eines ruhelosen, gleichmäßigen, leidenschaftlichen Fortstürmens, wie sich dieselbe Bemerkung auch in Schiller's Lied von der

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 313 ff.

Glocke bei der Schilderung der Feuersbrunst („Thiere wimmern unter Trümmern u. s. w.) machen läßt.

Blicken wir auf alle hier erwähnten Productionen und Goethe's ganze Thätigkeit in Jena zurück, so überzeugen wir uns, mit wie großem Rechte er nach der Heimkehr am 21. Juni an Schiller schreiben konnte: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan." Auch auf Schiller war sein Einfluß sehr heilsam gewesen. Dankbar rühmte dieser, daß Goethe ihm mehr und mehr die Tendenz abgewöhne, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen führe. Dafür gestand Goethe mit gleicher Erkenntlichkeit, daß er Schiller'n den Vortheil verdanke, manchmal über seine Grenzen hinaus gezogen zu werden, wenigstens sich nicht so lange auf Einem engen Fleck herumzutreiben. Er wünschte nur noch, daß auch der alte Meister (Meyer) hinzukäme, der ihm die Reichthümer einer fremden Kunst zum Besten gebe; es solle dann ein erfreuliches Winterleben werden. In der Ungewißheit aber, ob es auch wirklich dazu komme, und aus der bevorstehenden Schweizerreise sich nicht vielmehr ein neuer Aufenthalt in Italien entwickete, griff er in Weimar wieder Mancherlei an, ohne Etwas zu Stande zu bringen. Schon vor der Abreise nach Jena hatte er seine italienischen Collectaneen wieder vorgenommen; jetzt versuchte er die Geschichte der Peterskirche besser und vollständiger zu schematisiren. Alles dieß gewährte keine Befriedigung; er bedurfte in seinem unruhigen Zustande einer größern, bedeutendern Arbeit; und so entschloß er sich, an seinen Faust zu gehen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Stück weiter zu bringen. Es sei eigentlich eine Klugheitsmaßregel, berichtete er an Schiller, daß er jetzt dieses Werk angegriffen habe; denn da er bei Meyer's Gesundheitsumständen noch immer erwarten müsse, einen nordischen Winter zuzubringen, so möge er durch Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung weder sich, noch seinen Freunden lästig sein und bereite sich einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor. Wir heben uns die interessanten Verhandlungen, die er mit Schiller über das Werk pflog, für eine andere Stelle auf, und bemerken nur, daß jetzt nicht bloß das Schema vervollstän-

digt, sondern auch Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog geschrieben wurden. Erleichtert war ihm, wie er selbst gesteht, die Rückkehr auf „diesen Dunst- und Nebelweg" durch die vorhergehende Balladenpoesie, die zwischen den antik-plastischen Productionen, wie er sie vorher geliefert hatte, und dem ideellen, in's Formlose hinüberstreifenden Faust allerdings in der Mitte stand. Er meinte, daß vielleicht auch das Interessante seines neuen epischen Plans („der Tiger und Löwen") in „einem solchen Reim- und Strophendunst in die Luft gehen könnte." Uebrigens zog sich das Balladenstudium noch immer durch alles Uebrige hindurch; denn während Schiller jetzt seinen Ring des Polykrates dichtete, trug sich Goethe mit einem Gegenstück, den „Kranichen des Ibykus", die später, wie „Hero und Leander", an Schiller überlassen wurden.

Die Beschäftigung mit dem Faust war jetzt, wo Goethe's Sinn sich ganz Italien zugewandt hatte, ein Anachronismus. Daher verflog auch das Interesse dafür sehr bald, als gegen Ende Juni's sein Freund, der Hofrath Hirt, zu Besuch kam. Diesem waren die Monumente der alten und neuen Kunst in Italien sehr lebhaft gegenwärtig, und so wurden in der Unterhaltung mit ihm, wie es in einem Briefe an Schiller heißt, „die nordischen Phantome durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt." Da der bevorstehende Weimarische Schloßbau die Gedanken vorzüglich auf Architektur hinlenkte, und diese gerade Hirt's eigentliches Fach war, so spielte die Baukunst eine Hauptrolle in ihren Verhandlungen. Dann brachte ein Aufsatz über Laokoon von Hirt bei Goethe eine schon vor mehreren Jahren geschriebene Abhandlung über denselben Gegenstand in Erinnerung, und da er sie nicht gleich finden konnte, stellte er das Material, dessen er noch wohl eingedenk war, nach seiner jetzigen Ueberzeugung zusammen und schickte die Arbeit an Schiller *). Dieser gab ihr das Lob, daß sie mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge ausspreche, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die schöne Materie ver-

*) Vergl. Thl. I, S. 176. In Goethe's sämmtl. Werken (Ausgabe 40 B.) findet sich der Aufsatz in Bd. 30, S. 303 ff.

breite. „In der That,“ schrieb er, „der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll. In Rücksicht auf Beides habe ich sehr viel daraus gelernt.“

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Besuches von Hirt erwähnt, auch des seltsamen Reisenden Lord Bristol*), der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben.“ Hierüber gewährt der dritte Band von Eckermann's Gesprächen willkommenen Aufschluß. Lord Bristol, Bischof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewissen schieben, daß er dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!“ rief Goethe. „Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w.“ In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm, und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden

*) Wie interessant dieser Mann für Goethe gewesen sein muß, zeigt die Charakteristik desselben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrscheinlich am nächsten Tage nach der Zusammenkunft, niederschrieb. Sie findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten“ Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

Sie von ihm sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Um die Mitte Juli's (vom 11. bis zum 18.) wurde Goethe noch durch einen achttägigen Besuch von Schiller erfreut. Dankbar schrieb er dem Freunde gleich nach dessen Heimreise: „Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dießmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe, und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegen sehe." Allerlei kleine Geschäfte verzögerten indessen seinen Aufbruch von Tag zu Tage, und als er diese beinahe beseitigt hatte, wurde er noch in Folge einer Erkältung durch Unwohlsein an's Haus gefesselt. Endlich am Schlusse des Monats völlig hergestellt, schickte er sich zur Abreise an, verbrannte aber vorher noch die an ihn gesandten Briefe seit 1772, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung." Glücklicher Weise sind Schiller's Briefe bei diesem bedauernswerthen Autodafé verschont geblieben.

Dreizehntes Capitel.

Hermann und Dorothea.

Wir lassen im vorliegenden Capitel eine nähere Betrachtung der herrlichen Dichtung folgen, deren Entstehung wir im nächstvorigen Capitel verfolgt haben.

Den Gegenstand bezeichnet Goethe selbst in einem Briefe an Meyer vom 28. April 1797 als einen „äußerst glücklichen", als „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal

finde." Die Hauptzüge entlehnte er aus der Geschichte der im Jahre 1731 vertriebenen Salzburger. Es existiren von dieser Geschichte mehrere im Wesentlichen übereinstimmende Varianten *). Die Bearbeitung, welche dem Dichter wahrscheinlich als Quelle vorgelegen, führt den Titel: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist: kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenz-Stadt angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehöret worden (Leipzig, 1732)." Es wird dort von einem „feinen und vermögenden" Bürger zu Altmühl im Oettingischen berichtet, daß er einen Sohn gehabt, den er nie zum Heirathen habe bewegen können. Dieser findet unter den Emigranten ein Mädchen, das „ihm von Herzen wohlgefällt," erkundigt sich nach ihrer Familie und Aufführung und erklärt, da die Nachrichten vortheilhaft lauten, seinem Vater, er werde zeitlebens ehelos bleiben, wenn er ihm die Salzburgerin nicht gebe. Der Vater sucht ihm den Gedanken mit Hülfe des Predigers und einiger anderen Freunde auszureden. Da ihr Bemühen fruchtlos ist, so entschließt sich der Vater, auf den Rath des Predigers, zur Einwilligung. Der Sohn verfügt sich sogleich zur Salzburgerin und fragt, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wolle. Sie nimmt den Antrag gern an und wird von ihm dem Vater vorgestellt. Dieser, mit dem Dienstantrage unbekannt, fragt, wie ihr sein Sohn gefalle. Die Emigrantin glaubt, man wolle sie zum Besten haben, sieht aber bald, daß die Sache ernstlich gemeint ist, erklärt sich von Herzen einverstanden, und zieht aus ihrem Busen ein Beutelchen mit 200 Stück Ducaten, das sie dem Bräutigam als Mahlschatz überreicht.

Vergleichen wir Goethe's Gedicht mit dieser Erzählung, so tritt uns als die erste bedeutende Veränderung, die er mit dem Stoffe vorgenommen, die Verlegung der Begebenheit in eine andere Zeit und auf einen andern Schauplatz entgegen. Statt der Salz-

*) S. mein Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1844, Heft III, S. 38 ff. Vergl. S. 72 ff. und das Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Heft I, S. 257 ff.

burger Emigrirten im Oettingischen finden wir französische Auswanderer deutscher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinseite, die nicht, wie jene, um der Religion willen, sondern wegen politischer Verhältnisse ihre Heimath verlassen haben. Diese Aenderung war nöthig, da, wie Goethe selbst in den Annalen bekennt, das Gedicht Gelegenheit geben sollte, „gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen." Hermann und Dorothea gehört seiner tiefern Tendenz nach in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen, allein mit ihm tritt Goethe aus dem polemisirenden, negativen Verhältnisse zur Revolution entschieden in die positive Richtung *) ein und lehrt uns, wie aus der allgemeinen Zerrüttung sich wieder ein erfreulicher, fester Zustand der Dinge hervorbilden kann. Der Einzelne, die Familie, die kleineren politischen Verbindungen, die Gemeinden müssen zunächst Gesundheit und Geradheit des Sinnes, Muth und Festigkeit, Abneigung vor allem Geist der Verwirrung und Unruhe bei aller Empfänglichkeit für Höheres und Besseres in sich hegen und pflegen; dann wird auch die gährende Welt sich wieder beruhigen und klären **). Der Dichter läßt demnach aus seinem Werke ungefähr dieselbe Lehre hervorspringen, die Schiller am Ende des Spazierganges, nachdem er das Bild der Revolution ausgeführt, andeuten zu wollen scheint (V. 205 ff.), daß, wenn die Gesellschaft durch Mißbrauch der Cultur gänzlich zerfallen sei, Hülfe und Heil nur darin gefunden werden könne, wenn Jeder besonders in sich den Adel der menschlichen Natur möglichst rein wieder herzustellen suche ***).

---

*) Vergl. Rosenkranz, Goethe und seine Werke, S. 322. Es ist jedoch unrichtig, wenn behauptet wird, daß die früheren politischen Dichtungen rein negativer Art seien; auch in ihnen finden sich manche positive Andeutungen.

**) In den Briefen an Meyer bezeichnet Goethe die Aufgabe, die er sich in Hermann und Dorothea gestellt, in folgender Art: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

***) Vergl. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttgart, 1856) N. A. II, 153 ff.

Schon aus der durchgängigen Beziehung auf die Revolution erhellt, daß Hermann und Dorothea keine rein idyllische Dichtung, wie die Vossische Luise, werden konnte. Das Werk mußte sich, weil eine große weltgeschichtliche Epoche darin abgespielt werden sollte, ungleich mehr der Gattung der Epopöe nähern. Nicht unschicklich kann man es eine idyllische Epopöe oder vielleicht noch treffender ein episches Idyll nennen, indem es einerseits einen idyllisch begrenzten Familienkreis, eine Gruppe von Menschen uns vorführt, mit deren individuellen Schicksalen uns der Dichter zu sympathisiren zwingt, andrerseits eine Staaten erschütternde Weltbegebenheit, wie ein fern drohendes Gewitter, im Hintergrunde erscheinen läßt. Von der eigentlichen Epopöe oder dem heroischen Epos unterscheidet sich unser Gedicht wesentlich nicht bloß durch seinen Gegenstand, indem es jene idyllische Partie als Hauptsache in den Vordergrund stellt, sondern auch durch die ganze Art der Behandlung. Goethe hat selbst in dem Briefwechsel mit Schiller die Bemerkung gemacht, daß sich namentlich in letzterer Beziehung Hermann und Dorothea dem Drama annähere. Denn einmal finde sich kein ausschließlich episches Motiv, d. h. kein rückwärtsschreitendes (die Handlung von ihrem Ziele entfernendes) darin, sondern nur die vier anderen Arten von Motiven, die das epische Gedicht mit dem Drama gemein hat (1. vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern, 2. retardirende, welche den Gang aufhalten, 3. zurückgreifende, welche das vor der Epoche des Gedichtes Geschehene hereinheben, und 4. vorgreifende, welche das über die Epoche Hinausliegende anticipiren) seien angewandt. Dann stelle es auch nicht sowohl außer sich wirkende, als vielmehr nach innen geführte Menschen dar. Schiller war damit ganz einverstanden. „Ihr Hermann," antwortete er, „zeigt wirklich eine gewisse Hinneigung zur Tragödie; wenn man ihm den reinen strengen Begriff der Epopöe gegenüber hält. Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgiltigkeit darin. So ist auch die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zuträglich." Hinsichtlich der Gleichnisse, woran bekanntlich die Epopöen gewöhnlich so reich sind, meinte Goethe, daß sein Gedicht sich derselben mit Recht enthalten habe, „weil einem mehr

sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur lästig gewesen wäre." Wir können hinzufügen: Der epische Dichter wird besonders da gern nach Vergleichungen greifen, wo ein großer, reicher, imponirender Gegenstand ihn so mächtig erfaßt, daß er sich durch eine Schilderung des Gegenstandes selbst nicht genug thut; es ist aber einleuchtend, daß der von unserm Dichter gewählte Stoff solcher glänzenden und großartigen Elemente nur wenige enthält. Nur der Anfang des siebenten Gesanges, wo freilich auch die wirksamsten Momente der Dichtung beginnen, ist durch ein Gleichniß, und zwar durch ein vollkommen neues, bezeichnet, welches mit Goethe's Lieblingsstudien, der Optik, zusammenhängt.

Was ferner das Wunderbare betrifft, das Eingreifen überirdischer Mächte in die Angelegenheiten der Menschen, welches von den Theoretikern gewöhnlich als unerläßlich für die Epopöe betrachtet wird, so glaubte Goethe aus diesem Gebiet hinreichende Elemente in sein Werk aufgenommen zu haben, „indem das große Weltschicksal theils wirklich, theils durch Personen (wie der Richter) symbolisch, eingeflochten sei, und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren angegeben seien, was zusammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, ohne freilich die physisch-poetische Gewalt derselben zu ersetzen" *).

Mehrere der im Vorigen angedeuteten Punkte verdienen eine nähere Erörterung, namentlich Zeitdauer und Ort, so wie die Führung der Handlung. Der Verlauf der Begebenheiten in unserm Gedichte ist, ganz abweichend von der Weise des heroischen Epos, in so enge Zeitgrenzen eingeschlossen, als es nur in einem Drama von der strengsten Kunstform der Fall sein kann. Die Handlung beginnt am Mittage und schließt in der Nacht. Hierbei ist nun die Sorgfalt zu bewundern, womit der Dichter, ähnlich wie Schiller in der Bürgschaft, durch scharfe Hervorhebung der verschiedenen Tageszeiten die verschiedenen Momente der Handlung auseinandergehalten hat. Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang, später Abend,

*) S. Briefwechsel mit Schiller, III, 384.

finstere Gewitternacht, alle treten an ihrer Stelle kräftig hervor, und, was besonders zu loben ist, sie schließen sich den verschiedenen Stadien der Handlung harmonisch an und spielen gleichsam mit. Wie schön entspricht z. B. im achten Gesange die „ahnungsvolle Beleuchtung" der Abendlandschaft den Empfindungen der beiden Liebenden! Weiterhin gibt „der herrliche Schein des Mondes," den Dorothea „so süß" findet, dem Vorgefühle des sie erwartenden Glückes Nahrung. Aber, wie den Fluren ein Gewitter, so drohen auch ihrem Glücke noch Wolken, die sich erst in heiße Thränen auflösen müssen, ehe ihre Beseligung vollkommen wird; da läßt nun der Dichter, um die Harmonie der äußern Natur und der innern Empfindung durchzuführen, den Gipfelpunkt der durch das Mißverständniß im letzten Gesange hervorgerufenen Verwirrungen und Schmerzen gerade mit dem Ausbruche des nächtlichen Gewitters zusammenfallen.

Wie die Zeit, so ist auch das Local der Handlung beschränkt, aber auch, wie sie, mit bewunderungswürdiger Kunst bis in's Detail vergegenwärtigt. Vor Allem zeichnet sich in dieser Hinsicht der Eingang des vierten Gesanges aus. Fragen wir, durch welche Mittel hier der Dichter eine so außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit des Bildes erzielt habe, so liegt der Hauptkunstgriff wohl darin, daß er uns durch das Auge einer Person des Gedichtes schauen läßt, vor welcher sich das Gemälde *successiv entwickelt*. Diese Art der Schilderung stimmt ganz zu Schiller's Behauptung, daß wir uns im epischen Gedichte *um* die Gegenstände bewegen, während die dramatische Handlung sich vor uns bewege *). Dann ist auch die Gemüthsverfassung der Person, die dem Leser gleichsam ihr Auge leiht, sehr glücklich gewählt, um die Erzeugung eines reinen, klaren Bildes zu erleichtern. Wenn die Mutter den Sohn auch nicht ohne Befremdung suchte, da er sich sonst niemals weit entfernte, ohne es zu sagen, so war ihr Besorgniß und Furcht doch noch fern; sie besaß Gemüthsfreiheit genug, um beim Durchwandern des Gartens Alles recht zu betrachten, und sich jeglichen Wachsthums zu freuen; sie bewundert die Fülle der Trauben, denkt schon mit Lust des

*) S. den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel III, 387.

Herbstes und der fröhlichen Tage der Weinlese und betrachtet mit Wohlgefallen die herrlichen Kornfelder. Was freilich der Phantasie auch sehr zu Hülfe kommt, ist die einfache und geschickte Anordnung der einzelnen Theile des Bildes. Dadurch z. B., daß das Haus an die Grenze der Stadt gelegt ist, hat der Dichter Continuität in das Gemälde gebracht. Leicht faßliche Eintheilungspunkte sind der Einbildungskraft geboten: die Stadtmauer mit ihrem Pförtchen, der Stadtgraben, die untere und obere Thüre des wohlumzäunten Weinberges, der Rain, der die Aecker trennt, der Birnbaum, die Grenze der Felder, die Hermann's Vater gehören. Bei aller Kunst der Beschreibung fühlt man aber nirgendwo Absichtlichkeit, eben weil es eine vollendete Kunst ist. Jede Schilderung erscheint, wie sehr der Dichter auch dadurch der Wirksamkeit späterer Partieen vorgearbeitet hat, doch an ihrer Stelle vollkommen motivirt und natürlich.

Was die Art und Weise betrifft, wie der Dichter den Faden der Handlung abgewickelt hat, so ist auch hier überall eine höchst besonnene, mit einfachen Mitteln Außerordentliches wirkende Kunst zu bemerken. Schon die Exposition ist meisterhaft behandelt. Man braucht nur die 21 Anfangsverse des Gedichtes etwas näher zu betrachten, so erstaunt man, wie viele exponirende Züge der Dichter in das so natürlich fortfließende und scheinbar ganz absichtlose Geplauder des Wirthes zu verflechten gewußt hat. Hinsichtlich des Augenblicks, wo der Faden der Handlung aufgenommen wird, ist Goethe dem Beispiele anderer epischen Dichter gefolgt, die in der Regel nicht das Stück mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser sogleich in die Begebenheit hineinversetzen. Hier war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Goethe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermann's und der Vertheilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und imponirende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden, und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war Hauptaufgabe; die großen

geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksal desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn, und durch ihn als Medium erblicken. Hätte nun der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuren Gegenstande unser Gemüth erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich gewesen sein, das Interesse wieder auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deßhalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre Verhältnisse thun, und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch die Berichte des Apothekers und Hermanns.

Der Fortschritt der Handlung vereinigt, wie Humboldt treffend bemerkt, die zweifache Schönheit in sich, daß alle einzelnen Momente, in die sie aus einander tritt, vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. „Niemand," sagt er, „wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigene Selbstständigkeit einräumt, welche die Iliade zu einem so großen, und Ariost's rasenden Roland zu einem so reichen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten." Vier Hauptmomente sind indeß zu bemerken, die auf die Richtung der Handlung einen vorherrschenden Einfluß üben: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohne, der während der Abwesenheit der Freunde in Hermann aufsteigende Gedanke, mit Dorothea allein zu sprechen, sein Antrag am Brunnen, sie nur als Magd in das älterliche Haus zu führen, und die verstellte Rede des Geistlichen im letzten Gesange. Auf die dritte Hauptwendung ward der Dichter, wie die obige Erzählung von der Salzburgerin zeigt, durch seine Quelle geführt; aber die glückliche Motivirung derselben ist ganz sein Verdienst.

Von den Charakteren des Stückes gab die Quelle die beiden

liebenden, den Vater und den Prediger; die anderen Hausfreunde sind im Gedichte durch den Apotheker repräsentirt. Die Mutter und der Richter der fremden Gemeinde sind reine Erfindung Goethe's. Die herrlichste dieser sieben Figuren, und zugleich eine der allertrefflichsten aus der ganzen Gallerie weiblicher Bilder in Goethe's Dichtungen ist Dorothea. Schon gleich ihr erstes Auftreten, ihre ersten Worte lassen eine kräftige, besonnene Natur, ein in festem Gleichgewicht ruhendes Gemüth, ein edles Selbstgefühl, das auch da noch durchleuchtet, wo sie um Gaben der Milde bittet, ein Herz, das in liebevoller hülfereicher Thätigkeit für Andere sein Glück findet, ein schönes Vertrauen auf Menschengüte, eine tröstliche Lebensansicht erkennen. Sie leitet die gewaltigen Thiere „klüglich," tritt den Pferden an Hermann's Wagen „gelassen" entgegen, spricht den Jüngling in herzlich vertrauensvollen, nicht demüthigen Worten, um eine Gabe an, nicht für sich, sondern für eine Hülfsbedürftige, die sie noch kaum gerettet hat. Sie jammert nicht über ihre Drangsale; im Gegentheil hebt sie, als sie den Werth der empfangenen Gabe erkennt, eine gute Seite des Unglücks hervor:

> Und sie dankte mit Freuden und rief: der Glückliche glaubt nicht,
> Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
> Gottes Hand und Finger u. s. w.

Warum der Dichter just diese Züge dem ganzen Bilde zu Grunde gelegt, ist nicht schwer zu erkennen. Eine Gattin mit solchen Eigenschaften war gerade für Hermann am wünschenswerthesten. Ein Mädchen von der tüchtigsten Bravheit, von der eigensuchtreinsten Herzensgüte, das nicht sowohl durch Lernen und Studium, als durch reiche Lebenserfahrungen der Früchte der Cultur theilhaftig geworden, ohne die ursprüngliche Kraft und Selbstständigkeit des Gemüthes einzubüßen, ein mit moderner Feinheit der Empfindung begabtes Wesen, das zugleich eine antike Einfalt zu bewahren gewußt, ein Gemüth, das einen reichen Schatz tiefer Gefühle im Busen hegt, und doch jeden Augenblick in der äußerlichen Wirklichkeit, mag sie auch noch so alltäglich sein, zu leben bereit ist, ein Herz, das jedem Unglück entschlossenen Muth entgegensetzt, und jedes Glück mit rascher Besonnenheit und herzlicher Dankbarkeit ergreift — welcher andere

weibliche Charakter hätte auf ein Gemüth, wie Hermann, einen gleich tiefen Eindruck machen, und ihm, zumal in seinen Lebensverhältnissen, in seiner Zeit, ein gleich festes Glück verbürgen können? Man denke sich, die feinen und zarten Elemente in Dorotheen's Charakter hätten das Uebergewicht über die festen und starken, eine andere Erziehung hätte ihr eine reichere Ader von Sentimentalität gegeben, ihre früheren Lebensverhältnisse hätten sie weniger an rüstige Thätigkeit, an ein rasches, besonnenes Angreifen gewöhnt, mit wie vielen Bedenken würden wir am Ende die Liebenden ihren Bund schließen sehen?

Um aber das Charakterbild Dorotheen's stärker hervortreten zu lassen, hat der Dichter ein Kunstmittel angewandt, das sich auch zur Hervorlichtung äußerer Gestalten sehr wirksam erweist, den Contrast. Aus diesem Gesichtspunkte hat man das Gemälde zu betrachten, welches der Apotheker im ersten Gesange vom Zuge der Vertriebenen entwirft. Mit den einzelnen Zügen desselben tritt später das Erscheinen Dorotheen's in Contrast. Hier leitet ein Mädchen zwei der stärksten Ochsen des Auslandes mit besonnener Ruhe, während dort Wanderer und Wagen sich in wildem Getümmel durch einander drängen; hier sehen wir Dorothea nur auf Rettung einer Hülfsbedürftigen sinnend, während dort Alles eigensüchtig nur sich selbst bedenkt; hier die gelassene Anrede Dorotheen's an den Jüngling, dort lautes Wehklagen u. s. w. Ein anderes Kunstmittel, das gleichfalls auch zur Darstellung äußerer Gestalten mit Erfolg angewandt werden kann, ist dann weiterhin benutzt, um uns Dorotheen's Charakterbild da, wo sie nicht selbst erscheint, gegenwärtig zu erhalten, und unsere Phantasie zu immer schärferer und schönerer Ausmalung desselben zu reizen; ich meine die Darstellung der Wirkung, die Dorotheen's Trefflichkeit auf Hermann's Gemüth gemacht hat. Diese Wirkung hat der Dichter in einer schönen Gradation und in kunstreich wechselnden Zügen zu veranschaulichen gewußt. Sobald Hermann über sein erstes Zusammentreffen mit Dorothea Bericht erstattet hat, muß sich der aufmerksame Leser der Umwandlung seines Wesens erinnern, die bei seinem Eintritte in's Zimmer der Prediger an ihm bemerkte, und weiß sie sich nun richtiger zu erklären, als dort der Prediger, wenn er sagt:

> Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
> Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Dann deutet die Gesprächigkeit, die er im zweiten Gesange, ganz im Gegensatze zu seiner sonstigen Wortkargheit zeigt, und die Entschiedenheit, womit er der Ansicht des Apothekers über das Heirathen in Kriegszeiten entgegentritt, eine Entschiedenheit, die der Vater mit staunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt, — dieß Alles weist auf eine tiefe Erregung seines Innern. Liegen aber hierin bloße Andeutungen, so sehen wir im vierten Gesange, im Gespräche mit der Mutter, den Quell seiner Empfindungen heftig, leidenschaftlich zu Tage brechen:

> Wie? du weinest, mein Sohn? . . .
> Daran erkenn' ich dich nicht! Das hab' ich niemals erfahren!

Im fünften Gesange erregt die Beredtsamkeit, womit er seine Bitte um die Zustimmung des Vaters unterstützt, von Neuem des Letztern Verwunderung („Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst u. s. w.?") Directer spricht sich Hermann's Gemüthsaufregung am Schlusse des sechsten Gesanges aus:

> Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
> Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret. U. s. w.

Indem wir hier Hermann's innere Zustände verfolgten, entfernten wir uns nur scheinbar von der Betrachtung des Charakters seiner Geliebten; denn in jenen spiegelte sich dieser immer auf's Treueste ab. Mittlerweile wurde uns aber Dorothea noch ein paarmal selbst gezeigt: einmal, gleichsam in der Ferne, in der Erzählung des Richters von ihrer heroischen That, wie sie sich und andere junge Mädchen gegen die Brutalität eindringender Soldaten vertheidigte*), und das andere Mal gleich nachher, da wo der Apotheker

*) Diese That ist von Humboldt als ein die Wirkung des ganzen Charakters etwas störender Zug angefochten worden. Ich habe Humboldt's Bedenken im Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 28 ff.) zu widerlegen gesucht, und Rosenkranz (Goethe u. s. Werke, S. 329) stimmt im Wesentlichen bei, namentlich darin, daß es dem Dichter darum zu thun gew

breite. „In der That,“ schrieb er, „der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll. In Rücksicht auf Beides habe ich sehr viel daraus gelernt.“

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Besuches von Hirt erwähnt, auch des seltsamen Reisenden Lord Bristol*), der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben.“ Hierüber gewährt der dritte Band von Eckermann's Gesprächen willkommenen Aufschluß. Lord Bristol, Bischof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewissen schieben, daß er dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!“ rief Goethe. „Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w.“ In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm, und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden

---

*) Wie interessant dieser Mann für Goethe gewesen sein muß, zeigt die Charakteristik desselben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrscheinlich am nächsten Tage nach der Zusammenkunft, niederschrieb. Sie findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten“ Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

und verständige Weise den Weg dazu ab." Zugleich tritt aber an dieser Stelle der Charakterzug wieder hervor, den wir oben als einen der Grundzüge ihrer Gemüthsgestalt bezeichneten, in besonderer Klarheit hervor, die edle Ruhe und Gelassenheit, das feste Gleichgewicht des Innern, die Selbstgenügsamkeit, die an antike Götterbilder erinnert. Ohne allen leidenschaftlichen Kampf, mit klarer Besonnenheit faßt sie den ruhigen Entschluß, dem Antrage Hermann's zu folgen. Und so behauptet sie auch beim Abschiede von den Vertriebenen allein unter Allen ihre Fassung. Dagegen sehen wir sie im letzten Gesange, bei der verstellten Rede des Predigers, auf einmal im Innersten aufgeregt:

Es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust. u. s. w.

Wenn hiermit Dorothea, die uns bisher in ihrer stillen Charaktergröße Verehrung abgewann, unserm Herzen näher gerückt wird und uns weiblich liebenswürdiger erscheint, so erreicht der Dichter zugleich noch andere Vortheile durch diese plötzliche Seelenerregung. Durch den Contrast derselben gegen die frühere Fassung veranschaulicht er uns einmal die ganze Gewalt der Neigung, womit Dorothea zu dem Jünglinge hingezogen wird. Dann enthüllt die heftige Gemüthsbewegung auch den beiden Aeltern, die wir am Ende über Dorotheen's Charakter vollkommen beruhigt wünschen müssen, mit Einem Zuge den ganzen Adel der Gesinnungen, die ganze Tiefe der Gefühle ihrer künftigen Schwiegertochter. Aber der Hauch der milden Ruhe, der tiefen, aber stillen Bewegung, der über dem ganzen Gedichte weht und besonders aus Dorotheen's Charakter uns anspricht, sollte durch die leidenschaftliche Stimmung derselben nur augenblicklich unterbrochen werden. Der Dichter zeigt sie gleich nachher wieder in lieblichem Lichte, wie sie sich anmuthvoll vor dem noch nicht ganz besänftigten Vater neigt, ihm die zurückgezogene Hand küßt und mit herzlichen Worten schnell seine Gunst erobert. Gegen den Schluß endlich, wo sie die Abschiedsworte ihres frühern Bräutigams referirt, hebt sich ihr Bild in eine idealische Höhe, worauf sie, von den Uebrigen nur halb verstanden, allein steht.

Haben wir uns bei Dorotheen's Charakter länger verweilt, weil sich an ihm Goethe's poetische Kraft vielleicht glänzender, als irgendwo offenbart hat, so wollen wir dafür die übrigen um so kürzer behandeln. Der männliche Hauptcharakter der Dichtung, Hermann, wird uns besonders im zweiten Gesange in seinen bedeutendsten Zügen vorgeführt. Was wir bei allen Figuren unsers Gedichtes schon auf den ersten Blick wahrnehmen, das zeigt sich in Hermann in ausnehmend hohem Grade, ein Uebergewicht der natürlichen Kräfte über die Cultur, ein schlichter, gerader Sinn, reine Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen. Humboldt macht auf die Aehnlichkeit dieses Charakters mit den Homerischen aufmerksam: „Auch in Homer's Helden finden wir vor Allem ein Herz in der Brust, das Unrecht hasset und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket; auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen.“ So erinnert auch das heftige, laute Weinen des starken Jünglings (IV, 155 ff.) an die Homerischen Helden, die sich nicht im Schmerz durch Thränen zu erniedrigen glaubten, während unsere schwache Zeit den Helden ihrer Poesie nur ein paar verheimlichte Thränen erlaubt. Aber auch in der ganzen naiven Haltung dieses Charakters (das Wort naiv in der von Schiller festgestellten weitern Bedeutung genommen) möchte wohl kaum eine Figur eines andern neuern Gedichtes den poetischen Schöpfungen der Alten so nahe kommen, als diese. Dieselbe trockene Naturwahrheit, dieselbe Mäßigung des Ausdrucks, die gleiche, reine Objectivität, wobei, wie Schiller sagt, der Dichter unsichtbar hinter seinem Werke stehen bleibt, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude. Man könnte indeß zweifeln, ob Goethe die Klippe, die allen naiven Dichtern droht, bei diesem Charakter überall vermieden, und nicht vielleicht stellenweise das Bild Hermann's in ein zu unvortheilhaftes Licht gerückt habe. Namentlich dürfte uns dieses Bedenken bei der Scene im Hause des reichen Kaufmanns anwandeln, wo Hermann vor Verlegenheit den Hut fallen läßt. Unverkennbar

eitete hiebei den Dichter die Absicht, jene Umwandlung, welche ie Liebe an dem Jünglinge bewirkte, größer und bedeutender erscheinen zu lassen. Als ein ächt deutsches Gemüth erscheint Hermann besonders auch durch die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die Aeltern, zufolge deren er sich nicht bloß durch die Mutter schnell umstimmen und leiten läßt, sondern auch den oft harten Vater stets mit o inniger Neigung verehrt hat, daß er die über ihn spottenden Gespielen mit der grimmigsten Wuth züchtigte. Ganz am Schlusse des Stückes läßt der Dichter, wie Dorotheen's, so auch Hermann's Bild, n höherem Glanz aufstrahlen, indem er es durch den Ausdruck vaterländischer Gefühle verklärt.

Zu Hermann bildet der Vater in mancher Beziehung einen Gegensatz. Warum Goethe diesen Charakter so und nicht anders angelegt hat, ließe sich für alle Züge desselben aus der Aufgabe des ganzen Gedichtes entwickeln. Ist es z. B. in dieser begründet, daß Hermann mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Liebe zum Alten und gleichmäßig Wiederkehrenden wurzelt, daß er ein Repräsentant jener ruhigen, gleichmüthigen, rein- und gradgesinnten Bürger ist, die

> ihr väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehen,
> Und die Erde besorgen, so wie es die Stunde gebietet,

so erklärt es sich wieder aus Hermann's Charakter, warum der Dichter dem Vater just eine solche Eigenthümlichkeit geliehen. Das Gesetz der poetischen Mannigfaltigkeit sowohl als die der Handlung nothwendige Verwickelung forderten, daß beide in einigen Zügen wenigstens contrastirten; und so wurde der Vater denn als ein Freund des Fortschrittes dargestellt, der verlangt, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Besserer. Er ist unternehmungslustig und benutzt gern das Gute, was die Zeit ihn lehrt und das Ausland; darum will er, daß sein Sohn sich in der Welt umsehe und nicht ewig zu Hause hocke. Einen so strebsamen Sinn, weitern Ueberblick über die menschlichen Dinge, größere Weltkenntniß darf man aber bei einem wohlhabenden Landwirthe um so wahrscheinlicher voraussetzen, wenn er zugleich als Gastwirth Gelegenheit gehabt, vieler Menschen Urtheil zu hören, an vielen weltlichen Ereignissen ein lebhafteres Interesse zu nehmen, auch auf Geschäftsreisen

(s. den Schluß des ersten Gesanges) Welt und Menschen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Hierbei erhebt sich indeß ein Bedenken. Wenn der Dichter einen Charakter auf der Basis eines bestimmten Standes, eines bestimmten Geschäftes aufführt, so kann man ihm nicht wohl die Forderung erlassen, dem allgemeinen Typus dieses Standes treu zu bleiben. Nicht leicht wird aber Jemand behaupten, daß die Selbstständigkeit und Würde, in welcher durchweg der Vater erscheint, an einen Gastwirth erinnern; ja ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Leser da, wo der Dichter sie nicht ausdrücklich an den Stand des wohlbehaglichen, kräftig selbstbewußten Mannes erinnert, nur den reichbegüterten Eigenthümer mit seiner glücklichen Unabhängigkeit vor der Seele haben wird, zumal da wir einen vollen Nachmittag und Abend in seinem Hause mit durchleben, ohne einen eigentlichen Gast zu bemerken; denn der Pfarrer und Apotheker sind Hausfreunde.

In der Gattin des Gastwirthes hat uns der Dichter ein so reizendes Bild schöner Mütterlichkeit gegeben, daß wir ihm kaum ein gleiches zur Seite zu stellen wüßten. Wie das in seiner Art ebenfalls vortreffliche Miniaturbild in Schiller's Glocke, stellt es nicht einmal die Mutter in heftig leidenschaftlichen Gemüthsverfassungen dar, nicht etwa wie sie mit aufopferungsreicher Sorgfalt und Angst für die Erhaltung des kranken Säuglings wacht und wirkt und betet, nicht wie sie in rührenden Tönen um ein entrissenes Kind klagt; es sind nur mäßig bewegte Seelenzustände, worin sie uns vorgeführt wird, und sonst erscheint sie nur als überall wachsame, überall geschäftige Hausfrau, als liebevolle Gattin, kurz in den einfachsten und natürlichsten Formen, von denen man nicht denken sollte, daß sie der dichterischen Einbildungskraft eine hervorstechend interessante Seite bieten könnte; und dennoch fühlt sich jeder Leser von unverbildetem Geschmack durch dieses einfache Gemälde auf's Innigste angesprochen, ja entzückt. Das Verhältniß zwischen ihr und Hermann, zwischen dem zum Manne herangereiften Sohne und der Mutter, die nun seine Liebe mit einer andern theilen soll, hat Goethe mit unerreichbarer Zartheit dargestellt. Die Scene von V. 63 des vierten Gesanges bis zum Schluß desselben gehört zu den wenigen unserer poetischen Literatur, worin Seelenadel und Ge-

müthsschönheit durchaus ohne alle Prätension, ja in einer fast schüchternen Darstellung und dennoch tief ergreifend sich zeigen.

Ein anderer, durchaus edel gehaltener Charakter ist der Prediger. Wenn die übrigen Charaktere, mit Ausnahme etwa des Apothekers, in dem sich eine gewisse Halbcultur und Verschrobenheit von komischem Anstriche bemerkbar macht, sämmtlich das Gepräge schlichter Einfachheit, des Uebergewichts der Natur über die Cultur tragen, so zeigt sich in dem Geistlichen ein psychologischer Feinblick, eine Tiefe und ein Umfang der Intelligenz, wie sie nur dem reifen Zöglinge der Cultur eigen sein können. Allein bei ihm ist, wie Humboldt richtig bemerkt, die Cultur vorzugsweise auf die sittliche Bildung und das Glück des Menschen, also auf etwas sehr Einfaches und Natürliches, bezogen. Dieser Mann ist durch die mannigfachen Irren der Cultur unversehrt wieder zur Friedenswelt der Natur zurückgekehrt, und bildet daher keinen Mißlaut in dem Zusammenklange der übrigen Charaktere. Uebrigens war eine Figur, wie diese, in dem Gedicht unentbehrlich. Soll nämlich das idyllische Epos eine Zeit wie die unsrige ansprechen, so darf ihm ein reicherer intellectueller Gehalt, ja ein gewisser intellectueller Schwung einerseits, und andererseits ein feinerer, man möchte sagen, zarter und reicher gegliederter Empfindungsgehalt nicht fehlen. Der letztere ist an mehrere Charaktere des Stückes mehr gleichmäßig vertheilt. In Hermann ist, wie schlicht und einfach auch sein Wesen sein mag, eine höhere und feinere Gefühlsbildung zu erkennen, als wir sie bei ähnlichen Charakteren in den Dichtungen des Alterthums gewahren. Desgleichen dürfte mit Dorotheen oder der Mutter schwerlich eine weibliche Gestalt des Alterthums an innerer Zartheit, an jener leis erregbaren Gefühlsstimmung, wie sie die moderne Zeit bezeichnet, zu vergleichen sein. Aber den intellectuellen Gehalt hat Goethe mit Recht größtentheils dem Prediger zugetheilt, der zufolge seines Bildungsganges sich am leichtesten die Errungenschaft einer langen Culturzeit angeeignet haben konnte. Insbesondere hat ihn noch der Dichter zum Hauptorgan des über dem ganzen Werke schwebenden Geistes großer, parteiloser Ruhe und schöner Billigkeit gemacht, der Goethe's damalige Gesinnung charakterisirt und der epischen Poesie so trefflich zusagt.

Sehr abstechend gegen diesen Charakter ist der des zweiten Hausfreundes, des Apothekers. Goethe mochte eine solche Persönlichkeit aus mehreren Gründen dem Gedichte für nöthig halten. Erstens bedurfte er, da die übrigen Charaktere so achtungswürdig und bedeutend gehalten waren, auch einiges Schattens zu dem vielen Lichte. Einen Charakter mit bösartigen Zügen einzuführen, verbot schon der ganze Geist der Dichtung; deßhalb zeichnete Goethe einen mit Schwächen behafteten, die eher ein Lächeln, als Abneigung oder Haß erzeugen. Er ist bald zum Wirthe, bald zum Prediger, bald zu Hermann in Beziehung gesetzt, so daß durch den Contrast mit ihm die Gediegenheit und Tüchtigkeit dieser Männer erst recht hervortritt. So liefert er auch in den zahlreichen Gesprächen des Stückes gewöhnlich das Ferment der Opposition, wodurch eine Frage nun von ihren verschiedenen Seiten recht beleuchtet werden kann. Dann scheint der Dichter, wie H. Kurz treffend bemerkt hat, diese Person auch deßwegen eingeführt zu haben, „um durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten verrichtet werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der Dichter als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gern in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet." Als Schattenseite seines Charakters tritt vor Allem ein gewisser Egoismus hervor (II, 83 ff.), wie er sich bei Hagestolzen leicht mit den Jahren entwickelt. Nach dem Neuen strebt er, nicht weil sein Geschmack reiner wäre, als der der Menge, sondern weil es Mode ist (III, 67). Er tadelt wohl einmal Fehler, deren er sich selbst mit schuldig macht (I, 70 ff.). Auf seine Klugheit und seine Welt- und Menschenkenntniß thut er sich etwas zu gute; doch scheint Hermann seinem Scharfblicke nicht eben sehr zu vertrauen, wo es die Prüfung des fremden Mädchens gilt, und wünscht, daß sich der Prediger ihm anschließe. Seine Vorsicht hat der Dichter zweimal mit dem idealen Vertrauen des Predigers contrastirt, zuerst im Gesange V, 36 ff., und sodann VI, 155 ff. Ungeachtet solcher Flecken macht aber der ganze Charakter einen behaglichen Eindruck, und hat zugleich eine mild komische Färbung; so erscheint er namentlich am Schlusse des

sechsten Gesanges, wo er sich scheut, dem geistlichen Freunde „Leib und Gebeine“ anzuvertrauen. Gegen das Ende des Gedichtes rückt der Dichter ihn in den Hintergrund, und mit Recht, weil da, wo eine tiefe Aufregung edler Gemüther sich zeigt, ein flacherer Charakter, wie dieser, nicht ohne Störung der Gesammtwirkung hätte hervortreten können.

Der letzte Charakter des Gedichtes endlich, der Richter der fremden Gemeinde, ist eine hohe Figur, mehr heroischer Art, in einfach großem Styl gezeichnet. Der Leser fühlt beim Anblick dieser poetischen Gestalt gewiß ganz gleich mit dem Prediger, welchen der Dichter sagen läßt:

Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Zunächst bedurfte Goethe dieses Charakters schon, um durch eine durchaus zuverlässige Person über Dorotheen's früheres Leben und Verhältnisse Kunde zu geben. Dann bewog ihn das Gesetz der poetischen Oekonomie, sich derselben Person zu bedienen, um eine Skizze des Zeitalters zu entwerfen, auf dessen düsterm Grunde das ganze Bild der Handlung ausgeführt werden sollte. Wir können dem Dichter nur Dank wissen, daß er eine solche, eigentlich nur zu untergeordneten Zwecken bestimmte Figur zu einer so imponirenden, würdevollen Gestalt ausgebildet hat. Die übrigen Charaktere sind doch nicht durch sie beeinträchtigt worden; dafür erscheint diese Figur zu vorübergehend und zu weit in die Tiefe des Gemäldes gerückt.

Wenn es uns der Raum gestattete, nun auch noch die Kunst des Dichters in der Darstellung der äußeren Gestalten zu betrachten, so würden wir Dorotheen's Bild auf eine meisterhafte Weise ausgeführt finden*). Goethe hat die mannigfachsten Kunstgriffe angewandt, um es dem Leser bis zu Ende stets gegenwärtig zu

*) Ausführlich ist dieser Gegenstand behandelt in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843, Heft I, S. 22, Heft II, S. 20 ff., Heft IV S. 80 ff.

erhalten und mit immer neuem Reiz zu umkleiden. Um so sparsamer ist er in der Schilderung des Aeußern der übrigen Personen gewesen; selbst das Bild des würdigen Alten, des Richters der Vertriebenen, das vielleicht einen Andern in Versuchung gebracht hätte, seine Kunst der Gestaltenmalerei recht glänzen zu lassen, hat er auch nicht durch einen bestimmten Zug skizzirt. Desgleichen ist die äußere Gestalt des Hauptheldenen höchstens durch ein Adjectiv von allgemeinem Sinne („der wohlgebildete Sohn") angedeutet, oder im Vorbeigehen als groß und kräftig bezeichnet. Dieser Enthaltsamkeit im Gebrauch schildernder Züge, wo Personen angeführt werden, lag wohl besonders das Gefühl zu Grunde, daß der moderne Dichter, wenn er der ganzen Richtung seiner Zeit nicht untreu werden will, mehr das Innere der Menschheit hervorzukehren suchen, als mit den Dichtern des Alterthumes an sinnlichem Glanz und Reichthum rivalisiren müsse. — In anderen beschreibenden Partieen dagegen, wo es nicht das Aeußere von Personen gilt, wetteifert unser Dichter augenscheinlich mit den alten Epikern, namentlich mit Homer, und wetteifert meistens mit Glück. Ich hebe nur die Stelle hervor, wo das Anschirren der Pferde und die Abfahrt Hermann's erzählt wird; wie rein antik ist hier Alles gehalten, Alles Gestalt, Bewegung, Handlung, überall die productivsten Züge herausgehoben; kaum ist es eine Beschreibung zu nennen, so sehr steht bei jedem Worte das ganze Bild vor unserer Seele; es wirkt Alles wie Plastik und Malerei *).

*) Wir erwähnen hier noch eines Urtheils von Wieland über die Figuren unserer Dichtung (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 249): „Bei dieser Lectüre habe ich mich wieder überzeugt, Goethe sei eigentlich zum (bildenden) Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Styl." — In einem Briefe an Schiller vom 8. April 1797 bekennt Goethe, daß er alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst verdanke; und in einem Briefe an Meyer vom 28. April heißt es: „Es kommt noch darauf an, ob das Gedicht auch vor Ihnen die Probe aushält; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt."

Zum Schlusse noch ein paar Worte über Sprachliches und Metrisches. Wie das Gedicht überhaupt das Gepräge schlichter Einfalt und Natürlichkeit trägt, so auch in der sprachlichen Darstellung. Fast mit Aengstlichkeit scheint sich Goethe vor einem Ausdrucke gehütet zu haben, der stärker und glänzender wäre, als der Gegenstand ihn durchaus verlangte; und Nichts kann, wie Humboldt treffend bemerkt, dem oratorischen Styl in der Poesie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer oft bemerken, mehr entgegengesetzt sein, als der Vortrag Goethe's in Hermann und Dorothea. Nichts desto weniger hat die Sprache eine durchaus poetische Färbung, was der Dichter bald durch leise Abweichungen von der prosaischen Wortfolge, stellenweise auch durch kühnere, aber das Verständniß nicht erschwerende Versetzungen, bald durch reichlichern Gebrauch der Participien, bald durch Häufung des Bindewörtchens und, bald durch ein gewisses alterthümliches, namentlich Homerisches Gepräge des Ausdrucks erreicht hat. Von dem Metrum läßt sich freilich nicht rühmen, daß es den Forderungen einer strengen Theorie entspricht, noch, daß es überall durch rhythmische Malerei und ausdrucksvolle Modulation die Darstellung so sehr unterstützt, als es möglich wäre; wohl aber, daß es dem deutschen Ohre besser zusagt, als die oft rauhe und unnatürliche Bewegung der Vossischen Verse. Mit dem Reinecke verglichen zeigt es einen bedeutenden Fortschritt, der zum Theil auf Rechnung der Beihülfe Humboldt's und wohl auch Schiller's zu setzen ist. Einige metrische Flecken, die sich in dem Gedichte bei der ersten Veröffentlichung fanden, sind noch nachträglich durch leichte Umstellungen oder sonstige Veränderungen gelöscht worden; doch weicht die ältere Gestalt von der neuern im Ganzen nur wenig ab *).

So war denn unserm Dichter ein Werk gelungen, dem die ganze Nation Beifall zujauchzte. Die, welche durch frühere Dichtungen an ihm irre geworden waren, selbst die, welche ihm wegen der Xenien zürnten, mußten nach diesem neuen Triumph seinem Genius wieder huldigen.

*) Die Varianten siehe in meinem Archiv für den deutschen Unterricht Jahrg. 1843.

Vierzehntes Capitel.

Abreise nach der Schweiz. Neue Betrachtungsweise der Dinge. Aufenthalt in Frankfurt, Stuttgart, Tübingen. Balladen von der schönen Müllerin. Zusammentreffen mit Meyer in Zürich. Die Elegie Amyntas. Blümlein Wunderschön. Reise auf den St. Gotthard. Ein episches Gedicht „Wilhelm Tell“ projectirt. Plan einer sentimentalen Reisebeschreibung. Theorie von den Kunstgegenständen. Rückreise. Einfluß der Schweizerreise. Neue Epoche in Goethe's Entwickelung.

Am 30. Juli reiste Goethe von Weimar nach Frankfurt ab; es war das erste Mal, daß er den Weg aus Thüringen zum Mainstrom bei Tage mit Ruhe und Aufmerksamkeit machte. Er übereilte nicht seine Fahrt; in den heißen Mittagsstunden ließ er füttern und brach dafür Morgens um so früher auf. So kam er nach viertägiger Reise vergnügt und gesund zu Frankfurt an und überlegte in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst, was es heiße, in seinen Jahren in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit,“ schrieb er den 9. August an Schiller, „imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen.“ Man sollte denken, er hätte bei der Einsicht, wie leicht auf Reisen die Masse und Mannigfaltigkeit der Gegenstände den Geist verwirren können, auch jetzt durch Willenskraft sein Interesse auf einen mäßigen Kreis von Dingen beschränkt. Noch am Tage vor seiner Abreise hatte er an Schiller geschrieben: „Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gebe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite.“ Und dennoch nahm er recht absichtlich eine ungeheure Fülle von Objecten

in sich auf und traf allerlei künstliche Veranstaltungen, um sich dieses Besitzes zu versichern. Anstatt die mit den Jahren nicht gerade wachsenden Kräfte haushälterisch zu verwenden, begann er Anschauung und Betrachtung an kleinlichen Gegenständen zu üben. Er legte ganze Bündel von Acten an, worin er öffentliche Papiere, die ihm auf der Reise vorkamen, Zeitungen, Wochenblätter, Verordnungen, Komödienzettel, ferner Predigtauszüge, Preiscourante u. s. w. einheftete; diesen fügte er seine eigenen Beobachtungen und Bemerkungen, seine augenblicklichen Urtheile bei, sprach dann in Gesellschaften über solche Dinge und verglich seine Ansicht mit dem Urtheil Wohlunterrichteter *), um sich möglichst vor Einseitigkeit der Auffassung zu bewahren. Wie kam nun er, der doch längst erfahren haben mußte, daß es für ihn mehr auf poetische Stimmung, als auf Vermehrung seines ohnedieß überreichen Schatzes von Anschauungen und Kenntnissen ankam, wie kam er zu dieser Begierde, den Kreis seines Wissens zu erweitern? „Nicht eher will ich wieder kommen," schrieb er an Schiller, „als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Warum wandelte ihn nicht die Furcht vor Ueberladung an, die dem Fluge des dichterischen Genius so hinderlich werden kann und leider auch dem seinigen geworden ist?

Zweierlei macht es erklärlich, daß Goethe sich nochmals der Breite und Fülle der äußern Welt hingab, obgleich seine Natur jetzt nach Sammlung und Stimmung strebte. Erstens hatte ihm sein Hermann und Dorothea gezeigt, „daß die modernen Gegenstände, in einem gewissen Sinne genommen, sich zum Epischen bequemten" **); und so gedachte er nun zu neuen Productionen dieser Art sich mit neuem Stoff zu versehen. Dann, als er einmal wieder in's Schauen und Beobachten gekommen war, reizte ihn der Zuwachs von Kenntnissen, die sich seinen früheren um so bequemer anschlossen, als er vorher allerlei Schemata und methodische Entwürfe für Aneignung und Beurtheilung der vorkommenden Gegenstände angelegt hatte. Goethe war von jeher, wie kaum ein Anderer, bemüht, der

*) Brief an Schiller vom 22. August.
**) Briefwechsel mit Schiller, III, 194.

Welt nicht bloß nach der Tiefe, sondern auch nach der Weite hin sich zu bemächtigen; dieser Trieb erwachte jedes Mal in voller Stärke, wenn sich ihm ein großer Reichthum und Wechsel der Dinge darbot.

Ueber diesem massenhaften Aufnehmen gewahrte Goethe dießmal zu seiner Ueberraschung ein ganz neues Phänomen in seinem Innern, ein eigenthümliches Streben in die Tiefe bei der Betrachtung gewisser Dinge, eine Art sentimentalischer Theilnahme, das Wort in Schiller's Sinne genommen. Indem er die Gegenstände, die eine solche Wirkung in ihm hervorbrachten, genau prüfte, fand er zu seiner Verwunderung, daß sie eigentlich symbolisch seien, d. h., wie er dieß selbst erläutert: „Es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes im Geiste aufregen, und so, von Außen wie von Innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte.“ Solcher Gegenstände hatte er bis dahin, wo er diese Worte an Schiller schrieb *), nur zwei gefunden; den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch seine Lage und Alles, was darauf vorging, in jedem Momente symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Er nahm sich aber vor, für die Zukunft dergleichen symbolischer Dinge recht viele zu suchen. „Gelänge das,“ schrieb er an Schiller, „so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe

*) Briefwechsel mit Schiller, III, 204.

ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen."

Schiller fand dieses sentimentale Phänomen nicht eben befremdlich. „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen," antwortete er, „wenn man nicht überhaupt menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinne) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sei es aus Gründen, die in dem Gegenstande, oder solchen, die im Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische Forderung, ohne eine rein poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu sein." Gegen die Ansicht aber, als ob es bei dieser Betrachtungsweise sehr auf den Gegenstand ankäme, glaubte sich Schiller entschieden erklären zu müssen. Freilich müsse der Gegenstand etwas bedeuten, so wie der poetische etwas sein müsse; aber zuletzt komme es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten solle, und so dünke ihm das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Was Goethe'n die zwei Plätze gewesen, würde ihm, unter anderen Umständen, bei mehr aufgeschlossener poetischer Stimmung, jede Straße, jede Brücke, ein Schiff, ein Pflug u. dergl. vielleicht geleistet haben. Schließlich ermunterte er Goethe'n, diese sentimentalen Eindrücke nicht abzuweisen und ihnen möglichst oft einen Ausdruck zu geben.

Hätte er aber die unberechenbaren Folgen der neuen Betrachtungsweise in Goethe geahnt, so würde er schwerlich diese Ermunterung hinzugefügt haben. Denn hier zeigen sich uns, wie Gervinus treffend bemerkt, die Anfänge jener spätern Theorie des Erstaunens, nach welcher Goethe mitunter die höchste Bedeutsamkeit in die geringsten Dinge legte und seine Poesien nicht selten ganz in dem allegorisirenden und symbolisirenden Sinne der Romantiker

behandelte. Wir werden noch mehrfach auf diesen Punkt zurückkommen müssen.

Er verweilte in seiner Vaterstadt bis zum 25. August, seine Beobachtungen nach den verschiedensten Seiten hin wendend. Große Aufmerksamkeit widmete er dem Theater; er verglich es mit dem Weimarischen, entwarf eine Schilderung der Hauptpersonen, dachte ernstlich über die Decorationen zur Oper Palmira und die Theatermalerei überhaupt nach, und verkehrte viel mit dem Theatermaler Fuentes. Eben so lebhaft interessirten ihn die Gebäude der Stadt, öffentliche und Privatgebäude, ältere und neuere; er verfolgte in Gedanken das allmälige Entstehen seiner Vaterstadt, gab sich Rechenschaft über Richtung der Straßen, über die Bauart der verschiedenen Epochen und machte für sich allerlei Verbesserungspläne. Ferner beobachtete er das Treiben der Bürger, ließ sich von ihnen die Franzosen und ihr Betragen charakterisiren, belustigte sich an der possenhaften Heiterkeit einiger gefangenen Franzosen, die einen sonderbaren Abstich gegen den imperturbabeln Ernst der östreichischen Garnison bildete, schematisirte und beschrieb eine Sammlung französischer satyrischer Kupferstiche, und ließ dieß Alles durch einen ihn begleitenden geschickten Schreiber sorgfältig ordnen und in Acten heften. Bei diesem Aufenthalte in Frankfurt war es auch, wo er seiner Mutter zuerst Christiane Vulpius und seinen Sohn zuführte, welche von der Frau Rath freundlich aufgenommen wurden.

Am 25. August schlug er den Weg über Darmstadt nach Heidelberg ein, und setzte von dort am 27. seine Reise über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart fort, wo er den 29. Abends ankam. Auf dem ganzen Wege war wieder seine Theilnahme den mannigfachsten und nicht selten auch ziemlich geringfügigen Dingen zugewandt. Die Gebirgsarten und der darauf gegründete Feld- und Weinbau, Gegenden und Lage der Ortschaften, die Wohnungen, Kleidungen, Gestalt und Sitte der Menschen, die Preise der Lebensbedürfnisse, selbst einzelne Bonmots, die er an der Table d'hote hörte, Alles wurde zu Protocoll genommen und dem Collectaneenhefte einverleibt.

Der achttägige Aufenthalt in Stuttgart war vorzüglich der Kunst, insbesondere der Sculptur und Malerei gewidmet. Sehr viel

Genuß und Belehrung gewährte ihm der Umgang mit dem Professor und Hofbildhauer Scheffauer, und vor Allem mit Dannecker, in dessen Atelier er unter Anderm den herrlichen Original-Abguß von Schiller's Büste bewunderte. Großes Interesse nahm er auch an kunstvoll gearbeiteten Alabaster-Vasen von Isopi, desgleichen an den von eben diesem Künstler modellirten Stuccaturarbeiten, welche von anderen geschickten Stuccatoren ausgegossen und in den Schloßsälen eingesetzt wurden. Diese Arbeiten gefielen ihm so wohl, daß er mit den Künstlern Unterhandlungen anknüpfte, um sie für den Weimarischen Schloßbau zu gewinnen. Mit Professor Thouret conferirte er über die verschiedenen Decorationen von Gemächern und Sälen eines Schlosses, und gelangte dabei zu einer Reihe interessanter Ergebnisse, die in einem Briefe vom 6. September *) zusammengestellt sind. In Gesellschaft von Dannecker besuchte er auch Hohenheim, dessen Schloß und Garten ihm eine merkwürdige Erscheinung waren, obgleich er hier, wie in Stuttgart und Ludwigsburg, den Verlust von Material, Geld, Zeit und Kraft beklagen mußte. Anziehende Gemälde sah er bei dem Kaufmann und Kunstfreunde Rapp, dem Obristlieutenant Wing und in den Ateliers der Professoren Hetsch, Müller und Harper, eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beim Consistorialrath Ruoff. Durch schöne gemalte Fensterscheiben in Hohenheim angeregt, ordnete er eine Anzahl Bemerkungen, die er bisher über Glasmalerei gemacht hatte, mit dem Vorsatze, sie durch we[illegible] Beobachtung zu completiren **).

Dem Stuttgarter Theater konnte er, mit Ausnahme [illegible] [illegible]ets, keinen Geschmack abgewinnen. Desto mehr Genuß fa[illegible] musicalischer Abendunterhaltung beim Capellmeister Zu[illegible] welcher die Colma, nach der Goethe'schen Uebersetzung ***), [illegible] Cantate mit Clavierbegleitung componirt, zu großer Freude [illegible] Dichters vortrug. Die Neigung zu Musik und Gesang, wie da[s] Interesse für bildende Kunst, dauerte in Stuttgart noch aus de[illegible]

*) Sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 88 ff.

**) Sämmtliche W. Bd. 26, S. 80 u. S. 106 ff.

***) Ebendas. Bd. 14, S. 134 ff.

Zeit des auf Schein, Repräsentation und Effect hinarbeitenden Herzogs Carl fort, welcher zu seinen großen Festen mit ihren lyrischen Schauspielen der Tonkunst bedurfte. Goethe hörte die Stuttgarter mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten reden; Alle verabscheuten deutsche Musik und deutschen Gesang und schwärmten für die italienische.

Mitten in dem Element anderer Kunstgattungen vergaß er aber nicht seiner Poesie. Nachdem er mit Dannecker und Rapp in ein etwas näheres Verhältniß gekommen war, entschloß er sich, beiden Hermann und Dorothea vorzulesen, und hatte, wie er an Schiller meldete, alle Ursache, sich der Wirkung des Gedichtes zu erfreuen. Zu wiederholten Malen dachte er über das Theatralisch-Komische nach und kam dabei auf das Resultat, „daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden könne, und daß in Deutschland leider ein Capital dieser Art, womit sich poetisch wuchern ließe, nicht zu finden sei." Im Lyrischen oder Lyrisch-Epischen gerieth er unterweges, wie er am 31. August an Schiller schrieb, auf ein neues poetisches Genre, das er als „Gespräche in Liedern" bezeichnete. „Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit," fügte er hinzu, „recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen, man muß nur erst hineinkommen, und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und einem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Als er Schiller'n die erste Probe desselben mitgetheilt hatte, antwortete dieser: „Mir däucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig sein müsse, daß sie ihn aller belästigenden Beiwerke, desgleichen der Einleitungen, Uebergänge, Beschreibungen u. s. w. überhebt und ihm erlaubt, immer nur das Geistreiche und Bedeutende an einem Gegenstande mit leichter Hand oben wegzuschöpfen. Hier wäre also schon wieder der Ansatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer unendlichen Reihe; denn dieses Gedicht hat, wie jede gute Poesie, ein ganzes Geschlecht in

sich, durch die Stimmung, die es gibt, und durch die Form, die es aufstellt." Schiller's Urtheil ließe sich noch durch Hinweisung auf's Drama, mit dem das neue Genre Verwandtschaft hat, erläutern. Wie das Drama durch seine Form zur Compactheit, zur Ausscheidung alles Ballastes getrieben wird, so auch diese Gattung von Gesprächs-Balladen; wogegen die Balladen in erzählender Form, gleich dem Epos, den Dichter leicht in die Breite führen können. Goethe wandte die neue Form nicht bloß in drei Balladen von der schönen Müllerin*), sondern auch in einer Reihe späterer Gedichte (Blümlein Wunderschön, Wanderer und Pächterin u. a.) an. Indeß hatten sich auch schon ältere Balladen Goethe's diesem Genre genähert, z. B. der Sänger und noch mehr der Erlkönig, der, die Anfangs- und Schlußstrophe abgerechnet, ganz aus Gespräch besteht.

Am 7. September in der Morgenfrühe verließ er Stuttgart und fuhr über Waldenbuch und Dettenhausen nach Tübingen, wo er bei Cotta ein heiteres Zimmer mit einem freundlichen, obgleich schmalen Ausblick in's Neckarthal bezog. Die ersten Tage seines dortigen Aufenthaltes widmete er, bei schönem Wetter, der Betrachtung der Stadt und ihrer Umgebungen, deren Bild seit jener ritterlichen Excursion vom Jahre 1779 ganz in seinem Gedächtnisse verloschen war, und „betrog sodann eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß." Cotta gefiel ihm desto besser, je näher er ihn kennen lernte. Für einen Mann von strebendem, unternehmendem Sinne fand er in ihm so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er knüpfte auch Bekanntschaft mit dem größern Theile der Universitätslehrer an, die er in einem Briefe an Schiller als in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer charakterisirte, welche sich alle in ihrer Lage gut zu befinden schienen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Circulation nöthig hätten. „Die großen Stiftungen," fügte er hinzu, „scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolosse auf sich

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 328 ff.

selbst gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen." Mit Professor Kielmeyer verhandelte er Verschiedenes über Anatomie und Physiologie, und sah bei ihm meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen von George Cuvier. Beim Professor Storr besichtigte er ein sehr bedeutendes Naturaliencabinet. Von Lectüre, die ihn in einsamen Stunden beschäftigte, sprach ihn besonders eine kleine Schrift von Kant an: „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," ganze Partieen darin fand er herrlich, aber Composition und Styl im Allgemeinen Kantischer als Kantisch.

Die für uns interessanteste Ausbeute der bisherigen Reise ist das am 14. September an Schiller überfandte Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," mit dem Zusatz beim Titel: „Altenglisch," der zuerst, wie es scheint, zur Reife gediehene Versuch in jenem neuen Genre der Gesprächslieder. „Ich lasse Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben," heißt es in dem begleitenden Briefe; „machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon; es folgen auf diese Introduction noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen." Das Lied in deutscher Art war ohne Zweifel das schon oben angedeutete Gedicht „der Junggesell und der Mühlbach," welches Goethe zuerst von den vieren angefangen, aber erst nach dem Edelknaben und der Müllerin vollendet zu haben scheint; wenigstens schickte er es erst später an Schiller *). Als drittes begann er den 5. November nach einem französischen Vorbilde „der Müllerin Verrath," brachte es aber erst im folgenden Jahre zu Stande. Das vierte, in spanischer Art gehaltene, „der Müllerin Reue," ward einem Briefe an Schiller vom 10. November 1797 beigelegt.

---

*) In der „Schweizerreise im Jahre 1797" (Goethe's sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 139 ff.) findet es sich als Beilage zu einem Brief an Schiller vom 25. September; im Briefwechsel mit demselben (III, 307 ff.) als Anlage zu einem Gedichte vom 1. October. In den Annalen heißt es: „Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Zigeunerin (der Müllerin Reue)."

Nur von dem dritten „der Müllerin Verrath," ist es gelungen, das Vorbild ausfindig zu machen; es ist ein französisches Volkslied aus dem Recueil des plus jolies chansons de ce temps (Paris 1764) *). Aus der Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Gedichte ergibt sich, daß letzteres kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung ist. Der Inhalt ist in der französischen Romanze ganz gegeben; die Behandlung desselben in dem deutschen Gedichte ist aber so gewandt und anmuthig, daß es durchaus wie ein Original anspricht, und die ausländische Romanze dadurch unserer Poesie vollkommen angeeignet wird. Goethe's Andeutungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß ihm auch bei den drei übrigen Stücken ähnliche Vorbilder vorgelegen haben; indeß dürfte die Behandlung, wenn man nach dem Eindruck der Stücke urtheilen darf, freier, und die Abweichung vom Original größer, als bei der französischen Romanze sein.

Mit Ausnahme des dritten Gedichtes, „der Müllerin Verrath," gehören die Balladen von der schönen Müllerin sämmtlich zu dem neuen Genre, den dialogischen Balladen. Der erste Versuch in dieser Form, „der Edelknabe und die Müllerin," ist noch in einer etwas laxen Manier behandelt; in Verslänge und Rhythmus hat sich hier Goethe nicht an strenge Gesetze gebunden. Vortrefflich gelungen ist aber schon das zweite, „der Junggesell und der Mühlbach," worin eine bestimmte Strophenform festgehalten ist. Besonders haben die kurzen Verse häufig etwas Naiv-Anmuthiges, zuweilen auch Malerisches:

Wo willst du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.

Eben so glücklich ist die Form in „der Müllerin Reue" behandelt. Betrachten wir die vier Balladen, nach des Dichters Willen,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 332 ff. Es ist auch zu einer sehr anmuthigen Erzählung eines Anonymus benützt: La folle en pelerinage, wovon Goethe's „pilgernde Thörin" in den Wanderjahren eine freie Nachahmung ist.

als ein Ganzes, als einen kleinen Roman, so müssen wir bekennen, daß uns die Verschmelzung der aus verschiedenen Literaturen hergenommenen Elemente nicht vollkommen gelungen scheint. Man ist gleich bei den ersten Stücken in Zweifel, ob der Edelknabe und der Junggesell als eine und dieselbe Person zu denken sind. Läßt die verschiedene Bezeichnung das Gegentheil vermuthen, so spricht doch der Umstand dafür, daß uns das zweite Stück gleichfalls einen Verschmähten vorführt; auch scheint der Schlußvers des zweiten Gedichtes: „Was still der Knabe wünscht und hofft" auf den Edelknaben zurückzudeuten. Dann haben wir es im dritten offenbar auch nicht mit einem Liebhaber aus niederm Stande zu thun. Wie könnte sonst der Dichter sagen:

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amor's falscher Mühle kriecht?

Unterstellen wir aber in allen vieren (im vierten muß ohne Zweifel derselbe wie im dritten angenommen werden) denselben Jüngling als Liebhaber, so ergeben sich wieder manche Bedenken. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung „Junggesell" vom Gedanken an den Edelknaben ablenkt, will auch die Sprache des Junggesellen nicht recht zu dem leichtfertigen Helden des ersten Stücks passen, und noch weniger zu dem des dritten, der nicht als ein ernstlich Liebender, sondern als Betrüger an einem „edlen Liebchen" dargestellt ist. Eben so wenig begreift man, wie er im vierten Stück sogleich den Worten eines Mädchens glauben kann, die er im dritten zu „den Geübten" gezählt, und die, wenn auch nicht „Verrath und hämische List" ersonnen, doch willig sich dazu hingegeben hat. Kurz, die disparaten Theile dieses beabsichtigten kleinen Romans haben sich nicht in einander fügen wollen, wenn gleich der Dichter manchen verbindenden Faden eingeschlungen haben mag. Am widerspenstigsten scheint mir die französische Romanze gewesen zu sein, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Goethe mit dieser so spät fertig geworden.

Von diesen theilweise vorgreifenden Erörterungen zu Goethe's Reise zurückkehrend, finden wir ihn am 16. September früh Morgens

im Aufbruch von Tübingen begriffen. Nach langer Tagereise übernachtete er zu Tuttlingen und fuhr am 17. Abends bei schönem Sonnenuntergang in Schaffhausen ein. Auch dieser Weg hatte wieder sein Actenbündel mit den vielfachsten Beobachtungen und Betrachtungen über Felsarten, Garten-, Wein-, Wiesen- und Feldcultur, Straßenbau u. s. w. bereichert. Den 18. widmete er ganz dem Rheinfall. In der Morgenfrühe fuhr er nach Lauffen und stieg von dort hinunter, um sogleich der ungeheuren Ueberraschung zu genießen. Er beobachtete die gewaltsame Erscheinung, indeß die Gipfel der Berge und Hügel vom Nebel bedeckt waren, mit dem der Staub und Dampf des Falles sich vermischte. Jetzt trat die Sonne hervor und verherrlichte das Schauspiel; ein Theil des Regenbogens erschien und das ganze Naturphänomen stellte sich in seinem vollen Glanze dar. Er setzte dann nach dem Schlößchen Wörth hinüber, betrachtete nun das Bild von vorn und aus der Ferne, und kehrte hierauf nach der Stadt zurück. Nachmittags fuhr er an dem rechten Ufer wieder hinaus und genoß bei untergehender Sonne die herrliche Erscheinung noch einmal.

Wie sehr Goethe sich jetzt schon an seine schematische, analysirende Betrachtungsweise gewöhnt hatte, zeigte sich recht bei dem Anblick des Rheinfalls; denn er übte sie selbst an diesem unfaßbaren, überwältigenden und verwirrenden Phänomen. „Bald hätte ich vergessen," schrieb er an Schiller, „Ihnen zu sagen, daß der Vers (die Strophe): Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth schlingen." Wir finden jetzt die hier angekündigte Analyse in die „Schweizerreise im Jahre 1797" eingereiht *). In Beziehung auf den Schlußvers der Schiller'schen

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 121 ff.

Strophe heißt es: „Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.“

Am 19. September reiste Goethe, bei dem schönsten Wetter, die große Kette der Schweizergebirge im Angesicht, über Eglisau nach Zürich. Hier traf am nächsten Tage der ersehnte Freund Meyer ein; und die ersten Stunden des Zusammenseins waren, da unterdeß sich Regenwetter eingestellt hatte, bei Rittmeister Ott zum Schwert dem angeregtesten Gespräch gewidmet. Den 21. fuhren sie zusammen, bei aufgeheitertem Himmel, den See hinaufwärts, wurden von Hauptmann Escher, dessen Cabinet sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthielt, zu Mittag auf seinem Gute bei Herrliberg, am See, freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa. Ein sechstägiger Aufenthalt daselbst war der Betrachtung der angenehmen Gegend und ihrer Cultur, und der von Meyer mitgebrachten Kunstschätze gewidmet. Der Anblick der nahen Gebirge erregte aber bald in Goethe eine gewisse Unruhe, und das fortdauernd schöne Wetter unterhielt den Wunsch, sich einmal wieder unter diese ungeheuren Naturphänomene zu begeben. Der Instinct, der ihn dazu trieb, war, wie er an Schiller schrieb, sehr zusammengesetzt und undeutlich; er erinnerte sich des Effects, den diese Gegenstände vor achtzehn Jahren auf ihn gemacht, der Eindruck war im Ganzen geblieben, aber die Theile waren erloschen, und er fühlte ein „wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren.“ Er war ein anderer Mensch geworden, und also mußten ihm die Gegenstände auch anders erscheinen. Die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig seien, wenn sie nach einiger Zwischenzeit wieder erneut werden sollen, entschied die beiden Freunde vollends, und so reis'ten sie am 28. September mit dem besten Wetter ab, das sie auch eilf Tage hindurch treu begleitete.

Ehe wir ihren Weg weiter verfolgen, ist noch eines reizenden Gedichtes zu erwähnen, das auf dem Wege von Schaffhausen nach Stäfa concipirt ward. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, den er zufällig erblickte, gab Goethe'n den Gedanken zu seiner Elegie

Amyntas ein. Am 25. September legte er das fertige Gedicht einem Briefe an Voigt bei. Die sprachliche Darstellung ist vortrefflich, der eigenthümliche edle, innige Ton der Elegie durchaus rein durchgeführt; auch in der Behandlung des elegischen Versmaßes, möchte Goethe damals den Gipfelpunkt erreicht haben. Schiller, dem er erst nach der Rückkehr das Gedicht mittheilte, schrieb ihm darüber: „Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht; sie gehört so recht zür rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes, das Tiefste aufregt und das Höchste bedeutet." — Wahrscheinlich eine Frucht des Aufenthaltes in Zürich war das „Blümlein Wunderschön, Lied des gefangenen Grafen." Er las daselbst wohl Tschudi's Chronik und fand in dessen Berichte von der sogenannten Züricher Mordnacht, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl, der sich im Jahre 1350 in eine Verschwörung gegen Zürich einließ und von den Bürgern gefangen und in den Wellenberg gelegt wurde, „in der Gefänknuß das Liedli gemachet: Ich weiß ein blawes Blümlein u. s. w." *). In dem vermuthlich durch diese Notiz angeregten Gedichte hat Goethe den zarten und zärtlichen Ton der Minnelieder und zugleich den volksthümlichen sehr gut getroffen, ohne in eine manierirte Nachahmung des mittelalterlichen Liebeslieds und des Volkslieds zu verfallen. Das Gedicht ist ein Muster, wie beide in moderner, gebildeter Gestalt zu erneuen sind. — Außer den Sujets der zwei genannten Gedichte hatte er noch mehrere auf der bisherigen Reise gewonnen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien," schrieb er am 25. September an Schiller, „und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; so

---

*) Tschudi theilt von dem Liede, als einem seiner Zeit allbekannten, nur die erste Zeile mit. Wahrscheinlich ist es dasselbe, welches Görres aus einer Handschrift in seinen Volks- und Minneliedern (S. 9) in neuerer Umbildung veröffentlicht hat:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue
Von himmelklarem Schein;
Es steht in grüner Aue,
Es heißt: Vergiß nit mein! u. s. w.

wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe." Die Freude über rasche und reiche Productivität sollte indeß nicht lange dauern.

Die Reise der beiden Freunde von Stäfa auf den Gotthard und zurück geben wir nur in gedrängtester Uebersicht. Donnerstag den 28. September fuhren sie nach Richterschwyl und gingen von da über Hütten nach Einsiedeln, wo übernachtet wurde. Am folgenden Morgen besahen sie die Kirche, einen Theil des Schatzes, die Bibliothek, das Naturalien- und Kupferstichcabinet. Das Nachtquartier ward in Schwyz genommen, von wo sie am nächsten Morgen nach Brunnen gingen. Hier schifften sie sich ein, kamen an „Freiheits Grütli" vorüber und landeten bei Tell's Capelle, in welche sie eintraten. Abends logirten sie sich in Altorf ein. In der Nacht änderte sich das Wetter; Regenwolken, Nebel und Schnee zeigten sich Morgens früh auf den nächsten Gipfeln. Bei ihrem Anblick entstanden die „Schweizeralpe" überschriebenen Distichen:

War doch gestern dein Haupt so braun wie die Locke der Lieben,
  Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
  Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
  Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Nachmittags traten sie, bei völlig aufgeheitertem Wetter, den Weg nach dem Gotthard an, von dem Schiller's Tell dem Parricida eine so hochpoetische Beschreibung macht *). Den 3. October Mittags stand Goethe zum dritten Mal in seinem Leben auf der Höhe des St. Gotthard; es läßt sich denken, wie lebhaft dieser Platz ihm die Gefühle zurückrief, womit er ihn zum ersten und zweiten Male betreten hatte. Der großen Veränderungen, die seitdem in seinem Innern vorgegangen waren, wurde er sich gewiß hier recht lebhaft bewußt. Gleich nach Tische schickten sich die Reisenden zur Rückkehr

---

*) Vergl. Schiller's Berglied: „Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg u. s. w."

an und trafen am 5. October Abends wieder in Altorf ein. Der nächste Tag ward auf dem Vierwaldstädter See und an den Ufern desselben zugebracht, darauf am 7. der Weg von Stanz über Küßnacht und Immersee nach Zug eingeschlagen. Sonntag den 8. October gegen Abend langten die beiden Freunde wohlbehalten wieder in Stäfa an.

Reich und vielartig war der Gewinn, den Goethe von der Excursion in das Gebirge mitbrachte, zu reich für die verarbeitende Kraft in ihm, wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf. Er selbst war freilich anderer Ansicht. „Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen," schrieb er am 14. October aus Stäfa an Schiller, „bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik (von Tschudi) die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen *), gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung, und sowohl die Uebersicht des Ganzen als die Einsicht in's Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen."

*) J. B. Escher's Aufsätze; s. den Brief an Voigt vom 17. September in Goethe's Werken, Bd. 26, S. 133.

Mehr im Einzelnen verbreitet sich Goethe über den Ertrag seiner Gotthardreise in Briefen aus Stäfa vom 17. October an den Geheimerath Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta. „Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben," schreibt er an Voigt, „können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Centnern von Adularien mitten inne sitzt!" Dem Herzog berichtet er über die politische Lage der Schweiz, die eben von Händeln mit Frankreich bedroht war, von der Cultur der durchwanderten Gegenden und der Benutzung ihrer Producte. In dem Briefe an Cotta rühmt er das durch Meyer's Acquisitionen und dessen eigene Arbeiten gebildete Museum, in welches er sich von den Winterscenen des Gotthards zurückgezogen habe, und hebt besonders die Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit hervor.

Aber auch an poetischer Ausbeute war er nicht leer zurückgekommen. Unmittelbar in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit hatte er den Gedanken gefaßt, Tell's Geschichte dichterisch zu behandeln, und zwar in epischer Form, die jetzt gerade bei ihm das Uebergewicht hatte. „Der Vierwaldstädter See," heißt es darüber in den Annalen *), „die Schwyzer Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar, als Tell und seine wackeren Zeitgenossen? Ich ersann hier, an Ort und Stelle, ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen." Was die Auffassung des Haupthelden betrifft, so dachte er sich in ihm eine Art von Demos und wollte ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger darstellen, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig

*) Unter dem Jahre 1804.

und entschlossen. In solchem Sinne war sein Tell den reicheren und höheren Landesleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte dem Dichter eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblickes anschaulich wurde. Sein Landvogt sollte einer von den behaglichen Tyrannen sein, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, im Uebrigen aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus dieser Skizzirung der zwei Hauptcharaktere, daß die Anlage der Dichtung von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher der epischen Poesie so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zu innerer Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten *).

Als das Haupthinderniß, woran die Ausführung dieses Planes gescheitert sei, bezeichnet Goethe seine Unsicherheit über die Behandlung des für die Dichtung ausersehenen Versmaßes, des Hexameters. „Die deutsche Prosodie," sagt er, „insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit." Es mag sein, daß dieser Umstand mitgewirkt hat; aber der Hauptgrund, warum eine so umfassende Dichtung nicht zur Vollendung gelangte, lag wohl in dem nach seiner Heimkehr eintretenden Sinken seiner poetischen Productivität überhaupt, von welcher Erscheinung wir an ihrem Orte eine Erklärung versuchen werden.

Jetzt aber in Stäfa gewährten ihm die Ausbildung des Entwurfes in Gedanken und die Unterhaltung mit Meyer darüber, so wie das Studium Tschudi's und die Beobachtung der Charaktere,

*) Vergl. damit die interessante Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe, III, 168 ff.

Sitten und Gebräuche der Menschen Behufs der beabsichtigten Dichtung, vielfachen Genuß, und zugleich Ableitung und Zerstreuung; denn mitten in den Gebirgen hatte ihn eine traurige Nachricht erreicht. Christiane Neumann, verehelichte Becker, die von ihm mit so viel Liebe und Erfolg herangebildete Schauspielerin, war am 22. September gestorben. „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten," schrieb er an Böttiger und widmete ihr das treffliche Gedicht Euphrosyne. Aus dem Orte, wo zu ihm die Trauerpost gelangte, erklärt es sich, warum die Scene in ein hohes Gebirge verlegt ist. Die Nachricht von dem Tode der geliebten Freundin verwandelte sich dem Dichter in eine Erscheinung ihres Schattens; die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden wurden zu Worten, womit der Schatten ihn anredet. Goethe hat das Gedicht unter die Elegieen eingereiht, wie denn auch das Metrum das der alten Elegie ist; es hat in gewisser Beziehung auch mit einer Heroide Aehnlichkeit. Das Stück trägt durchaus ein antik-classisches Gepräge; nicht bloß das Versmaß, sondern die ganze Auffassung des Gegenstandes und das ganze Kostüm sind antik. Selbst in der freien Behandlung der Sprache, besonders in kühnen Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge erinnert es an die freie Construction der Griechen und Römer. Veröffentlicht wurde es zuerst im Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1799 *).

Wir gedenken hier auch eines, gleich dem Tell, nur Entwurf gebliebenen Werkes, wozu ihm der Gedanke durch die bisherige Reise war eingegeben worden. Schon in jenem Briefe aus Frankfurt an Schiller, vom 16. August, worin er diesem von der sentimentalen Betrachtung der Dinge, auf welcher er sich selbst ertappt hatte, Bericht erstattet, ist von empfindsamen Reisen die Rede, die er wahrscheinlich noch „in Gefahr" komme zu schreiben. In Stäfa und ohne Zweifel auch auf der Gotthardreise besprach er vielfach mit Meyer „die vorhabende rhetorische Reise-

*) Die ältere Form und eine ausführliche Erklärung des Stückes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 354 ff.

beschreibung" *). Das Charakteristische derselben würde darin bestanden haben, daß er sich vorzüglich bei jenen symbolischen Gegenständen verweilt hätte, die „als Repräsentanten von vielen anderen Dingen dastehen." Die Bezeichnung „rhetorisch" rechtfertigt sich, indem eine solche Darstellung nicht lediglich auf objective Treue hingearbeitet, sondern mancherlei Betrachtungen und Empfindungen angeknüpft haben würde. So finden wir hier Goethe wieder im Begriffe, in Schiller's Bahn einzulenken, und wir irren wohl nicht, wenn wir darin eine Wirkung des innigen Geistesverkehrs mit dem genialen Freunde erblicken. Was Schiller in seinem Spaziergang nur in allgemeinen, großen Umrissen ausgeführt hatte, beabsichtigte Goethe hier mehr im Detail zu leisten.

Außerdem legten die Unterhaltungen mit Meyer die Keime zu einzelnen kunsttheoretischen Aufsätzen in sein Inneres, die er später bei größerer Muße auszuführen gedachte. Einer derselben, der noch in diesem Jahre eine, wenn auch nur skizzenhafte Form gewann, ist die kleine Abhandlung über die „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe." Ganz besonders beschäftigte die beiden Freunde die Theorie von den Kunstgegenständen, die Festsetzung desjenigen, was denn eigentlich dargestellt werden soll. Den Gedanken hierüber hing Goethe während der ganzen Reise, und vorzüglich seit dem Zusammensein mit Meyer nach. Am 30. August schrieb er nach einem Besuche bei Dannecker an Schiller: „Ich sah auch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft, und zuletzt wieder bei der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriffe erheben können!" In dem Antwortschreiben vom 15. September ermunterte ihn Schiller, seine Gedanken über die Wahl der Stoffe mit Meyer sowohl für poetische als bildende Darstellung zu entwickeln. Vor der Hand meinte Schiller, daß man mit großem Vortheil von

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 132.

dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könne. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden. Verbände man mit diesem Satz den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die Mittel geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, so hätte man, schien ihm, ein hinlängliches Kriterium, um in der Wahl der Gegenstände nicht irre geleitet zu werden. Goethe faßte diese Andeutungen um so lebhafter auf, als er fand, „daß sie sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, die er auf dem Wege nach und von dem St. Gotthard eifrig mit Meyer geführt" *). Am 17. October meldete er Schiller'n: „Ueber die berühmte Materie der Gegenstände der bildenden Kunst ist ein kleiner Aufsatz schematisirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir sind jetzt an den Motiven, als dem Zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organisation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen, und so weiter fortfahren. Wir halten uns bloß an der bildenden Kunst und sind neugierig, wie sie mit der Poesie, die wir Ihnen hiermit bestens empfohlen haben wollen, zusammentreffen wird." Alle jene Untersuchungen wurden in den Propyläen, deren Unternehmung in's folgende Jahr 1798 fällt, weiter entwickelt und auf gegebene Kunstwerke angewandt.

Nachdem in Stäfa über dem Revidiren und Mundiren des Tagebuchs, der Lectüre in Tschudi's Chronik, dem Verzeichnen und Einpacken der Mineralien, einem Versuch, den Ort und die Gegend zu beschreiben, und Anderm die Zeit bis zum 21. October verstrichen war, brach das Freundepaar von dort nach Zürich auf. Hier verweilten sie bis zum 26. und besuchten die Chorherren Hottinger und Rahn, den Professor Fäsi, den Antistes Heß, Frau Schultheß und den Zeitungsredacteur Hauptmann Bürkli, auch den Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich, aber nicht Goethe's ehedem so geliebten Freund dieses Namens. Wie Ulrich Hegner in den Beiträgen zur

---

*) Brief aus Stäfa vom 14. October.

nähern Kenntniß Lavater's behauptet*), wandelte Goethe sogar auf dem Petersplatze, wo sein alter Herzensfreund wohnte, hin und her, ohne in das Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthofe, wo er ihn aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb Goethe gleich unbeweglich. So richtig hatte Goethe sich selbst in jenem Briefe an Salzmann gezeichnet**), worin er sagte, sein nisus vorwärts sei unbezwinglich stark, und es sei ihm stets traurig, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen.

Von Zürich reis'ten die Freunde über Schaffhausen nach Tübingen, wo sie zwei Tage verweilten, und sodann über Stuttgart, Gmünd, Ellwangen, Großenriedt und Schwabach nach Nürnberg. Auf dem Wege von Großenriedt nach Schwabach am 5. November kamen sie durch kleine Waldpartieen und Tannenwäldchen, auch durch ein Thal mit einigen Mühlen. Auf so günstigem Terrain entstanden folgende zwei Strophen, als erste Versuche, „der Müllerin Verrath" zu gestalten:

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise, dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klap, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teuflisch arg.

---

*) S. 247 f. Anmerk.
**) S. Thl. I, S. 237 Anmerk.

Mir scheint, wenn er in der hier angeschlagenen Tonart fortgefahren hätte, so würde „der Müllerin Verrath“ viel anmuthiger und mit den drei anderen Gedichten einstimmiger geworden sein. — Den 6. November in Nürnberg angelangt, trafen sie zu ihrer großen Freude Knebel und ließen sich durch ihn zu etwas längerm Aufenthalt bewegen. Sie verlebten einige frohe Tage in dem Cirkel der Kreisgesandten, besichtigten mehrere alte Kunstwerke und mechanische Arbeiten, brachen am 15. November wieder auf und schlugen den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nach Weimar ein.

Die Schweizerreise des Jahres 1797 machte wie jene des Jahres 1779, wenn auch in anderer Weise, eine Epoche in Goethe's Leben. Unmittelbar nach derselben trat ein längeres Stocken in seiner dichterischen Productivität ein. Die Hauptursache dieser Erscheinung finden wir in der Fülle und Vielartigkeit des Materials, das ihm die Reise zugeführt hatte. Mag es immerhin in gewisser Beziehung für den Dichter vortheilhaft sein, wenn ihm ein Reichthum lebhafter Anschauungen zu Gebote steht, so wirkt doch eine Masse der verschiedenartigsten Eindrücke, zumal so lange sie noch frisch sind, zerstreuend auf Geist und Gemüth und gestattet keine Concentrirung des Interesses auf Einen Punkt. Goethe fühlte dieses selbst, wie mehrere Stellen in den Briefen an Schiller zeigen. Am 2. December klagt er dem Freunde, er habe seit seiner Rückkunft kaum zu so viel Stimmung gelangen können, auch nur einen erträglichen Brief schreiben zu können, und sieht die Ursache in der Masse von Gegenständen, die er in sich aufgenommen. Und in einem Briefe vom 6. Januar 1798 heißt es: „Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effect meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu Nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, Etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben solcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen.“

Eine zweite Ursache jener dichterischen Unfruchtbarkeit haben wir in der Einwirkung Meyer's zu suchen. Je gleichgiltiger unser

Dichter sich gegen die Theilnahme des Publikums verhielt, um so empfänglicher war er für die persönlich anregenden Einflüsse ebenbürtiger Freunde. Hatte Schiller ihn während der letzten Jahre aus seinen naturwissenschaftlichen Forschungen auf das Gebiet der Poesie herübergezogen und ihm, wie er dankbar eingestand, „eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht," so regte Meyer, der ihm „das lebendigste Italien zurückbrachte" *), seine ganze Neigung zur bildenden Kunst wieder auf. Aber auch das Verhältniß zu Schiller begann jetzt, nach längerm Bestehen, auf Goethe einen Einfluß zu üben, der seiner poetischen Thätigkeit nicht förderlich war. Die beiden Freunde hatten allmählig, über ihrem häufigen und innigen Geistesverkehr, Vieles von ihrer Natur gegen einander ausgetauscht. Wie Schiller damals, wo er seinen Wallenstein schuf, sich durch die Anschauung von Goethe's Wesen auf eine Zeit lang aus seiner speculativen Richtung und seiner subjectiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden objectiven Dichtens gezogen fühlte: so lenkte umgekehrt Goethe nunmehr, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, eine Zeit lang seinen Geist stärker auf die Reflexion hin und verlor eben so viel an Darstellungslust, als er an Hang zur Speculation gewann. Denn, wie Schiller in einem Briefe treffend bemerkt, beide Geschäfte, Reflexion und Production, trennten sich in Goethe durchaus, woraus er eben erklärt, daß beide auch als Geschäft so rein ausgeführt würden. „Sie sind wirklich," sagt er, „so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Anderen. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Beiden Freunden war jene Einwirkung auf einander wohl zum Bewußtsein gekommen. „Ich finde augenscheinlich," schrieb Schiller, „daß ich (im Wallenstein) über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden

*) Annalen unter dem Jahre 1797.

Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit auseinanderzurücken." Goethe antwortete: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt."

So werden wir denn Goethe in der nächstfolgenden Zeit vielfach auf theoretischem Felde beschäftigt finden. Statt seinen Tell auszuführen, speculirte er über Epos und Drama, über ihr Gemeinsames und Verschiedenes; die Betrachtungen über bildende Kunst wurden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt, und selbst an den metaphysischen Bestrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's nahm jetzt unser Dichter regen Antheil. Doch zeigte sich auch hier wieder, daß er an kein eigentliches Lernen, kein hingebendes Studiren gewöhnt war; er naschte nur in philosophischen Schriften, um sich zu eigenem Denken anzuregen. Kant's Anthropologie, schrieb er an Schiller, sei ihm ein sehr werthes Buch, aber er könne es nur in geringen Dosen genießen; wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten darin lese, so sei die geistreiche Behandlung immer reizend. „Uebrigens," fügte er hinzu, „ist mir Alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Es war natürlich, daß jetzt, bei dem verstärkten theoretischen Hange, sich auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforschung wieder stärker hervorthat. Allein auch diese nahm jetzt mehr und mehr einen speculativen Charakter an, worin sich wieder Schiller's Einfluß deutlich zu erkennen gibt. Goethe legte sich jetzt fortwährend Rechenschaft von seinem naturwissenschaftlichen Verfahren ab, verglich es mit dem von Anderen angewandten, vertiefte sich in die Literatur und Geschichte der Farbenlehre, um darin den Gang des forschenden Menschengeistes zu studiren, wandte sogar, auf Schiller's Ermunterung, die Kantischen Kategorieen auf seine Gedanken über die Naturforschung an, und meinte selbst an der

Stimmung, womit er diese Gegenstände bearbeitete, wahrzunehmen, daß er „nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde.“

Fünfzehntes Capitel.

Sorge für's Theater. Aufsatz über epische und dramatische Dichtung. Erstes Aperçu der Achilleis. Wiedererwachtes Interesse für die Naturwissenschaft. Plan eines Naturgedichtes. Maskenzug zum 30. Januar 1798. Weissagungen des Bakis. Ankauf eines Gutes. Drei Gedichte. Iffland's Besuch. Weitere Beschäftigung mit der Achilleis. Humboldt's Werk über Hermann und Dorothea. Die Propyläen. Lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, besonders am Wallenstein. Der Sammler und die Seinigen. Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz wandte Goethe eine besondere Aufmerksamkeit dem Theater zu. Er fand hier eine große Lücke: Christiane Neumann fehlte. Allein durch sie einmal an die Bühne gewöhnt, entzog er dieser auch jetzt nicht seine Sorgfalt, und widmete nun dem Ganzen, was er sonst der Freundin fast ausschließlich hatte zukommen lassen. Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch die Sängerin Caroline Jagemann bildete sich immer mehr aus und erwarb sich nicht minder im Schauspiel reichen Beifall. Das Theater war schon so gut, daß die currenten Stücke sich zu völliger Zufriedenheit besetzen ließen, aber freilich auch nur Stücke, die nicht in die eigentliche dichterische Sphäre hineinreichten. „Ich habe gestern,“ schrieb Goethe am 22. November 1797 an Schiller, „zum ersten Mal wieder in Ihrer Loge gesessen, und wünsche Sie bald wieder darin einführen zu können. Da ich ganz als Fremder der Vorstellung zusah, so habe ich mich verwundert, wie weit unsere Leute wirklich sind. Auf einem gewissen ebenen Wege der Natur und Prosa machen si

ihre Sachen über die Maßen gut; aber leider im Momente, wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bei dem gelindesten Pathetischen immer geschieht, sind sie gleich null oder falsch.“ Es scheint demnach, daß Goethe in unsicherer Erinnerung etwas von der spätern Zeit auf die gegenwärtige überträgt, wenn er von dieser in den Annalen sagt: „Wir durften Manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höhern Sinne auszubilden.“ Goethe vermißte in diesem Winter, auch in Beziehung auf das Theater, lebhaft die Gegenwart Schiller's, der auf die Schauspieler gemüthlicher einwirken konnte. „Ich habe sie,“ schrieb Goethe am 9. December, „mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nöthig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institut eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammen zu halten. Ob es möglich ist, freie Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen.“ Man sieht, das dictatorische Wesen des Theaterdirectors Goethe, worüber man sich beklagt hat, ging mehr aus Grundsatz als aus natürlichem Hange hervor, und mag zum Besten des Ganzen oft sehr nöthig gewesen sein.

Der Rest des Jahres 1797 schwand größtentheils über dem Ordnen äußerer Theaterangelegenheiten, wie dem Erneuern der Contracte u. dgl. mehr dahin; von Stimmung zu poetischer Production wollte sich nicht die geringste Spur zeigen; die trübe Jahrszeit übte auch wieder ihre Rechte auf sein Gemüth aus. Er konnte selbst nicht einmal zum Aufschreiben seiner Kunstbetrachtungen kommen. „Das Interesse am Ausarbeiten derselben,“ heißt es in einem Briefe vom 2. December an Schiller, „ist zuletzt durch den Umgang mit Meyer sehr geschwächt worden. Sobald ich eine Sache einmal durchgesprochen habe, ist sie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan.“ Um endlich einmal zu Sammlung und Productivität zu gelangen, beschloß er gleich nach Neujahr, „zu seiner Tageseinsamkeit des

Jenaischen Schlosses und den Abendgesprächen mit Schiller zu eilen." Er hielt es für nöthig, ohne Meyer hinzugehen. Denn er hatte, wie er an Schiller schrieb, die Erfahrung wieder erneuert, daß er nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne, und daß sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite. Um sich aber bis dahin noch „im Guten zu erhalten," las er Herodot und Thucydides, an denen er jetzt zum erstenmal eine ganz reine Freude hatte, weil er sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen las.

Indeß brachte er doch noch ganz am Jahresschlusse etwas Erfreuliches, wenn auch theoretischer Natur, zu Stande. Seit dem Erscheinen der Schlegel'schen Recension über Hermann und Dorothea hatte er die Gesetze der Epopöe und des Drama's auf's Neue durchgedacht, und schrieb nun seine Betrachtungen zu einem kleinen Aufsatze zusammen, den wir im Briefwechsel mit Schiller unter dem Titel finden: „Ueber epische und dramatische Dichtung, von Goethe und Schiller." Aus der Correspondenz Beider erhellt jedoch, daß er Goethe'n, wenigstens der Form und Fassung nach, allein angehört. Um das Detail der Gesetze, wonach der Epiker und der Dramatiker zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herzuleiten, vergegenwärtigt sich Goethe einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise, und entwickelt nun aus diesem verschiedenen Verhältnisse auf eine sinnreiche Weise, was einer jeden von beiden Dichtarten am meisten fromme, welche Gegenstände jede vorzüglich zu wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich zu bedienen, wie sie ihren Gegenstand zu behandeln habe. Besonders feinsinnig ist die Unterscheidung der Motive in vorwärtsschreitende, rückwärtsschreitende, retardirende, zurückgreifende und vorgreifende.

Goethe wandte die gewonnenen Resultate auf die Ilias und den Sophokles, die er in der letzten Hälfte des Decembers las, so wie auf einige epische und dramatische Gegenstände an, welche er in Gedanken zu motiviren versuchte, und fand jene Kriterien sehr brauchbar, ja entscheidend. Indem er Hermann und Dorothea an

denselben Maßstab hielt, ward es ihm recht klar, wie sehr sich dies[es] epische Gedicht in einigen Beziehungen dem Drama annähert. Ueb[er] der Lectüre der Ilias kam er auf den Gedanken zu untersuchen, o[b] zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen von der troj[a]nischen Küste noch ein episches Gedicht inne liege. Auf den erst[en] Blick schien es ihm, als ob in diesem Zeitraume nur tragische Su[j]ets zu finden seien; namentlich hielt er den Tod des Achilles f[ür] einen herrlichen Stoff zu einer Tragödie. Wir werden sehen, wie [er] dieses erste Aperçu später modificirte, und sich daraus der Plan se[i]ner Achilleis entwickelte.

Da dem Vorhaben, sich nach Neujahr in die Jenaische Schloß[-]einsamkeit und zu Schiller zu flüchten, einstweilen allerlei Hinder[-]nisse entgegentraten, so brachte Goethe den Januar 1798 wieder i[n] unerfreulicher Vielgeschäftigkeit zu. Der gute Erfolg, den Herman[n] und Dorothea gehabt, weil er, „was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen gethan," führte ihn auf den Gedanken, „ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte, das auf allen Theatern gespielt werden müßte, und das Jedermann für vortrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte," — eine Idee, die er glücklicher Weise bald wieder aufgegeben zu haben scheint. Zu mancherlei Betrachtungen gab eine unlängst erschienene Schrift von Schelling Anlaß: „Ideen zur Philosophie der Natur." Wahrscheinlich war sie es auch, die ihm den Anstoß gab, seine Farbenlehre wieder einmal ernstlicher vorzunehmen. Er hatte von Anfang an Acten geführt und dadurch sowohl seine Irrthümer als seine richtigen Schritte, besonders aber alle Versuche, Erfahrungen und Einfälle aufbewahrt. Jetzt trennte er nun diese Volumina auseinander, ließ sich Papiersäcke machen, rubricirte dieselben nach einem gewissen Schema und steckte Alles hinein, wodurch er seinen Vorrath zu jedem Capitel desto besser übersehen konnte. Hiebei kam ihm auch jener Aufsatz aus dem Jahre 1793 wieder zur Hand: „Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject." Er schickte ihn an Schiller, welcher darin „nicht bloß eine treffliche Darstellung und zugleich Rechenschaft von Goethe's naturhistorischem Verfahren, sondern auch die höchsten Angelegenheiten und Erfordernisse aller ratio-

ellen Empirie berührt" fand. Schiller's Theilnahme an Goethe's naturwissenschaftlichen Bestrebungen wuchs in dem Grade, als bei diesem sich zur Intuition des Gegenstandes mehr und mehr die Speculation über die Methode gesellte. Denn er hielt die Einsicht in die Operation des Geistes, gleichsam die Philosophie des Geschäftes, für einen größern Gewinn, als die Einsicht in den Gegenstand, weil eine deutliche Kenntniß der Geisteswerkzeuge und der Methode den Menschen schon gewissermaßen zum Herrn über alle Gegenstände mache; und er hoffte gerade über dieses Allgemeine in Behandlung der Empirie sich recht viel mit Goethe zu unterhalten, wenn er nach Jena käme. Um mittlerweile aber ihm in seinem Streben förderlich zu sein, setzte er eine weitläufige Instruction auf, wie Goethe die optischen Erscheinungen nach den Kategorien durchnehmen und bestimmen könne. Goethe ging auf Schiller's Vorschlag ein und schickte nach einiger Zeit zu dessen Ueberraschung „die Phänomene und hypothetischen Enunciationen über die Farbenlehre, nach den Kategorien aufgestellt." Er hatte schon eine Ahnung, daß Schiller nicht besonders damit zufrieden sein werde; „unter Ihren Händen," schrieb er, „wird dies Blatt gar bald eine andere Gestalt gewinnen." Und so geschah es auch; Schiller mußte die Ausführung des Gedankens für zu rhapsodistisch und willkürlich erklären, machte eine Reihe wohlgegründeter Ausstellungen und schlug zu guter Letzt eine andere einfachere Eintheilung der Farbenbetrachtung vor (a. in Beziehung auf Licht und Finsterniß, b. auf das Auge, c. auf die Körper, woran die Farbe erscheint); denn er mochte sich nun überzeugt haben, daß Goethe'n eine streng philosophische Behandlung unmöglich war.

Mit dem wiedererwachten Interesse für die Naturwissenschaft hing ohne Zweifel auch die Lectüre des englischen Gedichts „Der botanische Garten" von Darwin zusammen, worüber Goethe in einem Briefe an Schiller vom 27. Januar berichtet. Es ist darin das bunteste Material von Naturlehre, Chemie, Geographie, Botanik, Fabrik- und Handelswesen ohne eine Spur von poetischem Gefühl zusammengebunden. Schiller meinte, so verunglückt diese poetische Geburt sei, so könne man den Stoff nicht für unzulässig und zu dichterischer Behandlung ungeeignet erklären. „Wenn man gleich

Anfangs," sagte er, „auf alles sogenannte Unterrichten Verzicht thäte, und bloß die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, Bewegung und Zusammenwirkung der Phantasie nahe zu bringen suchte, alle natürlichen Erzeugungen mit einer gewissen Liebe und Achtung aufführte, jedem seine selbstständige Existenz respectirte, so müßte ein lebhaftes Interesse erregt werden." Ich vermuthe, daß hiedurch zuerst in Goethe die Idee zu einem großen Naturgedicht entstand, der wir im folgenden Jahre wieder begegnen werden. Er schrieb darüber an Knebel: „Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, den ich an jene (naturwissenschaftlichen) Studien gewandt, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch was besonders Freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert, an das größere Werk zu denken. Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick; doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt" *).

Der Schluß des Januars brachte, wie wir wissen, den Geburtstag der regierenden Herzogin. Seit vierzehn Jahren hatte Goethe dieses Fest nicht mehr durch ein Gedicht gefeiert; wenigstens hat sich keines aus dieser Zwischenzeit erhalten. Die nun beginnende zweite Periode seiner Redoutengedichte kündet sich auch durch ein neues Metrum, die ottave rime, an, die er in frühern Gedichten dieser Art nicht angewandt hatte. Nähern Aufschluß über das Redoutenspiel, dessen Text sich in Goethe's Werken unter der Ueberschrift „Maskenzug zum 30. Januar 1798" findet, geben ein paar Stellen aus Goethe's Correspondenz mit Schiller. In einem Briefe (der auffallender Weise nicht vom 30., sondern vom 26. Abends datirt ist) heißt es: „Aus beiliegenden Stanzen werden

---

*) Nachträglich bemerke ich, daß, nach einem Briefe Goethe's an Knebel (Briefw. zwischen G. u. Kn. II, 201) zu schließen, die Idee zu dem Naturgedichte durch Knebel's Uebersetzung des Lucrez angeregt worden. Auch trug sich Goethe im Juli 1798 mit dem Gedanken (Briefw. mit Knebel II, 181) die magnetischen Kräfte, auf ähnliche Weise wie die Metamorphose der Pflanzen, in einem Gedichte darzustellen.

Sie sich ein Traumbild von dem Aufzuge formiren kö..nen, der heute Abend statthaben soll. Sechs schöne Freundinnen belieben sich auf's Schönste zu putzen, und wir haben, um ja keine Allegorie mehr in Marmor, und wo möglich auch nicht einmal gemalt zu sehen, die bedeutendsten Symbole mit Pappe, Gold und anderm Papier, Zindel und Lahn, und was alles von Stoffen dieser Art zu finden ist, auf das Klärste dargestellt. Der Imagination Ihrer lieben Frau wird es einigermaßen nachhelfen, wenn ich nachstehendes Personal hersetze: Der Friede, Fräulein von Wolfskeel. Die Eintracht, Frau von Egloffstein und Fräulein von Seckendorf. Der Ueberfluß, Frau von Werther. Die Kunst, Fräulein von Beust. Der Ackerbau, Fräulein von Seebach. Hierzu kommen sechs Kinder, die auch nicht wenig Attribute schleppen müssen, und so hoffen wir mit der größten Pfuscherei, in dem gedankenleersten Raum, die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen." Aus einer Fortsetzung des Briefes vom 27. sieht man, daß Goethe Chorführer war, und Alles gut von Statten ging, nur daß zuletzt der Raum fehlte, sich gehörig zu produciren.

Das Geburtstagsfest der Herzogin war vorüber, ohne daß Goethe noch eine ruhige Zeitfolge vor sich erblickte. „Geschäfte und Zerstreuungen," schrieb er an Schiller, „bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor." Er mußte daher den Ausflug nach Jena, und damit die Hoffnung auf Stimmung und Wiederkehr der Productivität abermals hinausrücken. Konnte er Nichts zu Stande bringen, so beschäftigte er sich doch wenigstens mit Anderer Poesieen oder machte Pläne zu eigenen. Lebhaften Antheil nahm er an einer ihm von Schiller zugesandten Idylle eines Anonymus, ohne zu ahnen, daß des Freundes Gattin die Verfasserin war *), deßgleichen

*) Die Idylle ist überschrieben „Die Kapelle im Walde" und abgedruckt in dem (erst 1798 erschienenen) zwölften Stücke der Horen für's Jahr 1797. Die von Goethe gemachten Verbesserungsvorschläge finden sich darin benutzt. Es muß Schiller'n großen Spaß gemacht haben, daß Goethe das Product so unbefangen lobte und tadelte, von einem „beinahe weiblichen Talente," von Einwirkung seines Hermann und Dorothea auf diese Natur spra[illegible] Nicht ohne Lächeln mag Schiller die Antwort hingeschrieben haben: „Es [illegible]

an der Agnes von Lilien, von Schiller's Schwägerin. Durch Knebel erhielt er einen Prospect und Proben von Grübel's Gedichten, des Nürnberger Bürgers und Stadtflaschners, den er Schiller'n als einen letzten Abkömmling der Nürnberger Meistersänger ankündigte. Schiller ermunterte Goethe'n, ein paar Seiten zur Einführung des neuen Dichters beim Publikum zu schreiben, eine Aufforderung, welcher Goethe gegen Ende des Jahres nachkam. Am 3. Februar meldete er Schiller'n, er habe etwa ein halb Dutzend Mährchen und Geschichten im Sinne, die er als den zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten wolle. Sodann dachte er auch etwas ernsthafter seinen Faust anzugreifen, theils um diesen Tragelaphen los zu werden, theils um sich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell, vorzubereiten. Daneben trug er sich für den Musenalmanach mit einem Einfall, „noch toller als die Xenien," wie er Schiller'n versicherte. Er wollte ihn aber nur unter gewissen Bedingungen communiciren, indem er sich die Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, dem Freunde aber zuletzt, wie billig, die Wahl freistelle, ob er ihn aufnehmen wolle. Waren mit diesem mysteriös angekündigten Produkte vielleicht die Weissagungen des Bakis gemeint?

In Goethe's Tagebuch findet sich diese seltsame Production zuerst unter dem 23. März 1798 notirt. Nach mündlichen Erklärungen gegen Riemer hatte der Dichter ursprünglich die Absicht, auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon oder vielmehr Doppeldistichon zu machen, „damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches u. dgl. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Verse ein gutes oder ein schlimmes Omen, eine Bestätigung oder Abmahnung herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten." Indeß unterhielt ihn die Beschäf-

mir lieb, auch von Ihnen zu hören, daß mein Urtheil über die Idylle und ihren Urheber mich nicht getäuscht hat. Daß es eine weibliche Natur ist, ist wohl kein Zweifel, und dieser ganz naturalistische und dilettantische Ursprung erklärt und entschuldigt das Ungehörige in der Behandlung."

tigung mit diesen Poesien, wie er selbst in den Annalen sagt, nur kurze Zeit; er führte jenen Plan nicht aus, und das Manuscript der fertigen zweiunddreißig Doppeldistichen verlor sich unter Schiller's Papiere, fand sich aber später wieder und wurde nun in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt. Ist unsere Vermuthung richtig, daß die Weissagungen des Bakis anfänglich zu Nachfolgern der Xenien bestimmt waren, so läßt sich leicht denken, wie Goethe auf den Einfall gerieth. Ein Hauptspaß bei den Xenien war für die beiden Dichter das Hin- und Herrathen des Publikums gewesen, auf wen dieses und jenes Distichon eigentlich gemünzt sei; so konnte zu Schiller's größter Belustigung A. W. Schlegel die jungen Nepoten im 341. Xenion (eben die beiden Schlegel) nicht herausfinden. Da lag nun der Gedanke nicht fern, wie dort aus dem literarischen, so jetzt aus dem politischen Gebiete, dem geselligen Leben und der sittlichen Welt dem räthselliebenden Publikum eine Schüssel neuer Nüsse zum Knacken aufzutischen. Goethe mochte sich aber bald überzeugen, daß er anfangs die Schwierigkeit der Aufgabe zu gering und ihre mögliche Wirkung zu hoch angeschlagen hatte. Schiller schrieb ihm auch sogleich, wenn der Krieg nicht, wie in den Xenien, einzelnen Personen, sondern dießmal dem Ganzen gelten sollte, so möchte es schwer sein, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt hätten. Uebrigens hing der Gedanke, aus welchem die Weissagungen des Bakis entsprungen sind, auch mit zwei tiefeingewurzelten Neigungen Goethe's zusammen: einmal mit seiner Freude am Geheimthun, am Versteckenspielen, und dann mit jenem von der Mutter ererbten Hange, in einzelnen zufälligen Begegnissen etwas Vorbedeutendes zu erblicken.

Die Art, wie Goethe sich in dem Briefwechsel mit Zelter *) über die Weissagungen des Bakis ausspricht, macht dem Interpreten wenig Muth, sich an eine Deutung derselben zu wagen. „Die deutsche Nation," sagt er, „weiß durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpern sie über Strohhalmen. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten

*) Nr. 577.

Menschenverstande anzueignen gedenkt." Troß dieser Erklärung wird man sich aber schwerlich entschließen können, mit Riemer anzunehmen, daß hinter diesen sibyllinischen Sprüchen „nichts zu suchen sei." Letzterer widerstreitet sich auch selbst, wenn er an einer andern Stelle sagt: „Da ihre Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin," und weiterhin: „doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel, vieles nur räthselhaft ausgedrückte Sentenzen praktischer Welt- und Lebensweisheit." Die Erklärung des Einzelnen, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten versucht *), bestätigt diese Behauptung, und weist zugleich mehrere Anklänge Schiller'scher Denk- und Empfindungsweise nach. — Als Ganzes betrachtet, verläugnet die Dichtung nicht ihre fragmentarische Natur; besonders fehlt es ihr an einer symmetrischen Gliederung. Die Sprüche drei und sechszehn bezeichnen die Eintheilung in die drei Hauptpartien. Hätte Goethe diese Dichtung dem ursprünglichen Plane gemäß ausgeführt, so wäre ohne Zweifel besonders die erste, nur aus zwei Sprüchen bestehende Partie weiter ausgebildet, und auch in dem Uebrigen noch manches verbindende Mittelglied eingeschoben worden, wenn gleich der Gedankenfolge immer etwas Springendes erhalten werden mußte, um dem Ganzen den prophetisch-räthselhaften Charakter zu bewahren.

Kehren wir in die Zeit, welcher vermuthlich die Conception dieser wunderlichen Production, aber nicht ihre Ausführung, angehört, in den Februar und März 1798 zurück, so finden wir Goethe bald mit dem reinern Schematisiren künftiger Arbeiten über die Farbenlehre, bald mit dem Verengen und Simplificiren früherer, bald mit der Literatur und Geschichte der Optik beschäftigt. Dann treibt er sich wieder in allerlei Praktischem herum, „obgleich mit wenig Freude," wie er an Schiller schreibt. Dazwischen speculirt er fleißig und meldet Schiller, die Philosophie werde ihm deßhalb immer werther, weil sie ihn täglich mehr lehre, sich von sich selbst zu scheiden; er könne dies um so eher thun, als seine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich leicht und schnell wieder vereinige,

*) S. Thl. II, S. 404—418.

Schelling's Werk gewährte ihm eine interessante Lectüre; doch glaubte er zu finden, daß der Verfasser das den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, Widersprechende gar bedächtig verschweige. Mitunter gingen auch ein paar Tage mit neuen Bibliothekseinrichtungen, Ordnen der Mineralien, der Insekten u. s. w. hin. „Wenn man so viel zusammenschleppt," schrieb er am 3. März an Schiller, „und nur eine Zeit lang ansteht, das Eingebrachte einzurangiren, so weiß man bald nicht, wo man sich lassen soll." Dann nahm er wieder den Cellini vor, corrigirte seine Abschrift und machte sich ein Schema zu den Noten. Und am 10. März berichtet er gar an Schiller: „Es fehlte nur noch, daß in das zehnte Haus meines Horoskops noch einige Hufen Landes eingeschoben würden, damit meine Existenz ja noch bunter werden möchte. Und doch ist es so, ich habe das Oberroßlaer Freigut erstanden ... Uebrigens habe ich einen ganz reinen Kauf gethan, wie wohl selten geschieht; denn ich habe das Gut und die Gebäude bis auf den heutigen Tag nicht gesehen, und werde es morgen zum erstenmal in Augenschein nehmen. Was dabei zu bedenken und allenfalls zu thun ist, wird mich kaum acht Tage aufhalten."

Gegen den 20. März gelang es Goethe'n endlich, sich von seinen Geschäften loszumachen und auf einige Zeit in die „Jenaische absolute Stille" zurückzuziehen. „Mein hiesiger Aufenthalt," schrieb er den 23. an Meyer, „fängt schon an gesegnet zu sein, ob ich gleich die ersten Tage immer sachte zu Werke gehen muß, damit ich statt guter Stimmung nicht eine falsche Schwingung hervorbringe." Der Brief, woraus diese Stelle entnommen ist, gibt auch über einige Gegenstände der Abendconferenzen mit Schiller Auskunft. „Vom Wallenstein," heißt es, „habe ich nun drei Acte gehört; er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend ... Meine beiden epischen Gegenstände, sowohl Tell als Achill, haben Schiller's Beifall." Allein so fruchtbar, als er ihn sich gedacht hatte, sollte der Aufenthalt in Jena für Goethe nicht werden; seine poetische Ader wollte durchaus nicht wieder in rechten Fluß kommen. Er hatte besonders die Stimmung zur Ausführung einiger lyrischen Stoffe hi zu finden gehofft; er kam jedoch, wie es scheint, nur zur Ausarbeit

der Elegie Euphrosyne, die im vorigen Jahre nicht ganz fertig geworden war, und brachte selbst diese noch nicht völlig zu Stande.

Der Musenalmanach für das folgende Jahr enthält zwar drei Gedichte, von denen man vermuthen könnte, daß sie Früchte dieser Tage gewesen. Es sind „Die Musageten", „Am Flusse" und „Deutscher Parnaß", im Almanach alle drei pseudonym mit Justus Amman unterzeichnet. Ich möchte sie aber, aus Gründen, die in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten ausführlicher entwickelt sind, weit lieber einer frühern Zeit zuschreiben. Die Musageten hatte er vermuthlich noch aus dem Jahr 1781 oder der nächstfolgenden Zeit da liegen, wo er, durch Anakreon angeregt, zuerst die eigenthümliche lyrische Tonart, in welcher auch dieses liebliche Gedicht gehalten ist, versucht hatte. Das Lied „Am Flusse", im Musenalmanach „An meine Lieder" überschrieben, schließt sich, allem Anscheine nach, einem ältern Cyklus erotischer Gedichte an. Das dritte Gedicht findet sich in Goethe's Tagebuch (unter dem 15. Juni 1798) als „Wächter auf dem Parnaß" bezeichnet; im Musenalmanach hat es die Ueberschrift „Sängerwürde". Den gegenwärtigen Titel erhielt das Stück durch Riemer, der es zuerst Dithyrambe taufte, dann aber im Bedenken, ob nicht die Philologen Einwendungen machen könnten, die jetzige Ueberschrift „Deutscher Parnaß" wählte. Schiller schrieb am 23. Juli: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passendern Titel, als Sängerwürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt." Goethe antwortete: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen! Ich habe Niemanden weiter etwas davon gesagt." Scheint es hiernach nun, daß Goethe den Gesichtspunkt, aus dem sein Freund das Gedicht ansah, vollkommen billigte, so erregt doch die nähere Betrachtung des Gedichtes Bedenken über die Richtigkeit dieser Auffassung. Schiller fand in dem Stück eine Satyre auf die überzarten Poeten, die von allem Derben und Leidenschaftlichen eine Verletzung ihrer Sängerwürde, eine Entheiligung der Poesie fürchten. Ich kann mich indeß bei der Lesung des Gedichts des Eindrucks nicht erwehren, daß es ursprüng-

ganz im Ernste gemeint gewesen, und möchte daher die Entstehung
selben einer weit frühern Zeit, namentlich der Epoche, wo er sich
dem kraftgenialischen Treiben entschieden zurückzog, etwa der
it um 1779, zuschreiben. Gehören wirklich die drei genannten
esien sämmtlich einer frühern Periode an, so erklärt es sich auch,
rum er gerade sie, gegen seine Gewohnheit, pseudonym mittheilte.
hatte das Publikum so sehr daran gewöhnt, in seinen Liedern
usflüsse seines augenblicklichen Lebens, seiner gegenwärtigen Ent-
wicklungsepoche zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche
Denkmäler einer hinter ihm liegenden Periode unter die jetzigen
Gedichte zu mischen. Goethe mochte im Jahr 1798 selbst über
die Apostrophe lächeln, womit er einst im Deutschen Parnaß den
wilden Poeten der Geniezeit entgegengetreten war, und daher um
so williger in die Art, wie Schiller das Gedicht auffaßte, ein-
gehen.

Vor dem 6. April muß Goethe wieder nach Weimar zurück-
gekehrt sein; denn in einem Briefe von diesem Datum klagt Schiller,
daß des Freundes Aufenthalt in Jena so gar schnell vorüber gegan-
gen und für eine so lange Abwesenheit doch wirklich zu kurz gewesen
sei. In Weimar nahm Goethe sogleich den Faust wieder vor und
fand Schiller's Bemerkung bestätigt, daß die Stimmung des Früh-
lings lyrisch sei, was ihm bei dem rhapsodischen Drama sehr zu
Gute komme. Aber bald trat eine neue Unterbrechung ein: Iff-
land war in Weimar erschienen und eröffnete einen Cyklus von
Gastvorstellungen, der sich bis zum 4. Mai hinzog. Diese ganze
Zeit über lebte Goethe fast nur für's Theater; er versäumte
keine Vorstellung Iffland's, und über jede derselben wurde mit
Meyer sogleich mündlich und mit Schiller schriftlich verhandelt.
Es zeigte sich auch hier wieder, wie gern und freudig er das wahr-
haft Vortreffliche anerkannte. Er rühmte mit Begeisterung in Brie-
fen an Schiller die Gewalt, womit Iffland jeden Augenblick die
reinste Stimmung in sich zu erwecken wisse, die lebhafte Einbildung,
wodurch er alles zu seiner Rolle Gehörige entdecke, die Nach-
ahmungsgabe, wodurch er das Gefundene und gleichsam Geschaffene
darzustellen verstehe, den Humor, womit er das Ganze von Anfang
bis zu Ende durchführe. Zeigten sich die übrigen Schauspieler, an

die besseren, neben ihm, nur gleichsam als Referenten, die eine fremde Sache aus den Acten vortragen, so trat er als ein wirkliches Natur- und Kunstgebilde lebendig vor die Augen der Zuschauer. „Groß war der Einfluß seiner Gegenwart," sagte Goethe in den Annalen, „denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte; und die nächste Folge war, daß dießmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog."

Während Iffland's Anwesenheit hatte er doch seinen Faust etwas weiter gebracht. Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript war abgeschrieben, und die Theile hatte er in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; so daß er nun jeden Augenblick der Stimmung nutzen konnte, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen. Dann hatte ihm Iffland auch Lust zu einer andern Arbeit zurückgelassen. Da er erfuhr, daß Goethe früher an einem zweiten Theile der Zauberflöte gearbeitet hatte, so bezeugte er den Wunsch, das Stück für das Berliner Theater zu besitzen. Darüber ward Goethe'n der Gedanke wieder lebhaft, er suchte die Acten hervor und begann weiter zu arbeiten. Im Grunde, schrieb er an Schiller, sei doch schon so viel geschehen, daß es thöricht wäre, den Gegenstand liegen zu lassen; und wäre es auch nur um des leidigen Vortheils willen, so verdiene auch der eine Beherzigung, um so mehr als eine so leichte Composition zu jeder Zeit und Stunde fortgeführt werden könne, und doch noch überdieß eine Stimmung zu etwas Besserem vorbereite. Indeß beschäftigte er sich nur einige Tage mit dieser vor drei Jahren angefangenen Arbeit, und ließ sie dann abermals liegen, um sie später einmal „in Zeiten mittlerer Stimmung" durchzuführen. Wahrscheinlich war es ein warnender Zuruf von Schiller, der die Arbeit wieder in's Stocken brachte. „Daß Sie sich durch die Oper," schrieb dieser am 11. Mai, „nur nicht hindern lassen, an die Hauptsache recht ernstlich zu denken! Die Hauptsache ist zwar immer das Geld, aber nur für den Realisten von der stricten Observanz. Ihnen muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen!"

Wirkte hier der Freund hemmend auf seine Thätigkeit ein, so gab er ihm dafür gleichzeitig den Anstoß zu einer andern, würdigern Beschäftigung. Er hatte Goethe'n gegen Ende des Aprils geschrieben, daß er den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen lese und ordentlich in einem poetischen Meere schwimme; aus dieser Stimmung falle man auch nicht in einem einzigen Punkte, und Alles sei ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Goethe antwortete: „Indem Sie nur der Ilias erwähnen, fühle ich schon wieder ein unendliches Verlangen, mich an jene Arbeit (die Achilleis) zu machen, von der wir schon so viel gesprochen haben." Auf Schiller's Zureden griff er dann im Mai den Gegenstand ernstlicher an. „Ihr Brief," schrieb er am 12. Mai, „hat mich, wie Sie wünschen, bei der Ilias angetroffen, wohin ich immer lieber zurückkehre; denn man wird doch immer, gleichwie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben; und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten. Ich fahre im Schematisiren und Untersuchen fort, und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben ... Das Wichtigste bei meinem gegenwärtigen Studium ist, daß ich alles Subjective und Pathologische aus meiner Untersuchung entferne. Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden; ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und dem Gebrauche des Gleichnisses, glaube ich im Reinen zu sein." Schiller bemerkte ihm indeß mit Recht, dasjenige, was bei Homer ihm mißfalle, dürfe er nicht absichtlich nachahmen; wenn es sich zufällig in seine Arbeit einmische, so werde es für die Vollständigkeit der Versetzung in das Homerische Wesen und für die Aechtheit seiner Stimmung beweisend sein.

Aus diesen Verhandlungen über die Achilleis sehen wir schon, daß der Gedanke an eine dramatische Behandlung des Süjets ganz aufgegeben war. „Die Achilleis," schrieb Goethe den 16. Mai an Schiller, „ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist

durchaus sentimental und würde sich in dieser Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realistische Behandlung würde jene beiden innern Eigenschaften in's Gleichgewicht setzen. Ferner enthält der Gegenstand ein bloß persönliches und Privatinteresse, dahingegen die Ilias das Interesse der Völker, der Welttheile, der Erde und des Himmels umschließt. Dieses alles sei Ihnen an's Herz gelegt! Glauben Sie, daß nach diesen Eigenschaften ein Gedicht von größerem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen; denn über das Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig, werde aber nach meiner alten Weise daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen selbst lesen kann." Schiller antwortete ganz vortrefflich: „Ich glaube Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleis, so wie sie jetzt in Ihrer Imagination existirt, bloß mit sich selbst vergleichen, und beim Homer bloß Stimmung suchen, ohne Ihr Geschäft mit seinem eigentlich zu vergleichen. Sie werden sich ganz gewiß Ihren Stoff so bilden, wie er sich zu Ihrer Form qualificirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einsicht und Erfahrung. Die tragische und sentimentale Beschaffenheit des Stoffes werden Sie unfehlbar durch Ihren subjectiven Dichtercharakter balanciren, und sicher ist es mehr eine Tugend als ein Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unsers Zeitalters entgegenkommt; denn es ist eben so unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll. Ihr schöner Beruf ist, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein, und gerade um dieses höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören."

Ueber diese ganze Angelegenheit sollte es aber bald zwischen beiden Freunden zu ausführlichern mündlichen Conferenzen kommen; denn Goethe reiste den 20. Mai nach Jena hinüber und verweilte dießmal einen ganzen Monat daselbst. Ein Hauptgegenstand, der jetzt sogleich zur Verhandlung kam, war eine höchst interessante literarische Novität. Wilhelm v. Humboldt hatte sein Werk über Hermann und Dorothea von Paris, wohin er sich mit seiner

Familie begeben hatte, im Manuscript an Schiller geschickt, damit dieser es revidiren und zum Drucke befördern möchte. Schiller hatte es Goethe'n schon vor ihrer Zusammenkunft in Jena als eine unerwartet erfreuliche Erscheinung angekündigt. „Wir wollen das Werk," schrieb er, „wenn es Ihnen recht ist, miteinander lesen; es wird Alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattungen und Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Goethe'n war es sehr willkommen, daß er wenigstens auf seiner spätern poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerieth, und versäumte nicht Humboldten zu danken. Auch Schiller richtete ein Schreiben an denselben *), welches Goethe zwar recht schön und gut fand, aber doch zu bedingt lobend, um dem Freunde ganz erquicklich zu sein. Schiller hatte nämlich anerkannt, daß noch nie ein Dichterwerk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden sei; er hatte den dogmatischen Theil der Schrift, philosophisch genommen, für vollkommen befriedigend erklärt, und eben so den anwendenden Theil für sich ganz untadelhaft gefunden, aber er vermißte einen mittlern Theil, welcher jene allgemeinen Grundsätze der Metaphysik der Dichtkunst auf besondere reducire und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittle.

Was noch sonst in den abendlichen Zusammenkünften der beiden Freunde zur Sprache gekommen, und womit Goethe sich dießmal in der Jenaischen Schloßeinsamkeit beschäftigt, darüber sind uns nur spärliche Andeutungen erhalten. Ohne Zweifel ward über Schiller's Wallenstein, und Goethe's Tell und Achilles wieder fleißig verhandelt. „Zur Achilleis," erzählt Goethe in den Annalen unter dem

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt (Stuttg. und Tübingen, 1830), S. 434 ff.

Jahr 1798, „hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schiller'n eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte." Was das Schreiben der ersten Gesänge betrifft, so verwechselt Goethe das Jahr 1798 mit dem nächstfolgenden, denn nachweislich entstand der erste Gesang erst im März und April 1799; auch die angegebene Zahl der Gesänge erregt Bedenken, da sich in Goethe's Werken nur Einer findet. Vielleicht bildete sich dieser durch Zusammenschmelzung der Bruchstücke von zweien, als Goethe im Jahr 1807 das Fertige der Achilleis wieder vornahm, um es dem Bande seiner epischen Gedichte anzufügen. Aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni 1798 sieht man, daß er jetzt auch endlich an die Elegie Euphrosyne die letzte Hand gelegt. Dann heißt es in einem Billet an Schiller vom 11. Juni: „Heute früh habe ich, beim Spaziergang, einen cursorischen Vortrag meiner Farbenlehre überdacht, und habe sehr viel Lust und Muth zu dessen Ausführung. Das Schelling'sche Werk wird mir den großen Dienst leisten, mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten."

Am 21. Juni begab sich Goethe aus „mehr als Einer Veranlassung" nach Weimar, ließ aber, in der Absicht, bald wieder nach Jena zurückzukehren, dort sämmtliche Manuscripte und Acten, die ihn augenblicklich interessirten. In seiner Abwesenheit war der lang erwartete Architekt Thouret aus Stuttgart in Weimar angekommen, der hier den neuen Schloßbau weiter fördern sollte. Dieser gab auch einen sogleich mit Beifall aufgenommenen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals an, und bewährte sich in der Ausführung als ein höchst tüchtiger Baumeister. Es läßt sich denken, wie viel dieser Bau wieder Goethe'n zu sinnen, zu schaffen und zu sorgen machte. Dann verursachte auch der Besitz des Freigutes zu Roßla vielerlei Geschäfte und nöthigte ihn, wie er selbst in den Annalen sagt, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, „verlieh auch manche Ansichten und Mitgefühle, die ihm sonst völlig fremd geblieben

wären.“ Hieraus entstand denn eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wieland, der sich freilich tiefer in die Sache einließ, indem er förmlich seinen Wohnort in Osmannstedt aufzuschlagen Anstalt machte. „Diese Vorbereitungen zum Landleben,“ schrieb Goethe am 24. Juni an Schiller, „kommen mir vor wie das Collegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medicin gelockt hat. Mich sollen, will's Gott, die Wiesen, sie mögen noch so schön grün sein, und die Felder, sie mögen zum Besten stehen, nicht auf dieses Meer locken.“ Für eine bedeutende poetische Production blieb natürlich zwischen solchen Geschäften weder Zeit noch Stimmung. „Das Beste,“ meldete er Schiller'n am 30. Juni, „was mir indessen zu Theil geworden, möchte wohl die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell sein, so wie die klarere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann.“

Im Anfange Juli's flüchtete sich Goethe von Neuem in sein Asyl zu Jena, ward aber zu Schiller's größtem Verdrusse nach wenigen Tagen wieder zu seinen Geschäften in Weimar abgerufen. „Es waltet dießmal ein recht böser Geist über unsern Communicationen und Ihrer poetischen Muse,“ klagte der innig theilnehmende Freund, fügte aber ein paar Tage später (den 11. Juli) tröstend hinzu: „Diese Störungen sind freilich sehr fatal, aber insofern sie die poetischen Geburten bei Ihnen retardiren, können sie vielleicht eine desto raschere und reifere Entbindung veranlassen und den Spätsommer von 96 wiederholen, der mir immer unvergeßlich bleiben wird.“ Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Sobald Goethe von Schiller weg war, begann ihn der böse Engel der Empirie, wie er schrieb, mit Fäusten zu schlagen; doch habe er ihm zu Trutz und Schmach ein Schema zu Stande gebracht, worin er die auf eine Dualität sich beziehenden Naturwirkungen (magnetische, elektrische, galvanische, chromatische, sonore) parallelisire; er müsse nur sehen, wie er jedem einzelnen Tage etwas abstehle; das möge denn Masse machen, wenn es kein Ganzes machen könne.

Zu dem Theaterbau, den man jetzt lebhaft in Angriff nahm, und andern Abhaltungen kam noch die Redaction einer mit Meyer unternommenen Zeitschrift, der Propyläen. Den ersten Gedanken dazu hatten die beiden Freunde schon im vorigen Jahre auf der Gotthardtreise gefaßt und mittlerweile Manches dafür gedacht, gesammelt, geordnet und niedergeschrieben. Das Werk sollte, wie es in der Einleitung heißt, eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten; indeß war der Inhalt fast ausschließlich der Kunst gewidmet. Für Goethe waren die Propyläen insofern eine wahre Wohlthat, als sie ihn nöthigten, so viele Ideen und Erfahrungen, die er lange mit sich herumgetragen, endlich auszusprechen; der poetischen Productivität konnten sie aber natürlich nur hinderlich sein. In der letzten Hälfte des Juli finden wir ihn mit dem Redigiren seiner eigenen und der Meyer'schen Aufsätze für's erste Stück beschäftigt. Die Redaction von Meyer's Arbeiten machte ihn, wie er Schiller bekannte, ganz unglücklich. „Diese reine Beschreibung und Darstellung, dieses genaue und dabei so schön empfundene Urtheil," schrieb er, „fordert den Leser unwiderstehlich zum Anschauen auf. Indem ich diese Tage den Aufsatz über die Familie der Niobe durchging, hätte ich mögen anspannen lassen, um nach Florenz zu fahren." Wie aber fortwährend sein Geist zwischen den beiden Polen Natur und Kunst hin und hergezogen ward, so verhandelte er in eben diesen Tagen mit Herrn von Marum, der zu Besuch kam, vielfach über Elektricität. Er nennt diesen Mann in den Briefen an Schiller „eine gar eigene, gute, verständige Natur," und rühmt von ihm in den Annalen, daß er ihm manchen in der Naturwissenschaft gewonnenen Vortheil verdanke.

Ueber einen nochmaligen Aufenthalt Goethe's zu Jena vom Anfange August's bis gegen den 18. haben wir nur spärliche Nachrichten. Aus Briefen, die er damals an Hofkammerrath Kirms richtete*), geht hervor, wie einläßlich er sich auch aus der Ferne mit dem Theaterbau und mit den Vorstellungen der in Lauchstädt spielenden Gesellschaft beschäftigte. Der wissenschaftliche und poetische Ertrag

*) Abgedruckt im Gesellschafter Jahrg. 1832.

jenes Aufenthaltes scheint gering gewesen zu sein. „Eigentlich sollte man mit uns Poeten," meinte er in einem Briefe an Schiller, „wie die Herzöge von Sachsen mit Luther, verfahren, uns auf der Straße wegnehmen und in ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte die Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein."

Je weniger es ihm gelingen wollte, selbst etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, um so förderlicher suchte er wenigstens auf Schiller's Arbeiten einzuwirken. Er war ihm bei den kleinern Dichtungen, Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen, des Mädchens Klage, welche damals entstanden, mit seinem Rathe zur Hand, und steuerte zu dem Musenalmanach für 1799 Mehreres bei, was um so nöthiger war, als Schiller jetzt die lyrische Stimmung nicht finden konnte. Selbst bis auf die Decke des Almanachs erstreckte sich Goethe's Sorgfalt; er ließ sie mit einer eigenen, selbsterdachten Art anaglyphischer Zierrathen ausstatten. Von diesen Verzierungen, mit denen er sich eine gute Zeit zu schaffen machte, ist in dem Briefwechsel mit Schiller und Meyer mehrfach die Rede; er versuchte, wie aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni erhellt, die Holzstocknachahmung in Kupfer zu leisten. Den größten Antheil aber widmete er die ganze Zeit hindurch dem Wallenstein, der bei dem letzterwähnten Besuche in Jena schon so weit vorgerückt war, daß Schiller ihm die zwei letzten Acte der Piccolomini vorlesen konnte. Die Trennung des Werks in zwei große Dramen hatte der Dichter auf Goethe's Rath vorgenommen, und so folgte er auch in Einzelnheiten vielfach seiner Leitung. Der Beifall Goethe's war ihm, wie er gesteht, bei der Arbeit die süßeste Hoffnung, und wenn er ihn wirklich einärndtete, die beste Freude; denn beim Publikum, meinte er, werde einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert.

Da unterdeß der Theaterbau so weit vorgerückt war, daß man hoffen durfte, ihn vor der Eröffnung der Wintersaison zu vollenden, so lag der Gedanke nicht fern, das neue Haus durch einen Theil der Wallenstein'schen Trilogie einzuweihen. In diesem Wunsche wurde Goethe bestärkt, als Schiller im September auf acht Tage nach Weimar kam und alles bis dahin fertig Gebrachte vorlas. Er

forderte den Dichter dringend auf, von seinem frühern Plane, das Drama ohne bestimmte Theaterrücksichten zu schreiben, abzugehen und es für die Bühne gerecht zu machen. „Nehmen Sie Ihr ganzes Wesen zusammen," schrieb er, „um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben; Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer, als aus dem Manuscript, das Ihnen schon lange vor den Augen fixirt steht." Da Schiller auf diesen Gedanken einging und sich entschloß, zunächst das schon 1797 begonnene Vorspiel, Wallenstein's Lager, zu vollenden, so erwies sich Goethe alsbald wieder hülfreich. Schiller wünschte noch einen Capuziner einzuschieben, der den Kroaten predige, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes habe noch gefehlt. Sogleich sandte ihm Goethe einen Band des Paters Abraham a Sancta Clara, damit dieser ihn zur Arbeit begeistern möchte, und Schiller schuf, bei der kurz anberaumten Frist, in Eile nach dem „Prachtstück," wie er es nannte, „dem herrlichen Original, vor dem man Respect bekommen müsse," seine köstliche Capuzinerpredigt, die gewissermaßen nur als eine Mosaikarbeit aus Abraham's Schrift: „Reimb dich, oder ich liß dich" *) zu betrachten ist.

Ein vielverbreitetes Gerücht schrieb Goethe'n lange Zeit einen großen Antheil an Wallenstein's Lager zu und ließ die Capuzinerpredigt ganz von ihm herrühren. Als ihn Eckermann darüber im Jahr 1831 befragte, erwiederte er: „Im Grunde ist Alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

---

*) Namentlich hat der Dichter den Tractat benutzt: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel." Eine genaue Nachweisung der imitirten Stellen s. in meinem „Archiv für den Unterricht im Deutschen" (Jahrgang 1844, Heft II., S. 62 ff.).

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen." Aus dem Briefwechsel mit Schiller ergibt sich ferner, daß Goethe ein Anfangslied zu dem Vorspiel dichtete, welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte. Den Plan zum Prolog scheinen beide Dichter gemeinschaftlich entworfen zu haben, doch gehört die Ausführung Schiller'n allein an. Unsägliche Mühe ließ es sich aber Goethe kosten, um das Werk seines Freundes zu einer würdigen Bühnendarstellung zu bringen; er schulte die Schauspieler, er leitete die Proben und hätte nicht mehr thun können, wenn es die Aufführung eines eigenen Lieblingswerkes gegolten hätte. Schiller setzte seine Geduld und Ausdauer auf eine schwere Probe, denn als das Vorspiel bereits in Goethe's Händen war, und die Schauspieler schon ihre Rollen einübten, wollte der unermüdliche Dichter noch immer ändern, bessern, hinzusetzen. Botenfrauen, Expresse wanderten zwischen Jena hin und her, und selbst das Geringfügige wurde mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt. Um so größer war aber auch Goethe's Freude über den Triumph, den die Muse seines Freundes bei der ersten Vorstellung am 12. October errang. Ja, aus Liebe zu ihm that er sogar etwas, was sich nicht billigen läßt: des guten Erfolgs der Aufführung gewiß, schematisirte er eine Vorrecension der Darstellung und des Effects, den das Stück gemacht habe. „Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit eingelassen habe," sagte er, „so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt!"

Auch noch den Rest des Jahres hindurch nahm Goethe an Schiller's weiterer Arbeit am Wallenstein den förderlichsten Antheil; namentlich verdankt ihm die erste Scene von Wallenstein's Tod ihre Entstehung. Nach dem ursprünglichen Entwurfe gedachte Schiller seines Helden Vertrauen auf das Glück seiner Unternehmung dadurch

zu motiviren, daß die Constellation glückverheißend befunden würde und das Speculum astrologicum sollte im astrologischen Zimmer den Zuschauern vorgeführt werden. Da ihm aber hinterdrein dieses Mittel undramatisch, trocken, leer und wegen der technischen Ausdrücke dunkel erschien, so ersann er ein neues, in die Gattung der Anagramme, Chronodistichen und Teufelsverse gehöriges Motiv, trug aber Bedenken über den tragischen Gehalt dieser „neuen Fratze" und fragte Goethe'n um Rath. Dieser bat sich Bedenkzeit aus und erklärte nach vielfältiger Ueberlegung das astrologische Motiv für besser. Die tiefgeschöpften Gründe, womit er seine Entscheidung unterstützte *), setzten Schiller auf den Standpunkt, den astrologischen Aberglauben, der ihm anfangs zuwider gewesen war, nunmehr mit Neigung symbolisch zu behandeln. „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund," antwortete er hocherfreut und nahm sich vor, „noch etwas Bedeutendes für diese Motive zu thun." Nach Hoffmeister's Vermuthung wurden jetzt erst die Gespräche der Gräfin, der Thekla und des Max in Act 3 Sc. 4 der Piccolomini über den Glauben an die Sterne gedichtet und eingeschoben; besonders aber sprechen die Worte, welche Wallenstein in dem Piccolom. Act 2 Sc. 6 an Illo richtet:

> Die himmlischen Gestirne machen nicht
> Bloß Tag und Nacht u. s. w.

ganz und gar die Gedanken Goethe's aus.

Zu eigener Production ließ diesen unterdessen schon die Jahreszeit nicht kommen; es gelang ihm damit weder in Jena noch in Weimar, zwischen denen sein Aufenthalt auch in den letzten Monaten wechselte. Theater- und andere Geschäfte **), Natur- und Kunstbetrachtungen flochten sich bunt durcheinander; „so geht ein närrisch mühsames Leben fort," schrieb er am 8. December an Schiller, „wie das Mährchen der Tausend und Einen Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt." Vor Allem aber wünschte er, in

*) S. den Brief an Schiller vom 8. Dec. 1798 (Nr. 534).

**) Die Briefe an Kirms im Gesellschafter (1832) lassen recht in das Detail dieser Sorgen und Geschäfte blicken.

diesem Winter endlich einmal „das Farbenwesen los zu werden,“ und arbeitete zunächst ein Schema der physiologischen Farben aus, welches er an Schiller zur Beherzigung als Basis ihrer Disceptationen schickte. Dieser begann jetzt immer tiefer in des Freundes chromatische Untersuchungen einzugehen. Er ergriff nicht bloß „durch die große Natürlichkeit seines Genies,“ wie Goethe am Ende der Farbenlehre rühmt, schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern, wenn Goethe manchmal auf seinem beschaulichen Wege zögerte, so nöthigte er ihn durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen und riß ihn gleichsam an das Ziel, wohin er strebte. „Schiller,“ heißt es in einem Briefe Goethe's an Meyer vom 15. November 1798, „hilft mir durch seine Theilnahme außerordentlich. Ueber die verschiedenen Bestimmungen der Harmonie der Farben durch den ganzen Kreis hat er sehr schöne Ideen, die eine große Fruchtbarkeit versprechen.“ Er war es, der Goethe'n den lange aufhaltenden Zweifel, worauf denn eigentlich das wunderbare Verwechseln der Farben bei gewissen Menschen beruhe, dahin entschied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der damals in Jena studirte, war in diesem Falle und erbot sich freundlich zu Hin- und Wiederversuchen, wodurch sich denn jenes Resultat herausstellte.

Auf dem Gebiete von Goethe's Kunstbestrebungen haben wir neben dem zweiten Stück der Propyläen, dessen Redaction er in dieser Zeit beendigte, eine sehr interessante Arbeit von novellistisch-epistolarischer Form zu erwähnen, den Sammler und die Seinigen. Goethe gedenkt derselben zuerst in einem Briefe aus Jena an Meyer vom 27. November 1798. „Heute vor acht Tagen,“ schreibt er, „kam mit Schiller etwas zur Sprache, das wir in einigen Abenden durcharbeiteten und zu einer kleinen Composition schematisirten. Ich fing gleich an auszuführen und bringe es wahrscheinlich diese Woche zu Stande. Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen. Es heißt der Kunstsammler und ist ein kleines Familiengemälde in Briefen, das zur Absicht hät, die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können, wenn sie nicht auf's Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Theile halten, auf eine heitere Weise darzustellen. Es kommt

bei der Gelegenheit gar Manches zur Sprache.“ Erhellt schon aus diesem Briefe, daß Schiller an der Entstehung der schönen Composition betheiligt war, so spricht es Goethe nicht minder bestimmt in einem spätern Briefe an ihn (vom 22. Juni 1799) aus: „Wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und an der Gestalt des Sammlers haben, wissen Sie selbst.“ Indeß gebührt das Verdienst der Ausführung des Einzelnen unserm Dichter allein. Man darf unbedenklich diese Production zu Goethe's besten kunstphilosophischen Leistungen zählen. Wenn er nicht selten in streng didaktischen Darstellungen, trotz seiner reichen Kenntnisse und seiner tiefen Einsicht, hinter Andern zurückblieb, vielleicht nur aus dem Grunde, weil er zu sehr Dichter war *), so sind dagegen seine mündlichen und brieflichen theoretischen Aussprüche, die er gelegentlich mit Bezug auf einen besondern Gegenstand an eine bestimmte Person richtete, um so schlagender und vortrefflicher. Es war daher ein sehr richtiger Instinct, der ihn im Sammler, wo es eine längere theoretische Erörtung galt, die brieflich-dialogische Form wählen ließ. Gerade an den schwierigsten Stellen geht die epistolarische Darstellung in Gespräch über, und das Ganze läuft zuletzt in die ihm damals so beliebte schematische Form aus. Der Inhalt läßt sich in der Kürze so andeuten, daß Ernst und Spiel als zwei Extreme dargestellt werden, aus denen einerseits trockene Nachahmer, Charakteristiker und Kleinkünstler, andrerseits Phantomisten, Undulisten und Skizzisten hervorgehen, während die ächte Kunstwahrheit, Schönheit und Vollendung in der Mitte, in der Verbindung von Ernst und Spiel zu finden sei. Goethe brachte das Ganze erst im nächsten Jahre zu Stande und ließ es in die Propyläen einrücken. Als er es Schillern gedruckt übersandte, antwortete dieser: „Es hat mir in der Gestalt, worin es jetzt ist, noch viel reicher und belebter geschienen, als je vorher beim einzelnen Lesen, und es muß als das heiter und kunstlos ausgegossene Resultat eines langen Erfahrens und Reflectirens auf jeden irgend empfänglichen Menschen wundersam wirken. Der Gehalt ist nicht zu übersehen, eben weil so vieles Wichtige nur zart, nur im Vorbeigehen angedeutet ist.“

---

*) Rosenkranz, über Goethe, S. 71.

Schließlich gedenken wir noch einer großentheils im Laufe dieses Jahrs entstandenen Arbeit, die eben so sehr mit Goethe's Interesse für die bildende Kunst, wie mit seinen chromatischen Bemühungen zusammenhängt; es ist Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. In einem einführenden „Geständniß" sagt uns der Uebersetzer selbst, was ihn zu der Arbeit veranlaßt habe. Zu einem geordneten Vortrage, einer zusammenhängenden Abhandlung über die in dem Diderot'schen Schriftchen besprochenen Gegenstände habe er lange Zeit kein Herz fassen können, so gegenwärtig ihm der Stoff gewesen sei. Als er sich nun endlich eben angeschickt, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst zu entwerfen, sei ihm das Werkchen zufällig wieder in die Hände gekommen; und sogleich habe ihn die Lust angewandelt, statt eines didaktischen Vortrags, mit dem Verfasser eine Unterhaltung, ein Streitgespräch über den Gegenstand zu beginnen. So entstand seine Uebersetzung, mit Anmerkungen durchflochten, die, wie schon eine flüchtige Uebersicht des Ganzen zeigt, keinen geringern Raum als den Text einnehmen. Daß ihn eine solche Behandlungsweise der Sache mehr angemuthet, als eine förmliche Abhandlung, erklärt er sich selbst durch den allgemeinen Satz: „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen." Wir wissen aber bereits von ihm insbesondere, wie viel lieber und leichter gerade er durch frischen Verkehr mit Menschen als durch einsames Denken seine Gedanken zur Klarheit brachte. Er verkannte nicht, daß das Schriftchen in gewissem Sinne veraltet sei und mehr einen historischen Ausleger als einen Gegner verlange. Erwog er aber, daß die darin ausgesprochenen Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manirirten, Conventionellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten und Liberalen einladen sollten, in seiner Zeit als theoretische Grundmaximen fortspukten, und einer leichtsinnigen Praktik das Wort redeten: so fand er seinen Eifer wieder vollkommen erklärlich und gerechtfertigt. Es gilt demnach seine Polemik nicht sowohl dem abgeschiedenen Diderot, als vielmehr denjenigen, die jene Revolution der Künste, welche Diderot hauptsächlich mit bewirkte, an ihrem wahren Fortgange hinderten, indem sie auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei zwi-

schen Natur und Kunst hinschlenderten, und ebensowenig geneigt waren, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gediegene Kunstthätigkeit zu befördern.

Sechszehntes Capitel.

Einleitendes. Fortgesetzte Theilnahme an Schiller's Wallenstein. Achilleis. Schema über den Dilettantismus. Temperamentenrose. Spiegel der Muse. Großer Plan, ein Repertorium für die deutschen Theater zu schaffen. Gartenaufenthalt. Neue Redaction seiner kleinern Gedichte. Lectüre. Mondbetrachtungen. Die Propyläen und Preiszeichnungen. Erste Bekanntschaft mit Zelter. Erste Walpurgisnacht. Rückkehr von der epischen Gattung zur dramatischen. Voltaire's Mahomet übertragen. Fortgesetzte Mondbetrachtungen. Die vier Jahrszeiten. Ausflug nach Leipzig. Uebersetzung des Tancred. Kunstausstellung. Weitere Arbeit am Faust. Philosophische Speculationen. Paläophron und Neoterpe. Krankheit zu Anfange des Jahres 1801. Theophrast's Büchlein von den Farben übersetzt. Aufführung des Tancred. Fortsetzung des Faust. Die natürliche Tochter begonnen. Plan einer philosophischen Preisaufgabe. Aufenthalt in Pyrmont. Plan eines Romans. Aufenthalt auf der Rückreise in Göttingen.

Wenn dem Leser das vorhergehende Capitel ein unerquickliches gewesen, so möge er bedenken, daß dem Biographen auch die Abfassung desselben nicht erfreulich sein konnte, und vor Allem, daß es dem Manne, welcher jene Epoche zu durchleben hatte, dabei noch schlimmer zu Muthe war. Es läßt sich wohl begreifen, wie tief der geheime Seelenschmerz eines Dichters sein mußte, in dessen Innern sich eine Welt von Gestalten und Ideen auf's Lebendigste regte, die ein wundersamer Bann in seiner Brust zurückhielt. Daß dieser Schmerz sich nicht höher steigerte und energischer äußerte, hatte er einer langen Uebung in Resignation und Geduld zu danken. Zudem hob ihn der „Zodiakus“ von Arbeiten, Geschäften, Forschungen und Zerstreuungen, in dem er sich unablässig umtrieb, über einen Tag

nach dem andern unvermerkt hinweg. Ganz anders verhielt es sich mit Schiller. Wenn er nicht dichterisch productiv war, glaubte er nicht zu leben. Als er die Wallenstein'sche Trilogie überwunden hatte, schrieb er an Goethe: „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raum hinge." So konnte sich Goethe nie fühlen. Er hatte auf seinen beiden Reisen nach Italien, bei dem dreimaligen Besuche der Schweiz, der Campagne in Frankreich, und so vielen andern Ausflügen eine unendliche Fülle von Anschauungen, Erfahrungen und Erlebnissen in sich aufgenommen, an denen er ein ganzes Leben lang in der Einsamkeit hätte zehren können; er hatte so viele tausend Fäden mit der Naturwissenschaft, der bildenden Kunst, den technischen Künsten, dem Theater, dem Staatsgetriebe, der gesellschaftlichen Welt angeknüpft, daß nirgendwo und zu keiner Stunde sein Inneres unangeregt und unbeschäftigt sein konnte.

Nichtsdestoweniger nagte besonders während dieses Winters 1798/9 ein stiller Kummer an seiner Seele, daß ihm nicht, wie dem Freunde, eine bedeutende poetische Schöpfung gelingen wollte. Schiller bemerkte es mit innigem Mitgefühl und schrieb am 5. März: „Es hat mich diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst; und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie diesmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen. Schon deßwegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte (jenem lucrezischen Naturgedichte) sehr willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint." Tröstend fügt er später noch hinzu, das Frühjahr

und der Sommer werde Alles gut machen. Nach der langen Pause werde er sich desto reicher entladen, besonders wenn er die Achilleis gleich vornehme, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung komme. Mit traurigem Lächeln mag Goethe die Antwort geschrieben haben: „Ich muß mich nur nach Ihrem Rath als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächsten Wochen hoffen ... Wir wollen sehen, wie weit wir es im Wollen bringen."

Aber ein Machtspruch, wie Schiller ihn verlangte, war nicht die Sache Goethe's, der von jeher das ihm inwohnende Talent als Natur betrachtete. Ungefähr drei Jahre lang währte noch die Sprödigkeit seiner Muse, die für ihn um so quälender sein mußte, als, nach Schiller's Zeugniß, ein einziges Gespräch die Fülle poetischer Ideen, die damals so lebendig in seiner Phantasie lag, in jedem Augenblicke hervorlocken konnte. Der Leser wird es uns danken, wenn wir ihn rascher über diese Zeit hinwegführen.

Den Januar des Jahres 1799 widmete Goethe größtentheils dem Wallenstein. Schiller hatte ihm am Sylvestertage die Piccolomini zugesandt und traf den 4. Januar selbst mit seiner Familie in Weimar ein, um die Vorbereitungen zur Aufführung des Drama's, das zum Geburtstage der Herzogin gegeben werden sollte, persönlich leiten zu helfen. Er fand durch Goethe's Sorgfalt im Schloß ein niedliches, bequemes Logis bereitet und mit allen Bedürfnissen versehen. Die Hauptlast der Proben blieb, ungeachtet der Anwesenheit des Dichters, auf Goethe liegen; denn Schiller ward oft durch Kränklichkeit und Abspannung in Folge schlafloser Nächte verhindert, den Proben beizuwohnen. Die Schwierigkeiten, die sich bei denselben ergaben, waren nicht gering, weil die Schauspieler sich an den Vortrag des jambischen Quinars noch gar nicht gewöhnt hatten; aber Goethe ruhte nicht, bis dieses Hinderniß überwunden war. Eben so eifrig bemühte er sich, im Verein mit Meyer, für die Costüme und Decorationen des Stückes; und bis auf welche Einzelnheiten sich seine Sorgfalt erstreckte, beweist ein Billet, das er am Morgen des 30. Januars an Schiller richtete: „So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich verlangend und neugierig genug bin. Hier noch einige Bemerkungen: 1) Wollten

Sie Vohs nicht in den ersten Scenen im Küraß kommen lassen? In dem Kollet sieht er gar zu nüchtern aus. 2) Auch wäre das Barett für Wallenstein nicht zu vergessen, es muß so etwas wie Reiherfedern bei der Garderobe sein. 3) Wollten Sie nicht auch Wallenstein noch einen rothen Mantel geben? Er sieht von hinten den Andern so sehr ähnlich."

Auch noch in der ersten Hälfte des Februars dauerten die Bemühungen für den Wallenstein fort. Am 2. wurden die Piccolomini abermals aufgeführt, worauf Schiller noch bis zu der Mitte des Monats in Goethe's Nähe blieb. Dieser begleitete ihn sodann nach Jena zurück und verweilte dort bis gegen Anfang März. Die Aufführung der Oper Palmyra (4. März) rief ihn wieder nach Weimar, und nun begann, nach vier Wochen Stillstand, das Commercium mit Schiller durch die Botenfrau wieder. Die Ermahnung desselben, mit ernstem Entschluß die Achilleis vorzunehmen, ging nicht ganz verloren. Am 9. März schrieb ihm Goethe: „Nun noch die gute Nachricht, daß ich, durch Ihren Zuruf ermuntert, diese Tage meine Gedanken auf dem trojanischen Felde fest gehalten habe. Ein großer Theil des Gedichtes, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, hat sich bis in seine kleinsten Zweige organisirt, und weil nur das unendlich endliche mich interessiren kann, so stelle ich mir vor, daß ich mit dem Ganzen, wenn ich alle meine Kräfte darauf verwende, bis Ende Septembers fertig sein kann." Aber an der Fortdauer seiner Stimmung einmal ungläubig geworden, setzt er sogleich hinzu: „Ich will diesen Wahn so lange als möglich bei mir zu erhalten suchen." Mit großem Eifer und wachsendem Muthe setzte er bis gegen den 20. März die Arbeit fort. Am 16. schrieb er an Schiller, der unterdessen Wallenstein's Tod beendigt hatte: „Recht herzlich gratulire ich zum Tode des theatralischen Helden. Könnte ich doch meinem epischen vor eintretendem Herbste auch das Lebenslicht ausblasen!... Fünf Gesänge sind schon motivirt, und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät habe ich es gezwungen; und da es mit dem Anfange gelungen ist, so kann man für die Fortsetzung nicht bange sein."

Während eines Aufenthaltes zu Jena vom 20. März bis z 10. April rückte die Achilleis immer weiter vor. Am 21. berich

er an Meyer mit Freude, daß Schiller für's nächste Jahr statt seines lyrischen Almanachs die Schwestern von Lesbos von Amalie v. Imhoff herauszugeben gedenke. „Dadurch," schrieb er, „wird von allen Seiten gewonnen, für ihn, für mich und für unsere liebe Kleine (Fräulein v. Imhoff) dazu. Ich kann die beste Zeit der Achilleis geben, und was das Frühjahr an kleinen Gedichten bringt, gleich in die Propyläen setzen, um diese ernsthaften Hallen mit einigen Kränzen zu schmücken." Am 27. meldete er die Vollendung von 350 Versen, die schon die übrigen nachziehen sollten. „Diese Woche," fügte er hinzu, „will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben; wahrscheinlich wird der erste Gesang fertig, und wenn es mir möglich ist, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillstand eintrete; denn die Arbeit fängt schon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte." Trotzdem beschloß er am 2. April, wo er Schiller'n den fertigen ersten Gesang mittheilte, „eine kleine Pause zu machen, um sich der nun zunächst zu bearbeitenden Motive specieller zu versichern." Leider sollte es eine große verhängnißvolle Pause werden!

Am 10. April begab sich Goethe mit Schiller nach Weimar, um hier die erste Aufführung des ganzen Wallenstein vorzubereiten und zu leiten. Darüber vergingen ein paar Wochen unter so zerstreuender Thätigkeit, daß er an poetisches Schaffen nicht denken konnte. Als Schiller gegen den 25. wieder nach Jena zurückgekehrt war, beeilte er sich, die dringendsten Geschäftsarbeiten zu beseitigen und reiste dem Freunde nach. Die Leitung des Theaters besorgte in seiner Abwesenheit der Hofkammerrath Kirms, der ihm in diesem Geschäft zunächst untergeordnet war und überall mit zweckmäßiger Thätigkeit eingriff.

Ueber Goethe's diesmalige Beschäftigungen zu Jena, wo er bis zum 27. Mai verweilte, sind uns nur wenige bestimmte Andeutungen erhalten. Aus Briefen an Meyer vom 12. und 14. Mai erhellt, daß er jetzt erst den Schluß des Sammlers schrieb. Dann wurde, wie der Briefwechsel mit Schiller vermuthen läßt, in den damaligen Abendconferenzen mit demselben zuerst der Plan zu dem Schema über den Dilettantismus besprochen, das sich als eine verwandte Arbeit an den Sammler anschloß, und von Goethe

die Ausführung desselben sogleich begonnen. Es war beschlossen worden, daß jeder der beiden Kunstfreunde ein Schema für sich ausarbeiten sollte. Beide haben sich erhalten. Goethe's Entwurf, der in seinen Werken mitgetheilt ist, enthält mehr Thatsachen und treffende Bemerkungen, wogegen Schiller's kurze tabellarische Uebersicht, die Hoffmeister zuerst veröffentlicht hat, sich durch begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So trat auch in dieser Kleinigkeit, bemerkt Hoffmeister, die Differenz beider Naturen hervor, und wenn man beide Arbeiten mit einander vergleicht, so findet man sehr wahr, was Goethe bei dieser Gelegenheit sagt: „Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung." Einen Monat später kam Goethe auf den Gedanken, dieser Arbeit, wie dem Sammler, eine poetische Form zu geben, um ihr allgemeinern Eingang zu verschaffen. „Wie Künstler," fügte er hinzu, „Unternehmer, Vorkäufer, Käufer und Liebhaber jeder Kunst im Dilettantism ersoffen sind, das sehe ich jetzt erst mit Schrecken, da wir die Sache so sehr durchgedacht und dem Kinde einen Namen gegeben haben. Wir wollen mit der größten Sorgfalt unsere Schemata nochmals durcharbeiten, damit wir uns des ganzen Gehaltes versichern, und dann abwarten, ob uns das gute Glück eine Form zuweist, in der wir ihn aufstellen. Wenn wir dereinst unsere Schleusen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat." Schiller war nicht dafür, der Arbeit eine ähnliche Einkleidung, wie dem Sammler, zu geben. Man müsse den Deutschen, meinte er, die Wahrheit so derb als möglich sagen, es fänden sich vielleicht unter Swift's Satyren Formen, die dazu paßten, oder man müsse in Herder's Fußstapfen treten und den Geist des Pantagruel citiren — Gedanken, die eben so wenig als der Goethe'sche zur Ausführung gekommen sind.

Ungefähr gleichzeitig mit der eben besprochenen tabellarischen Darstellung scheint eine Temperamentenrose entworfen worden zu sein, deren Goethe, so wie des Schema's über den Dilettantismus, in den Annalen schon unter dem Jahr 1798 gedenkt. Außerdem

ward ohne Zweifel Vieles über Schiller's neuen dramatischen Plan, die Maria Stuart, verhandelt. An lyrischen Productionen gehört in diesen Jenaischen Aufenthalt wohl der „Spiegel der Muse," ein allegorisches Gedicht, worin Goethe's damalige Gemüthslage dargestellt ist. Die Muse, die „sich zu schmücken begierig," den rinnenden Bach verfolgt und eine ruhige Stelle zur Selbstbespiegelung sucht, repräsentirt das dichterische Gemüth, wie es in Mitten des beweglichen, rauschenden Weltlebens sich nach einem Stündchen stiller, sinniger Selbstbeschauung sehnt. Vergeblich ist dies Sehnen; die schwankende Fläche des Welttreibens verzieht stets das bewegliche Bild. Der Dichter muß sich ganz aus dem Getriebe des Lebens heraus in die Einsamkeit, an einen „Winkel des Sees" (wie Goethe nach Jena) flüchten, wenn er die Gestalten seines Innern in reinen, festen Umrissen erblicken will.

Nach einer Stelle in den Annalen (1799) zu urtheilen, fällt in diese Zeit auch die Berathung über den Plan, „die deutschen dramatischen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber, verändert und in's Enge gezogen, der neuern Zeit und ihrem Geschmacke näher zu bringen." Eine ähnliche Operation sollte mit den bessern ausländischen Stücken angestellt, und so für die deutschen Theater der Grund zu einem soliden Repertorium gelegt werden. Der Gedanke scheint ursprünglich von Schiller ausgegangen zu sein. Schon im November 1797, als er die auf den Krieg der zwei Rosen bezüglichen Stücke von Shakespeare las, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken, mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. Wir müssen darüber wirklich conferiren." Jetzt im Jahr 1799 machte Schiller dem Buchhändler Unger den Antrag, in Verbindung mit Goethe eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar zehn Stücke des Jahrs nebst einer Kritik über jedes. Dieser Plan kam eben so wenig, als der ebenerwähnte, zur Ausführung, obwohl der Verleger hundert Carolin Honorar für zehn Stücke und deren Beurtheilung bot. Indeß war der Gedanke doch folgenreich für Goethe's Thätigkeit, indem daraus später die Bühnenbearbeitung mehrerer seiner ältern Dramen, des Götz, der

Stella u. a., sowie die Uebersetzung des Mahomet und des Tancred von Voltaire hervorging, auf die wir unten zurückkommen werden. Ueberhaupt aber regte Schiller's Beispiel die bereits ersterbende Theilnahme Goethe's für Drama und Theater wieder auf, wie dieser selbst in den Gesprächen mit Eckermann gestand. „In den neunziger Jahren," sagt er (richtiger sollte es heißen: in der letzten Hälfte der neunziger Jahre), „war die eigentliche Zeit meines Theater-Interesses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne; ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil."

Sobald Goethe sich am 27. Mai von Schiller entfernt hatte, zog ihn wieder der entgegengesetzte Pol des Geschäftstreibens an und riß ihn in eine Zerstreuung hinein, welche zwei Monate hindurch alle tiefere Productivität aufhob. „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist," klagte er dem Freunde, „das aber auch wohl ohne mich und vielleicht ganz anders hätte geschehen sollen." Da er aber einmal von der Poesie nicht ablassen konnte, so widmete er in dieser Zeit dem Werke seiner Freundin von Imhoff, den Schwestern von Lesbos, die liebevollste Theilnahme. Er hielt mit der Dichterin darüber Abendconferenzen bei der Frau von Wolzogen und wußte trotz der rigoristischen Forderungen, die er in Folge seiner Betrachtungen über den Dilettantismus machte, die Frauen doch bei guter Laune zu erhalten. Dann räumte er, „um nicht ganz müßig zu sein," seine dunkle Kammer auf, wiederholte ältere Versuche und stellte einige neue an; besonders versuchte er, ob der sogenannten Inflexion etwas abzugewinnen wäre. Dazwischen ließ er die sämmtlichen kleinen Gedichte zusammenschreiben und wunderte sich über den sonderbaren „Codex," welcher daraus entstand. Als er zu Anfange Juli's sich wieder nach Jena zu flüchten gedachte, kam ein neues Hinderniß. Der König und die Königin von Preußen wurden in Weimar zu Besuch erwartet, wodurch der Herzog veranlaßt ward, den Schloßbau eifriger zu betreiben. Er hielt dazu Goethe's Gegenwart für nöthig, welcher diesen Glauben, wie er an Schiller schrieb, „auch ohne eigene Ueberzeugung zu verehren hatte." Indem er nun einmal, wie er sich ausdrückt, „im Stande der Erniedrigung" fort-

leben mußte, ließ er sich auch einen Besuch der Frau von La Roche, vor dem sich Schiller wie vor einem heranziehenden Ungewitter fürchtete, ganz gut gefallen. „Frau von La Roche," meldete er Schiller'n am 24. Juli, „habe ich zweimal, erst in Tieffurth, dann in Osmannstedt gesehen und sie eben gerade, wie vor zwanzig Jahren gefunden. Sie gehört zu den nivellirenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat" *). Dann berichtet er weiter, daß Tieck mit Hardenberg und Schlegel bei ihm gegessen. Von Tieck sagt er: „Für den ersten Anblick ist es eine recht leidliche Natur; er sprach wenig, aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen" **). In den Annalen ist auch noch unter diesem Jahre der Berührung mit Schelling gedacht, der ihm die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie mittheilte. „Er besprach gern," heißt es, manche Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst."

Da der Schloßbau keine weitere Entfernung zuließ und die Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung bei Goethe doch zuletzt überhand nahm, so entschloß er sich Ende Juli's in seinen Garten zu ziehen, wo er den August und September hindurch blieb. „Ob die Einsamkeit des Ilmthals," schrieb er am 31. Juli an Schiller, „zu dem Einzigen, was Noth ist, viel helfen wird, muß die Zeit lehren." Er beschäftigte sich hier zunächst mit der Zusammenstellung seiner kleinern Gedichte, die Unger verlangt hatte. „Zu einer solchen Redaction," schrieb er am 3. August, „gehört Sammlung, Fassung und eine gewisse allgemeine Stimmung. Wenn ich noch ein paar

---

*) Goethe versetzt in den Annalen diesen Besuch irrthümlich in den Sommer 1798.

**) Gegen Ende des Jahrs scheint Tieck häufiger mit Goethe verkehrt zu haben. In einem Briefe an Schiller vom 6. December ist von einer Vorlesung der Tieck'schen Genoveva auf seinem Zimmer die Rede, worüber es in den Annalen heißt: „Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann."

Dutzend neue Gedichte dazuthun könnte, um gewisse Lücken auszufüllen, und gewisse Rubriken, die sehr mager ausfallen, zu bereichern, so könnte es ein recht interessantes Ganze geben. Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publikum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade jetzt nicht thun kann. Es gibt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Bei dieser Redaction faßte er auch das Metrum seiner Gedichte, namentlich die Hexameter und Pentameter, schärfer in's Auge und fand die Epigramme in dieser Hinsicht „am liederlichsten gearbeitet," doch auch glücklicher Weise am leichtesten metrisch zu verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mit gewann. Eben so löschte er damals aus den römischen Elegien manchen prosodischen Fehler glücklich weg; bei passionirten Arbeiten jedoch, wie Alexis und Dora, fand er die Sache schwieriger, leistete indeß auch hier, so viel er vermochte. „Wenn man solche Verbesserungen," schrieb er am 7. August an Schiller, „auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, so wie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann."

Die Nachmittage waren der Lectüre von Milton's verlorenem Paradiese gewidmet, welches ihm zu vielen Betrachtungen Stoff bot. Er fand auch bei diesem Gedichte, wie bei allen anderen Kunstwerken, daß es eigentlich das Individuum sei, welches sich dadurch manifestire und das Interesse hervorbringe. Der Gegenstand däuchte ihm abscheulich, äußerlich scheinbar, innerlich wurmstichig und hohl. Außer den wenigen natürlichen und energischen Motiven finde man eine ganze Partie lahmer und falscher, die einem wehe machten. Ein Hauptfehler des Dichters, nächst der Wahl des Stoffes, bestehe darin, daß er seine Personen, Götter, Engel, Teufel, Menschen, sämmtlich gewissermaßen unbedingt einführe und sie nachher, um sie handeln zu lassen, von Zeit zu Zeit, in einzelnen Fällen bedingen müsse, wobei er sich dann, zwar auf eine geschickte, doch meistens auf eine witzige Weise zu entschuldigen suche. Als verunglückter Revolutionär wisse er sich besser in die Rolle des Teufels als des Engels zu schicken, was auf Zeichnung und Zusammensetzung des Gedichts einen großen Einfluß geübt; so wie auch der Umstand,

daß der Verfasser blind gewesen, auf Haltung und Colorit bedeutend eingewirkt habe. Uebrigens sei das Werk einzig in seiner Art und der Dichter ein in jedem Sinne interessanter Mann, dem man Charakter, Gefühl, Verstand, Kenntnisse, dichterische und rednerische Talente nicht absprechen könne. — Eine weitere Lectüre der Nachmittagsstunden waren Winkelmanns Briefe und ältere Schriften. „Ich muß mir das Verdienst und die Einwirkung dieses wackern Mannes," heißt es in einem Briefe an Schiller vom 21. August: „im Einzelnen deutlich zu machen suchen." Außerdem führen die Annalen noch Herder's Fragmente unter den damals gelesenen Schriften auf.

Selbst die späten Abende und Nächte ließ Goethe in seiner Garteneinsamkeit nicht unbenutzt. Wider seine Gewohnheit blieb er bis gegen Mitternacht auf, um durch ein gutes Spiegel-Teleskop den Mond zu betrachten und so mit diesem „schon so lange geliebten und bewunderten Nachbar" endlich näher bekannt zu werden. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," schrieb er Schiller'n am 21. August, „einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts gewußt, um so viel genauer kennen zu lernen. Das schöne Schröter'sche Werk, die Selenotopographie, ist freilich eine Anleitung, durch welche der Weg sehr verkürzt wird. Die große nächtliche Stille hier außen im Garten hat auch viel Reiz, besonders da man Morgens durch kein Geräusch geweckt wird, und es dürfte nur einige Gewohnheit dazu kommen, so könnte ich verdienen, in die Gesellschaft der würdigen Lucifugen aufgenommen zu werden."

Wie das ganze übrige Jahr hindurch, so nahm auch während dieses Gartenaufenthalts die Sorge für die Propyläen manches Stündchen in Anspruch. Es ging mit dem Absatz derselben so schlecht, daß Goethe zu Anfang des Juli schon daran dachte, sie eingehen zu lassen. Auf Schiller's Ermunterung entschloß er sich, sie fortzuführen, indem er dem Verleger die Unternehmung zunächst durch Nachlaß am Honorar, Verminderung der Auflage und Zaudern mit den nächsten Stücken zu erleichtern suchte. Dann kam man auf den Gedanken, mit der Zeitschrift die Aussetzung eines Preises für die beste Zeichnung eines jährlich von Goethe und Meyer zu

wählenden Gegenstandes in Verbindung zu bringen und so die Künstler auch praktisch zu fördern. Die einlaufenden Concurrenzstücke sollten öffentlich ausgestellt und auch die gekrönten den Künstlern wieder zugestellt werden, das nächste Propyläenheft aber ein motivirtes Urtheil namentlich über die beiden Zeichnungen bringen, denen man den Preis zuerkannt hatte. Für das Jahr 1799 war die Darstellung der Scene aus dem dritten Buch der Ilias aufgegeben, wie Aphrodite die Helena zum Paris führt. Es liefen neun Concurrenzstücke ein, worunter auch ein paar Oelgemälde waren. Die „Preisertheilung und Recension," welche die Propyläen im ersten Stücke des dritten Bandes brachten, entwickelt in der Einleitung die Absicht, die man bei der Aufstellung gehabt. Man habe nicht vortreffliche Kunstwerke hinsichtlich der Ausführung erzweckt; dazu sei die Zeit zu kurz und der Preis (20 Dukaten als erste, und 10 als zweite Prämie) nicht ansehnlich genug gewesen; sondern ernstlich strebende Künstler sollten vermocht werden, den Gedanken eines Bildes mit möglichster Sorgfalt durchzuarbeiten. Die Prämien erhielten Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf, und zwar Jeder die Hälfte des Gesammtpreises, weil die Kunstrichter keinem derselben einen entschiedenen Vorrang zuzusprechen wagten.

In die diesmalige Gartensaison fällt auch die Anknüpfung des ersten Fadens zu einem Verhältnisse, woraus für Goethe bis zu seinem Tode eine Fülle von Genuß und Belebung erwachsen sollte, der Bekanntschaft mit Zelter. Am 11. August richtete dieser einen Brief an Goethe, der die liebevollste Verehrung athmete. Der Dichter antwortete freundlich entgegenkommend, und so waren die ersten Ringe zu einer langen Kette von Briefen geschlungen, welche, neben den Goethe-Schiller'schen, vielleicht die interessanteste Correspondenz der Goethe-Literatur bilden. Goethe legte seinem Schreiben eine dichterische Production bei, wahrscheinlich eine Frucht des Gartenaufenthalts, wovon er sagt, sie sei durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größern Singstücke dem Componisten Stoff geben; nur fürchtete er, die gegenwärtige habe nicht Würde genug,

um einen so großen Aufwand zu verdienen. Es war die erste Walpurgisnacht. Eine eigentliche Cantate hat demnach der Dichter nicht liefern wollen; doch nähert sich die Walpurgisnacht schon sehr der Cantate an, wie sie denn auch in Goethe's Werken unter der Rubrik dieser Dichtungsart aufgeführt ist. Zeltern wollte es mit der Composition derselben nicht recht gelingen. „Die Verse sind musikalisch und singbar," schrieb er den 21. September: „ich habe auch ein gutes Theil hineingearbeitet; allein ich kann die Luft nicht finden, die durch das Ganze weht." Mit dem entschiedensten Erfolge componirte später Mendelsohn-Bartholdy diese Dichtung. Goethe erlebte es noch und richtete am 9. September 1831 ein Schreiben an den Componisten, worin er unter Anderem den Grundgedanken des Stückes sehr bestimmt ausspricht. „Dies Gedicht," schreibt er, „ist im eigentlichen Sinne hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und, wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht wird." Der Gegenstand ist außerordentlich glücklich gewählt; er ist höchst bedeutsam und aus der Epoche des vielleicht tiefsten geistigen Conflicts genommen, in den unsere Nation jemals gerathen. Und wie gewöhnlich, so bewährt auch hier der Dichter seine conservative Sinnesart; er zeigt sich, wie im Götz, Hermann und Dorothea und anderswo auf der Seite des „Alten, Geprüften, Beruhigenden" stehend.

Schon in dieser Erweiterung der dramatischen Ballade zu einer größern Composition ließe sich ein Symptom der Rückkehr Goethe's von der epischen Gattung zur dramatischen erblicken, die sich uns bald unverkennbar darstellen wird. Seit 1794 hatte er sich vom Drama der Lyrik und dem Epos zugewandt und, die kurzen Beschäftigungen mit dem Faust abgerechnet, auf jenem Gebiet nichts mehr geleistet. Jetzt beginnt nun wieder eine dramatische Periode, die einige Jahre hindurch andauert und mit dem Abschluß des ersten Theils der natürlichen Tochter im Jahr 1803 endigt. In dem größern Theile dieser Periode blieb das Feld der Lyrik brach liegen, auf dem erst vom Jahr 1802 an neue Blüthen erzielt wurden. Was unsern Dichter wieder zum Drama zurück-

geführt, hörten wir ihn schon oben selbst bekennen: Das Beispiel Schillers, der Erfolg seines Wallenstein, der lebhafte Antheil, den Goethe an dieser und den nächstfolgenden dramatischen Arbeiten des Freundes nahm, zogen ihn unvermerkt zu dieser Gattung hinüber.

Weil ihm aber in der nächsten Zeit die tiefern Quellen origineller Productivität fortdauernd stockten, so suchte er der wiedererwachten Neigung zum Drama zuvörderst durch Uebersetzung und Bearbeitung ausländischer Stücke zu genügen, und so finden wir ihn denn, nach dem Rückzuge aus dem Garten in die Stadt, im October 1799 mit der Uebertragung des Mahomet von Voltaire beschäftigt. Er scheint dieselbe schon während des Gartenaufenthalts begonnen zu haben; denn bereits vor der Hälfte des Octobers überraschte er Schiller durch Zusendung eines Theils der Uebersetzung. Schiller fand, daß wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, mit einem französischen Stücke das Repertorium des deutschen Theaters zu bereichern, Mahomet die beste Wahl gewesen sei. Durch seinen Stoff schon sei das Stück vor der Gleichgültigkeit bewahrt, und die Behandlung habe weit weniger von der französischen Manier, als die anderer Stücke. Er zweifelte aber, daß noch ein zweites Stück zu einem gleichen Versuche tüchtig sei. Zerstöre man in der Uebersetzung die Manier, so bleibe zu wenig Poetisch-Menschliches übrig, und behalte man die Manier bei und suche die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so werde man das Publikum verscheuchen. Er erläuterte dieß näher durch die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, wodurch nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch der ganze innere Geist dieser Stücke bestimmt werde. „Die Charaktere," behauptete er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken. Der Verstand wird unterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes gezwängt." Bekanntlich ließ sich Schiller

durch solche Bedenken doch nicht abhalten, später mit der Phädra des Racine einen ähnlichen Versuch, wie Goethe mit dem Mahomet zu machen. Beiden ist es in vorzüglichem Grade gelungen, durch Uebertragung des eintönigen, pendelartig oscillirenden Alexandriners in den freiern, fünffüßigen Jambus jenes Gepräge des Ebenmaßes zu verwischen, ohne darum die Treue der Uebersetzung allzusehr zu verletzen. Beide haben aber auch der Uebersetzung den Stempel ihres eigenthümlichen Styls aufgedrückt, so daß die Sprache der Phädra eben so sehr an Wallenstein und Maria Stuart, als Mahomet an die der Goethe'schen Originaltragödien erinnert. Was die Scenen-eintheilung und die ganze Oekonomie betrifft, so hat sich Schiller näher an das Original gehalten, als Goethe. Dieser wurde von Jenem zu umfassenderen Aenderungen ermuntert und erhielt von ihm in einem Briefe vom 18. Oct. 1799 eine Menge schätzbarer Ideen und Winke.

In der ersten Hälfte Novembers *) hatte Goethe die Uebersetzung beendigt; am 17. December trug er sie dem herzoglichen Paare vor, das er zum Thee zu sich gebeten hatte. Dann ward gemeinsam mit Schiller, welcher unterdeß (am 3. December) sich mit seiner Familie in Weimar angesiedelt hatte, die Aufführung des Stückes zur Feier des Geburtstags der Herzogin (den 30. Januar 1800) vorbereitet. Da vorauszusehen war, daß über die Zurückführung der kalten, steifen, prunkenden dramatischen Stücke auf die deutsche Bühne sich ein gewaltiges Geschrei erheben würde, so dichtete Schiller, um das Publikum von vorneher auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des Unternehmens zu stellen, die schönen Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Aus dem Briefwechsel der beiden Freunde scheint hervorzugehen, daß sie ursprünglich zum Prolog des Mahomet bestimmt gewesen. „Heute denke ich einen Versuch zu machen,“ schrieb Schiller am 8. Januar 1800, „ob ich meine Stanzen fertig bringen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte beim Mahomet erwarten können.“ Von der sechsten Strophe an exponirt das Gedicht, in welchem Sinne wir von den Franzosen lernen

*) S. Briefw. mit Knebel, II, 224.

können. Zuerst solle nicht „das rohe Leben" sich auf die Bühne drängen, sondern nur eine Idealwelt dort erscheinen; zweitens müsse in dem Schauspiel keine phantastische, verwirrende Regellosigkeit, sondern eine kunstvolle Behandlung herrschen, welche das niedrig Komische vom hoch Tragischen und überhaupt die verschiedenen Gattungen strenge gesondert hält. In beiden Vorzügen, in der Idealisirung der rohen Natur und in der Festhaltung einer strengen Kunstform könne uns der Franke ein Führer zum Bessern werden. Die Strenge der Kunstform verlangte aber, nach Goethe's nunmehrigen Ansichten, für die Tragödie auch die metrische Form. Ja, er forderte schon im November 1797 sogar für alle dramatischen Arbeiten, Lustspiel und Farce nicht ausgeschlossen, rhythmische Darstellung. So sehr hatte sich seine Poetik seit der Zeit, wo er den Götz und Clavigo schrieb, verändert.

Wie der Mahomet überhaupt dazu mitwirken sollte, das rohe Naturalisiren im Drama zu beschränken, so mußte er auch als Mittel dienen, jenen kunstlosen Conversationston der Schauspieler, den Goethe früher einstweilen geduldet hatte, zu veredeln und namentlich die von den vaterländischen Bühnen beinahe verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Goethe theilt selbst*) die Geschichte des seit 1791 bestehenden Hoftheaters in mehrere Perioden ein, wovon er die erste bis zu den Gastvorstellungen Iffland's rechnet. In dieser Periode waltete bei den Schauspielern das falsche Natürlichkeitsprincip, wornach sie überall ihre Persönlichkeit hervortreten ließen, ohne zu bedenken, daß der Schauspieler es in seiner Gewalt haben müsse, in gewissen Rollen seine Individualität ganz unkenntlich zu machen. Iffland's Erscheinen auf der Weimarischen Bühne belehrte sie eines Andern. Die Weisheit, womit er seine Rollen sonderte, aus jeder ein Ganzes zu machen, und sich sowohl in's Edle als in's Gemeine, und immer kunstmäßig und schön zu maskiren verstand, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden und eine neue Periode einleiten sollen. Die nächstfolgende Epoche bildete die Eröffnung und Einweihung des architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaals durch den Wallenstein'schen

*) In dem Aufsatz: Weimarisches Theater 1802.

Cyklus. Von da an begann die Uebung in rhythmischer Declamation, für welche dann weiter durch die lyrischen Partien der Maria Stuart und das rednerische Pathos des Mahomet neue und höhere Bahnen eröffnet wurden.

Gleich nach dem Mahomet sah Goethe sich auch im englischen Theater um, in der Absicht, von dorther gleichfalls Einiges für das Repertorium der deutschen Bühne zu gewinnen. „Dem alten englischen Theater," schrieb er schon am 6. December 1799 an Schiller, „bin ich nun um Vieles näher. Malones Abhandlung über die wahrscheinliche Folge, in welcher Shakespeare seine Stücke gedichtet, ein Trauer- und ein Lustspiel von Ben Johnson, zwei apokryphische Stücke von Shakespeare und was dran hängt, haben mir manche gute Ein- und Aussichten gegeben." Im nächsten Jahre studirte er zu dem angegebenen Zwecke das Geheimniß der Mutter von Walpole und begann die Behandlung des Stückes, stand indeß bei näherer Betrachtung davon ab. Er kam nicht selbst zur Uebertragung und Bearbeitung eines englisches Stückes, war aber Schiller'n bei der Uebersetzung des Macbeth behülflich, womit dieser im nächsten Januar begann *).

Goethe hatte den Sylvesterabend 1799, und weil er zur Partei der Neunundneunziger gehörte, das Jahrhundert in herzlicher Unterhaltung mit Schiller, der nunmehr Weimaraner war, geschlossen und schrieb ihm am folgenden Morgen: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene." Es ging jetzt selten ein Tag dahin, wo die Freunde nicht ein Stündchen in innigem Gedankenaustausch zubrachten, was natürlich ihren brieflichen Verkehr, zu unserm Nachtheil, sehr zusammenschrumpfen ließ. Bisweilen jedoch zog sich Goethe nach Oberroßla, oder, wenn er recht sich selbst leben wollte, nach Jena zurück, wo sich denn, wie Schiller sagte, die Pole an der magnetischen Stange ihrer Correspondenz umgekehrt darstellten: Norden war zum Süden geworden. Da aber im Ganzen der Briefwechsel zwischen Beiden von nun an große Lücken zeigt, so haben wir uns desto mehr nach Goethe's anderweitiger Correspondenz umzusehen, und hier treffen wir sogleich

*) S. Hoffmeister, Leben Schiller's, größeres Werk IV, 299.

uf einen Brief an Jacobi vom 2. Januar, der um so interessanter
t, als er ein Resumé der letztvergangenen Jahre gibt. „Seit der
eit," schreibt Goethe, „wo wir uns nicht unmittelbar berührt
aben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst
achte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei
nd Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen,
as sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft un=
erecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die
Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung
ein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es
ntreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Ge=
danke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten
ist, die ich jemals gekannt habe. Wenn ich Dir von mir sagen sollte,
so müßte ich weitläufig sein; denn die drei oder vier Jahre haben
manche Veränderung in mir hervorgebracht. Nachdem ich den ver=
geblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender
Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines An=
schauen des Höchsten, was uns davon übrig ist, verschaffen. Mein
Freund Meyer war schon 1795 nach Italien vorausgegangen, nnd
eben als ich mich losgelöst hatte, ihm zu folgen, war die Verwirrung
so groß, daß ich nur bis an die Schweiz kam. Die Folge hat be=
wiesen, daß wir wohl thaten, wieder nach Hause zu kehren. Was
wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruch retten, magst
Du, wenn es Dich interessirt, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit
ersehen. Von poetischen Ideen und Planen liegt Manches vor mir;
es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Aus=
führung gedeiht. Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich
nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beinahe 10 Jahre
mit dem Einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit,
dieses schöne und reiche Capitel, das bisher theils vernachlässigt,
theils mit vorsätzlicher Dumpfheit obscurirt worden, sowohl in sich
selbst zu vollenden, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturwissen=
schaften zu verbinden."

Was er im Laufe des Januars auf diesem Gebiete leisten
konnte, war indeß nicht bedeutend; denn die meiste Zeit nahmen di
Vorbereitungen zur Aufführung des Mahomet weg. Auch wurd

jenem Plan zufolge, ein solides Repertorium für die deutschen Theater zu gründen, mit Schiller über eine Bühnenbearbeitung der Iphigenie verhandelt. Dieser zweifelte nicht an einem guten Erfolge. Es brauche nur Weniges, meinte er, am Text verändert zu werden, namentlich in Beziehung auf die mythologische Partie, die für das Publikum in Massa zu kalt sei; auch ein paar Gemeinsprüche, so gut sie ihren Platz verdienten, rathe er dem dramatischen Interesse zu opfern. Goethe'n war es ganz wunderlich zu Muthe, als er sich in dieses lange nicht mehr angesehene Document einer weit hinter ihm liegenden Entwicklungsepoche vertiefen sollte; er scheint des Freundes Vertrauen zum Erfolge eines Stückes, dessen Handlung so wenig äußerlich ist, nicht getheilt zu haben; er wagte es wenigstens erst ein paar Jahre später, die Iphigenie auf die Bühne zu bringen.

Im Februar finden wir ihn wieder mit Mondbeobachtungen beschäftigt. „Um sieben Uhr, da der Mond aufgeht," schrieb er am 11. Februar an Schiller, „sind Sie zu einer astronomischen Partie eingeladen, den Mond und den Saturn zu betrachten; denn es finden sich heute Abend drei Teleskope in meinem Hause. Sollten Sie aber die warme Stube vorziehen, so wird Ihnen Freund Meyer Gesellschaft leisten, der die Mondberge so sehr wie die Schweizerberge, und die Gestirne so sehr als die Kälte mit einem herzlichen Künstlerhaß verfolgt." Mit Hülfe eines sechsfüßigen Herschels wurden diese Beobachtungen mehrere Mondwechsel durch fortgesetzt und die bedeutendsten Lichtgränzen bemerkt, wodurch sich bei Goethe ein deutlicher Begriff vom Relief der Mondoberfläche bildete. Ueberhaupt trat jetzt die Naturwissenschaft im Kreislauf seiner Beschäftigungen wieder stärker hervor. Schon am 8. Januar hatte er Schiller'n gemeldet, daß er „ein wenig in physicis stecke." Im Anfange März, wo er sich in Oberroßla aufhielt, lenkte ein Besuch des Jenaer Physikers Joh. Wilh. Ritter, den er in einem späteren Briefe an Schiller *) „eine Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshimmel auf Erden" nennt, seine Gedanken wieder auf die Farbenlehre hin, und er ward sich jetzt zuerst ganz klar über die Einthei-

*) Nr. 747.

lung derselben in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische. Auch hatte er sich, wie er am 12. März an Knebel berichtete, mit dem Magnet, so wie mit Botanik beschäftigt, und meinte im Wissenschaftlichen „einige artige Schritte" gethan zu haben. Aus Oberroßla zurückgekehrt, ward er in der letzten Hälfte des März von einer mehrtägigen Unpäßlichkeit an's Haus gefesselt, und benutzte „die schlechte Zeit" zum Ordnen seiner Pflanzensammlung. In diesen Tagen war es auch wohl, wo er, um sich das Jussieu'sche System recht anschaulich zu machen, die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in Ordnung brachte *); er erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, die auf anderm Wege nicht leicht zu erlangen gewesen wäre.

Mittlerweile war auch die Sammlung der kleinern Gedichte für Unger zum Abschluß gelangt. Sie enthielt eine interessante, gewissermaßen neue Production, die vier Jahreszeiten, aus ältern und neu entstandenen Bruchstücken zusammengesetzt. Wir finden hier eine größere Anzahl Votivtafeln mit den drei Epigrammenkränzen Vielen, Einer und Eisbahn, mehreren zerstreuten Epigrammen aus dem Musenalmanach für 1797 und einigen hinzugedichteten Distichen zu einem neuen Ganzen verknüpft. Fragt man, warum Goethe jene Epigramme aus ihrer ursprünglichen Verbindung herausgelös't und zu den vier Jahreszeiten zusammengestellt hat, so dürfte der Grund wohl in Folgendem zu suchen sein. Er wollte vermuthlich seinen Antheil an den Votivtafeln nicht gerne preisgeben, und wagte doch auch nicht, die ganze Sammlung derselben in seine Werke aufzunehmen. So suchte er denn seine Votivtafeln, zum Theil wenigstens, anderwärts zu verwenden und sann zu dem Ende auf ein neues Ganze, in welches er zugleich die ihm fast ausschließlich angehörigen Sammlungen Vielen und Einer und die von ihm ganz allein gedichtete Eisbahn unterbringen könnte. Sein Gedanke, alle zusammen als den Ertrag eines Jahres-Cyklus darzustellen, und nach den vier Jahrszeiten zu vertheilen, muß im Ganzen als ein glücklicher betrachtet werden. Die Sammlung Vielen

*) Annalen unter dem Jahr 1800.

erscheint wie ursprünglich für den Frühling berechnet. Wir finden den Dichter noch frei von der Neigung zu einem weiblichen Wesen. Wie ihn die mannigfaltigen Blumen der Flur und der Gärten noch, jede in ihrer Weise, zur Aufmerksamkeit und Theilnahme reizen, so auch die vielfachen Charaktere der Frauen und Mädchen, als deren Symbole jene Blumen gelten. Doch deutet schon das Schlußdistichon die beginnende Concentrirung der Neigung auf Einen Gegenstand an. Diese finden wir nun in der Sammlung Einer, dem Sommer, rasch vollendet. Wie die Saat, die im Winter und Frühjahr langsam keimte, an der mächtigen Sonne des Sommers lebhaft zu treiben und zu reifen begann, so ging es mit der Liebe des Dichters (Nr. 21). Aber in den letzten Distichen dieser Abtheilung (Nr. 35—37) ist auch schon auf die Vergänglichkeit der Blumen, der Jugend, der Schönheit und Liebe hingewiesen. Des Dichters Wunsch, daß mit der Liebe das Leben zugleich enden möge, bleibt unerfüllt; es folgt der Herbst, die Zeit der Früchte. Die Früchte, die das Leben dem Manne bringt, sind aber nicht immer so reich und schön, als die, welche die Natur spendet (Nr. 38). Somit ist also der Dichter entschuldigt, wenn das Folgende nur Andeutendes, nur Lückenhaftes bietet. Hier zeigt sich nun, größtentheils aus den Votivtafeln entnommen, eine Reihe lose verbundener Sätze über das Verhältniß von Moral und Poesie, genialische Kraft, gemeinsame poetische Thätigkeit mit Freunden, Originalität und Aneignung des Fremden, und vieles Andere — lauter Maximen und Erfahrungssätze, die Goethe durch sinnige Beobachtung des Lebens, der Kunst und des wissenschaftlichen Treibens gewonnen. In der letzten Hälfte (etwa von Nr. 68 an) wendet sich die Betrachtung mehr der politischen und religiösen Sphäre zu und nimmt einen schärfern Charakter an, wie denn auch von da an kein Epigramm mehr den Votivtafeln entlehnt ist. Das Schlußdistichon:

> Dießmal streust du, o Herbst, nur leichte, welkende Blätter;
> Gib mir ein ander Mal schwellende Früchte dafür,

welches ohne Zweifel eigens für den Abschluß des Herbstes gedichtet worden, nimmt noch einmal die Nachsicht für diese Abtheilung in [illegible]spruch. Allein nicht in der Qualität der uns hier gebotenen

Herbstfrüchte, über deren Werth kein Zweifel gilt, liegt die Schwäche dieser Abtheilung, sondern vielmehr darin, daß, mit Ausnahme des einleitenden und abschließenden Distichons, uns durchgehends die Beziehung auf die Jahreszeit so weit aus den Augen gerückt ist. Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem Winter, der in allen einzelnen Distichen, wenn sie auch noch so allgemeine Reflexionen enthalten, auf eine höchst kunstreich variirende Weise die Beziehung zur Jahreszeit festhält. Demnach, wenn wir ein Gesammturtheil über die Composition der vier Jahrszeiten fällen sollen, möchten wir sagen, das Gedicht muthe uns, bei allen sonstigen Vorzügen, doch nicht wie eine ursprüngliche freie Schöpfung, wie ein gelungener erster Guß an, sondern zeige noch die Spuren, daß es aus frühern Gebilden durch Umschmelzung entstanden ist *). Zu der Abtheilung Herbst hatte Goethe auch selbst von Anfang an kein rechtes Zutrauen, wie man aus einem Briefe an Schiller vom 22. März sieht, der zugleich auf des Letztern Mitwirkung bei dieser Production deutet. „Ihrem Rath zufolge," schreibt Goethe, „habe ich noch einen Herbst zusammengestoppelt und schicke hier die vier Jahrszeiten zu gefälliger Durchsicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem Ganzen wohl thut; denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahrszeit."

Um „einmal wieder recht viele fremde Gestalten und Gegenstände in sich aufzunehmen," wie er an Knebel schrieb, unternahm Goethe gegen das Ende Aprils zur Meßzeit einen Ausflug nach Leipzig. „Nach meiner langen Einsamkeit," beginnt ein von dort aus (irrthümlich vom 4. April) datirter Brief an Schiller, „macht mir der Gegensatz viel Vergnügen. Ich gedenke auch noch die nächste Woche hier zu bleiben. So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerbe der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut." Von Gemälden, Kupfern u. dgl. fand er manches Gute, aber nur aus vergangenen Zeiten; im

*) Interessant und bildend ist es für den Freund und Jünger der poetischen Kunst, des Dichters Verfahren bei dieser Umschmelzung im Einzelnen näher zu beleuchten. Wir haben dieß im Commentar zu Goethe's Gedichten (II, 227 ff.) versucht.

Theater „herrschte der übertriebenste Naturalismus, im Ganzen wie im Einzelnen."

Ueber die nächstfolgenden Monate bis zum 22. Juli stehen uns nur dürftige Documente zu Gebot. Vielleicht fällt in diese Zeit die Entstehung der „guten Weiber," eines „geselligen Scherzes", wie Goethe die Production in den Annalen unter dem Jahr 1800 bezeichnet. In gewisser Hinsicht kann sie als ein kleines Nachspiel zu den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten gelten, denen sie jetzt auch in der Reihe der sämmtlichen Werke folgt. Erzählung und Gespräch verschlingen sich wie dort leicht und anmuthig in einander; witzige und humoristische Züge wechseln mit Reflexionen, die aus der tiefsten und feinsten Welt- und Menschenkenntniß geschöpft sind, und mit kleinen aus dem Leben gegriffenen Geschichtchen, die den ruhigen Beobachter der Menschheit lebhaft ansprechen, wenn sie gleich nicht bedeutend genug für den Romandichter und nicht pikant genug für den Anekdotenerzähler sein würden.

Unter dem 22. Juli heißt es in einem Billet Goethe's an Schiller: „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, nach Tische hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein für allemal hier zu keiner Art von Besinnung gelange." Wahrscheinlich hatte er dort auch in der Zwischenzeit seit dem Anfange Aprils mitunter einige Wochen zugebracht; denn in den Annalen heißt es, er habe die Hälfte des Jahres in Jena verlebt. Zu den uns bekannten Gründen, warum er sich so häufig aus Weimar flüchtete, scheint sich nun noch ein anderer, recht trauriger gesellt zu haben. Sein häusliches Verhältniß, das ihm in der ersten Zeit, seiner Abnormität ungeachtet, nicht drückend gewesen war, hatte sich jetzt, wie es scheint, unerfreulicher gestaltet, was denn auch auf seine Arbeitslust nachtheilig einwirkte. Wir sind weit entfernt, triviale Klatschereien, wie sie „das Büchlein von Goethe" in die Welt gebracht hat, für baare Wahrheit zu nehmen; aber ein durchaus unverwerflicher Zeuge seines täglichen Lebens, Schiller, schreibt an Körner: „Im Ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." Körner antwortete: „Daß Goethe seine Verhältnisse drücken

müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer, als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von Andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht."

Kaum in Jena angekommen, verfügte Goethe sich, „in Ermangelung des Gefühls eigener Production," wie er an Schiller meldete, in die Büttner'sche Bibliothek, holte sich einen Voltaire und begann eine Uebersetzung des Tancred, mit deren Aufführung er den nächsten 30. Januar zu feiern gedachte. Acht Tage lang, bis zum letzten Juli, ging die Arbeit ihren stetigen Gang fort. Was er Morgens mit Bleistift niedergeschrieben, dictirte er in ruhigen Augenblicken, so daß das erste Manuscript schon ziemlich rein erschien. Auf solche Art brachte er den Schluß des zweiten Actes und die beiden folgenden Acte, mit Ausnahme des Schlusses von beiden, zu Stande, und bemächtigte sich so für's Erste, „der edlern Eingeweide des Stückes." Schon in diesen Partien ließ er es nicht überall bei der bloßen Uebersetzung bewenden, sondern „that hier und da ein wenig mehr;" das Uebrige aber, das er einstweilen „auf einen frischen Angriff" zurücklegte, glaubte er noch mehr beleben, und namentlich dem Anfange und Ende größere Fülle als im Original geben zu müssen. Das Stück sei recht eigentlich ein Schauspiel, schrieb er an Schiller, denn Alles werde darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Drama's gedenke er noch mehr hervorzuheben, da er weniger genirt sei, als der Franzose. Der theatralische Effekt könne nicht ausbleiben, weil Alles darauf berechnet sei und berechnet werden könne. Als öffentliche Begebenheit und Handlun

fordere aber das Stück nothwendig Chöre; für diese wolle er auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es die Natur und die erste gallische Anlage desselben erlaube. Doch glaubte er, sich in den Chören „sehr nüchtern“ verhalten zu müssen, um nicht das Ganze zu zerstören.

Die Arbeit muß ihm in Jena gut von Statten gegangen sein; denn er verwandte regelmäßig nur vier Stunden des Morgens daran; die übrige Zeit des Tages wurde auf die mannigfachste und mitunter lustige Weise „vergeudet.“ Seine Freunde in diesem „Stapelplatz des Wissens und der Wissenschaft,“ Loder, Fr. Schlegel, Lenz, Ilgen u. s. w. schickten ihm zu geistiger Nahrung für einsame Stunden der Gaben die Fülle: Zeitungen, Journale, belletristische Novitäten, heitere Philologica, zoologische, botanische und mineralogische Raritäten u. s. w. Aber auch an leiblicher Labung ließen sie es nicht fehlen, wie er denn namentlich in einem Briefe an Schiller die von Loder gespendeten „fürtrefflichen Krebse und köstlichen Weine“ rühmt. Indeß waren die Stunden der Zerstreuung doch auch nicht unfruchtbar an manchem bleibenden Guten. Ein Studirender, der sich besonders mit der Anatomie der Insekten abgab, zerlegte und demonstrirte ihm einige, wodurch er denn auch in diesem Fache, in der Kenntniß, wie in der Behandlung vorwärts kam. Und ganz zuletzt gelang es ihm noch, einen „Knoten im Faust zu lösen,“ den er schon im März zu Oberroßla um ein Stück weiter geführt hatte. „Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben,“ schrieb er den 1. August an Schiller, „so sollte es ein ander Aussehen damit gewinnen; allein ich bilde mir leider ein, in Weimar nöthig zu sein, und opfere dieser Einbildung meinen lebhaftesten Wunsch auf… Morgen werde ich wieder bei Ihnen sein.“

Was ihn zur Rückkehr nach Weimar bewog, war ohne Zweifel die Vorbereitung der dießjährigen Ausstellung. Es waren für das Jahr 1800 zwei Preisaufgaben von entgegengesetztem Charakter gestellt worden, um mehrere Künstler zur Concurrenz geneigt zu machen, beide aus der Ilias, der Abschied Hector's von Andromache und der Tod des Rhesus. Der Erfolg war sehr erfreulich: achtundzwanzig Concurrenzstücke liefen ein, von denen neunzehn die erstere Aufgabe behandelt hatten; in den meisten zeigte

sich ein tüchtiges Talent und ein wackeres Streben; gekrönt wurden der Rhesus von Jos. Hoffmann aus Köln und Hector's Abschied von Prof. Nahl aus Kassel, jener mit einem, dieser mit zwei Drittheilen des ausgesetzten Gesammtpreises von sechszig Ducaten. Die Propyläen brachten sodann sehr detaillirte Beurtheilungen aller eingegangenen Stücke. Der dritte Band der Zeitschrift, worin dieses geschah, war leider der letzte; der Absatz ging so unbefriedigend, daß die Herausgeber für die Fortsetzung auf alle Einnahme hätten Verzicht thun müssen. Weil aber so doch immer nicht der Zweck der Verbreitung erreicht worden wäre, so entschlossen sich Goethe und Meyer, auf Schiller's Rath, im nächsten Jahre, die Allgemeine Literaturzeitung zum Canal zu machen, der ihre Kunstbegriffe in's Publikum bringen sollte. Goethe sagt in den Annalen, durch absichtliches Gegenwirken böswilliger Menschen sei das Unternehmen der Propyläen in's Stocken gerathen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß eine so ernste Kritik, wie sie hier besonders auf Anlaß der Preisconcurrenz geübt wurde, immer nur Wenige zu Dank verpflichtet und viele Gegner aufweckt. Der Hauptzweck, den die Weimarer Kunstfreunde bei ihren Bestrebungen im Auge hatten, wurde nicht erreicht. „Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint," schrieb Goethe hierüber in späteren Jahren an Zelter, „so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandele; denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen, deßwegen wir W. K. F. auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn standen, es sei auf die Menschen genetisch zu wirken, uns noch über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten. Dies ist aber Alles vergebens gewesen, da gerade seit der Zeit das Legenden- und Heiligen-Fieber um sich gegriffen und alles wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst verdrängt hat."

Im September finden wir Goethe wieder in Jena, wo er diesmal etwa vier Wochen (bis zum 4. Oktober) blieb. Es gelang ihm, während des jetzigen Aufenthaltes einen bedeutenden Schritt im Faust weiter zu thun, und zwar in der Partie, wo Helena auftritt. Dieser Theil, den er ursprünglich, wie es scheint, als e

ganz selbstständiges Drama zu behandeln gedachte, und der auch jetzt noch gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet, ist eine sehr alte Conception des Dichters, auf der Puppenspiel-Ueberlieferung ruhend, daß Faust den Mephistopheles gezwungen, ihm die griechische Helena, die schönste der Frauen, herbeizuschaffen. Goethe brachte sie schon von Frankfurt mit nach Weimar, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er sie 1780 den 23. und 24. März Abends der Herzogin Amalia vorgelesen *). Die erste Bearbeitung genügte ihm jetzt nicht mehr, und so griff er das Sujet in Jena von Neuem an. „Meine Helena ist wirklich aufgetreten," schrieb er den 12. September an Schiller. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt." Schiller rieth ihm, wenn die schönen Gestalten und Situationen kämen, sich nicht durch den Gedanken stören zu lassen, daß es Schade sei sie zu verarbeiten. Der Fall könne im zweiten Theil des Faust ihm noch öfters vorkommen, und es möchte ein- für allemal gut sein, wenn er sein poetisches Gewissen darüber zum Schweigen bringe. Das Barbarische der Behandlung, das ihm durch den Geist des Ganzen auferlegt werde, könne den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven werde dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena sei in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren möchten. Kurz, er müsse in seinem Faust überall sein Faustrecht üben. So getröstet und beruhigt arbeitete er frischen Muthes weiter und las Schiller'n, der ihn mit Meyer am 21. September besuchte, den Anfang vor. Dieser schrieb ein paar Tage später: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht

*) Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 581.

den gehörigen Effekt, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt." Goethe brachte noch die Hauptmomente des Plans in Ordnung; aber da mußte die Poesie wieder einem andern Interesse weichen.

Schon während seines letzten Aufenthaltes in Jena hatte er neben Tancred sich mit philosophischen Speculationen beschäftigt und sogar eine Schrift von Baader „über das Pythagoreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" studirt. Jetzt gingen wieder seit einiger Zeit philosophische Colloquia mit Niethammer und zuweilen auch mit Friedrich Schlegel, und Gespräche mit Ritter über höhere Physik neben seinen poetischen Arbeiten fort und drängten zuletzt die Helena ganz zur Seite. Durch philosophische Schriften sich Anderer Gedanken anzueignen, ward ihm, wie wir wissen, sehr schwer; eher ging es durch lebendige Unterhaltung, und so war er auch mit dem Ergebniß seiner jetzigen Colloquia sehr zufrieden. „Ich zweifle nicht," schrieb er an Schiller, „daß ich auf diesem Wege zu einer Einsicht in die Philosophie dieser letzten Tage gelangen werde. Da man die Betrachtungen über Natur und Kunst doch einmal nicht los wird, so ist es höchst nöthig, sich mit dieser herrschenden und gewaltsamen Vorstellungsart bekannt zu machen." Aber trotz aller Bemühungen eignete er sich doch kein fremdes System vollständig an, sondern assimilirte sich nur daraus einiges Verwandte.

Nach Weimar zurückgekehrt, hatte Goethe eine kleine dramatische Festlichkeit zum Geburtstage der Herzogin Amalia, dem 24. Oktober, vorzubereiten. Er gedachte diesmal den Tag auf eine neue und eigenthümliche Art zu feiern, indem er durch ein dramatisches Stück an die bildende Kunst erinnern, und ein plastisches und doch zugleich bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen stellen wollte. Zu dem Ende hatte er, wahrscheinlich schon im Juni *), das kleine Stück Paläophron und Neoterpe con-

*) Ich vermuthe, daß sich die beiden Billete Goethe's an Schiller vom 24. und 27. Juni auf Paläophron und Neoterpe beziehen. Zu Papier wurde das Stück in einem frohen Cirkel bei Fräulein von Göchhausen gebracht, wo Goethe es, auf und ab schreitend, wie es ihm gerade einfiel, dictirte.

cipirt. Es wurde am 24., im engern Kreise, von jungen Kunstfreunden musterhaft aufgeführt. Fünf Figuren, Paläophron mit den beiden Alten, und die zwei Kinder, welche Neoterpe begleiten, spielten in Charaktermasken; der Dame, welche Neoterpe vorstellte, war es allein vergönnt, die Gesellschaft in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen. „Durch den Abdruck des Stückes," bemerkt Goethe selbst, „kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war." Aber die Dichtung ist auch für sich selbst schon eine höchst anmuthige Production und kann besonders unsern aufgeregten Tagen nicht genug empfohlen werden, indem sie auf die richtige, schöne Mitte zwischen ungeduldiger Neuerungssucht und stockender Anhänglichkeit an das Alte hindeutet. Für die Weimarischen Kreise bereitete diese Darstellung jene Maskenkomödien vor, die in der Folge jahrelang eine ganz neue Unterhaltung gewährten, und deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

Im November, wie im December brachte Goethe wieder ein paar Wochen in Jena zu. Das erste Mal ward dort die Poesie, wie er an Schiller schrieb, „von Philosophen, Naturforschern und Consorten sehr in die Enge getrieben." „Zwar kann ich nicht läugnen," fügte er hinzu, „daß ich die Herren selbst einlade und auffordere und der bösen Gewohnheit des Theoretisirens aus freiem Willen nachhänge." Im December erhielt er gleich in den ersten Tagen seiner dortigen Anwesenheit die Nachricht, daß Iffland seinen Tancred, am 18. Januar, als dem Tage der Krönungsfeier, aufzuführen wünsche. Dieß bewog ihn, sofort „eine absolute Einsamkeit zu statuiren, keinen Philosophen noch Physiker, kurz, außer Lodern, Niemand zu sehen, und sich in dem romantisch tragischen Kreise zu halten." Er rückte mit der Arbeit rasch vorwärts, obgleich ihm das Stück noch unerwartet viel zu schaffen machte. „Ich habe wenigstens noch drei Tage zu thun," schrieb er den 22. December, „um mit meinen Rittern fertig zu werden. Der tragische Jammer

hat mir in diesen kurzen Tagen wirklich zugesetzt; ich wäre längst wieder bei Ihnen, wenn ich mich gegen Iffland nicht engagirt hätte. Dagegen ist es wieder gut, wenn man einmal darin steckt, daß die Arbeit fertig wird, und wir brauchen sie doch auch zu Anfange des Jahres. Eigentlich hatte ich doch zu lange gezaudert, und für einen Anlauf, nach meiner Art, war die übrige Arbeit zu groß. Man glaubt nicht, was für Fäden in so einem Dinge stecken, bis man sich selbst daran macht, sie wieder aufzudröseln." Sein Plan, dem Stücke durch Hinzufügung von Chören mehr Leben und Masse zu geben, wurde leider durch die Kürze des von Iffland gestellten Termins vereitelt.

Zu Anfange des Jahres 1801 ward Goethe von einer schweren und sehr gefährlichen Krankheit befallen. Sie begann nur wie eine Blatterrose, aber bald schlugen Halsgeschwulst und Krämpfe dazu, und der Leibarzt des Herzogs, Hofrath Stark, der ihn behandelte, fürchtete eine Hirnentzündung. Den Grund zu diesem Uebel hatte sein letzter Aufenthalt in dem kühlen und feuchten Jenaischen Schlosse gelegt; der Eifer, womit er sich an seinen Tancred hielt, hatte ihn den schlimmen Einfluß der Lokalität übersehen lassen. Schon damals war er von einem heftigen Katarrh ergriffen worden, den aber ein dem Brownischen Dogma ergebener junger Freund augenblicklich durch peruvianischen Balsam, mit Opium und Myrrhen verbunden, beseitigt hatte. Jetzt brach er in Weimar mit verstärkter Gewalt wieder aus und versetzte ihn in einen solchen Zustand, daß er einige Tage ohne Besinnung lag. Die Seinigen waren außer Fassung; aber um so entschlossener und besonnener griff überall sein fürstlicher Freund persönlich ein. Als ihm die Kunst des Arztes und seine treffliche Natur endlich das Bewußtsein wiedergegeben hatten, fand er sein rechtes Auge durch eine Geschwulst verschlossen. Innerlich aber erholte er sich so bald, daß er am 19. Januar, um die Langeweile zu bekämpfen, eine Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben unternahm. Ueber fernere böse Stunden hoben ihn seine Freunde: Voigt, Herder, Einsiedel, Loder, und vor allen Schiller hinweg. Am 22. war schon bei ihm ein Concert veranstaltet, am 24. öffnete sich das Auge wieder, und er konnte mit freiem, genesendem Blicke dem Herzoge, der nach Berli

abreiste, für die sorgfältige Leitung der Kur danken. Am 29. ging er die Rolle der Amenaide im Tancred mit Demoiselle Caspers durch. Schiller leitete die Proben des Stücks und gab ihm am nächsten Tage spät Abends Nachricht von dem Gelingen der Aufführung.

In diesen Tagen war es, wo sich wieder ein etwas näheres Verhältniß zu der einst so innig befreundeten Frau von Stein ergab. Schon aus dem September 1796 liegt uns ein auf Fritz von Stein bezügliches Billet Goethe's an sie vor, das mit den Worten schließt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen." Auch noch ein paar andere freundliche Zuschriften Goethe's seit jener Zeit deuten auf einige Annäherung hin. Jetzt aber, am 12. Januar 1801 schrieb Frau von Stein an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen leidet, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß immer in einer stehenden Stellung erhalten werden; sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen, so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig; sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus; oft phantasirt er, man fürchtete eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm zur Ader, gab ihm Senffußbäder; darauf bekam er geschwollene Füße und schien etwas besser. Doch ist diese Nacht der Krampfhusten wieder gekommen, ich fürchte, weil er sich gestern hat rasiren lassen. Entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, ehe laß ich ihn nicht abgehen. Die Schiller'n und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen; sehr leid thut mir's jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen ließ; und nun werde ich ihn vielleicht nicht wieder sehen." Zwei Tage später fügte sie hinzu: „Mit Goethe geht es besser; doch muß der 21ste Tag vorüber sein, bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwergfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe

gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen; nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht; der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagner-Wein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." Die hier angedeuteten Mißstände in Goethe's Hause scheinen leider, wenn auch nicht in dem Grade, wie die noch immer schwer grollende Frau von Stein sie ein paar Mal in den Briefen an ihren Sohn darstellt, obgewaltet zu haben, wie wir denn auch Schiller schon in einem Briefe an Körner (vom 21. October 1800) von Goethe's „elenden häuslichen Verhältnissen" sprechen hörten, die er zu schwach sei zu ändern, so viel Verdruß sie ihm auch erregten und so hemmend sie auch auf sein geistiges Schaffen wirkten. Es wird berichtet, daß in Christiane Vulpius mit den Jahren die angeerbte Genußsucht stärker hervorgetreten sei. Vergnügungs- und tanzlustig, wie sie war, habe sie Studentenbälle in Jena und Bälle geringerer Bürgerclassen in Weimar besucht und sich einem verderblichen Weingenuß hingegeben. Doch mag die Klatschsucht, die so gern sich mit den Schattenpartien in den Verhältnissen hervorragender Personen beschäftigt, auch hier Manches übertrieben oder hinzugedichtet haben. Wir begegnen weiterhin ganz unverfänglichen Zeugnissen, daß Christiane Goethe's Hauswesen mit Eifer und Treue besorgte, und dieser ihr herzlich zugethan war.

Trotz jenes apologetischen Gedichtes von Schiller zu Mahomet machten andere Freunde Goethe's, namentlich seine Jenensischen, ihm Vorwürfe, daß er Kraft und Zeit an französische Stücke vergeude, statt etwas Eigenes anzugreifen. So nahm er denn am 7. Februar seinen Faust wieder vor und führte stellenweise dasjenige aus, was in Plan und Umriß schon längst vor ihm lag. In dem Briefwechsel mit Schiller heißt es darüber unter dem 11. März: „Mit meinem Faust geht es sachte fort. Wenn ich täglich auch nur wenig mache, so suche ich mir doch den Sinn und den Antheil daran zu erhalten." Und eine Woche später: „Einen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nu

schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen." Man sieht, die volle, frische Quelle der Productivität war ihm noch immer nicht wieder erschlossen, und die Philosophen standen ihm sogar über dem Dichten selbst im Wege. Doch berichtet Schiller am 27. April an Körner: „Goethe hat indessen (seit der Wiederherstellung) Vieles an seinem Faust gethan — der aber noch immer als eine unerschöpfliche Arbeit vor ihm liegt; denn dem Plane nach ist das, was gedruckt ist, nur höchstens der vierte Theil des Ganzen, und was seitdem fertig geworden ist, beträgt noch nicht so viel als das Gedruckte."

Aber daneben ging ganz im Stillen, freilich auch sehr langsam, eine andere poetische Arbeit fort, von welcher Schiller nichts wußte. Es war die natürliche Tochter, deren Conception im November 1799 durch die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti in Goethe angeregt worden war*). Den Plan hatte er in der ersten Hälfte des Decembers 1799 entworfen. Er suchte sich darin ein Gefäß zu bereiten, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen gedacht, „mit geziemendem Ernste" niederzulegen hoffte. Es mag ihm schwer geworden sein, diesen Gegenstand vor Schiller zu verheimlichen; aber sein alter, durch Erfahrung gestärkter Aberglaube, daß der, welcher einen Geistesschatz heben will, nicht sprechen dürfe, ließ ihn auch diesmal schweigen, selbst auf die Gefahr, dem Freunde „untheilnehmend, glauben- und thatlos" zu erscheinen. Wir werden dem Werke später eine nähere Betrachtung widmen und bemerken hier nur noch, daß mit Abschluß des Jahres 1801 der erste Act vollendet war.

Mit diesen beiden großen poetischen Aufgaben stritt wieder manches Andere um sein Interesse, so daß er sich wohl einmal bei Schiller über seinen zerrissenen Zustand beklagte, der ihm fast alle Hoffnung und zugleich den Muth benehme. Bald waren es Theater-

*) S. Riemer's Mittheilungen II, 557. Demnach konnte nicht wohl, wie es in den Annalen heißt, „das ganz ausgeführte Schema schon seit einigen Jahren" unter seinen Papieren gelegen haben.

geschäfte, was ihn von seiner poetischen Thätigkeit ableitete, wie die Proben des wiederholt gegebenen Tancred, bald die lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, der jetzt mit der Jungfrau von Orleans beschäftigt war, bald theoretische Verhandlungen mit Ritter, Schelling, Friedrich Schlegel und Andern; dann wieder ein interessanter Besuch, wie der von Tieck und dem Maler Hartmann von Stuttgart. Längere Zeit sann er auch über eine zu stellende philosophische Preisaufgabe, die er in einem Briefe an Schiller (vom 11. März) auf folgende Weise formulirte: „Eine gedrängte, lichtvolle Darstellung des Bestehenden im Menschen, mit Entwickelung der Phänomene der Cultur aus demselben, man betrachte sie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder der Succession, oder als beides zugleich." Unsere Armuth an guten Lustspielen bewog Goethen, auch auf ein gutes Intriguenstück einen Preis auszusetzen. Dreizehn Concurrenzstücke liefen ein, — „und nicht eines ist davon zu brauchen," berichtete Schiller (am 5. Oktober) an Körner; „die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland" *)!

Zu Abschweifungen auf sehr heterogene Gebiete ward Goethe durch den Besitz seines Freigutes zu Roßla verleitet. Er begab sich dorthin am 25. März und blieb, einen kurzen Zwischenaufenthalt in Weimar abgerechnet, bis in die ersten Maitage. Am 27. April schrieb er an Schiller: „Indem Sie in Weimar allerlei außerordentliche theatralische Ergötzlichkeiten (durch fremde Sänger und Balletttänzer) genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerlei gerichtlichen Händeln (gegen den bisherigen Pachter des Gutes), Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen realistischen Späßen unterhalten." Er meinte indeß mit dem Aufenthalte dort zufrieden sein zu können, da er ihm physisch wohl bekomme und sich ohnehin von seinem reconvalescirenden Zustande keine Wunder erwarten ließen. In einem Briefe vom 28. heißt es: „Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanz erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das ekelhafteste Mein und Dein im

*) Goethe gedenkt dieser Preisaussetzung irrthümlich erst unter dem J. 1802 in den Annalen.

Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden, und nun gibt es so Manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis einzieht. Ich glaube daher kaum, daß ich Sonnabends kommen werde ..... Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bei feuchtem Wetter, und keinen im Schatten bei Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben, bis die Anlage fertig ist, weil sie mir zuletzt noch verpfuscht werden könnte" *).

Der Aufenthalt auf dem Lande war für seine Wiederherstellung förderlich. „Mit meiner Gesundheit," schrieb er am 2. Juni an Knebel, „geht es leidlich, und ich habe die Zeit bisher so gut als möglich benutzt; in manchen Dingen geht es jetzt sehr rasch, besonders in der Ausbildung der Ideen, die auf die Natur Bezug haben." Doch riethen ihm Aerzte und Freunde nach der grimmigen Krankheit ein stärkendes Bad an, und Goethe ließ sich um so leichter für Pyrmont bestimmen, als er längst schon sich nach einem Aufenthalt in Göttingen gesehnt hatte. So reiste er denn am 5. Juni, von seinem Sohne begleitet, aus Weimar ab. Zu Göttingen im Gasthof zur Krone eingekehrt, ward er in der Abenddämmerung von Studirenden mit einem improvisirten, freudigen Lebehoch begrüßt, worauf sogleich die bewegte Menge wieder auseinanderstob, weil dergleichen Beifallsbezeugungen polizeiwidrig waren. Bei Blumenbach, der ihn nach gewohnter Weise herzlich empfing, sah er unter anderm Neuen und Merkwürdigen den ersten Aerolithen; durch die Betrachtung seiner Schädelsammlung wurde manche alte Idee in ihm wieder aufgeregt. Dann bewunderte er die Reitbahn des berühmten Stallmeisters Ayrer, und begab sich von dort nach der Bibliothek zu einer vorläufigen, übersichtlichen Beschauung. Hier zeigte ihm Heyne Köpfe Homerischer Helden, von Tischbein in großem Maßstabe ausgeführt. Goethe erkannte die Hand seines alten Freundes wieder und freute sich seiner fortgesetzten Bemühung durch das Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern,

*) Ausführlicheres hierüber in Goethe's Annalen unter dem Jahre 1801, einem der Jahrgänge, die er mit besonderer Sorgfalt bearbeitet hat.

wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Unter Blumenbach's Leitung besah er wiederholt die Museen und fand hier ihm noch unbekannte außereuropäische Musterstücke aus dem Steinreiche. Zum Besuch des Heinberges, einer aus vielgestaltigen Versteinerungen zusammengesetzten Höhe wurde er durch seinen Sohn August gedrängt, der schon ein großer Petrefactenliebhaber war. Und wie Goethe von jeher die Neigung hatte, besonders auf Reisen die Welt und das Leben von möglichst vielen Seiten zu ergreifen, so ließ er sich vom Prof. Osiander sogar in das neuerbaute Accouchirhaus führen und die Behandlung des Geschäftes zeigen und erklären.

Am 12. Juni brach er von Göttingen auf, mit dem Vorsatz, zur Nachcur dort länger zu verweilen, und schlug den Weg über Einbeck, durch das freundliche Leinethal, nach Pyrmont ein. Hier bezog er eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts gelegene Wohnung beim Brunnencassirer, wo durch einen glücklichen Zufall auch Griesbach's aus Jena sich eingemiethet hatten und bald nachher eintrafen. Ueberhaupt bildete sich hier theils von Männern und Frauen, deren Bekanntschaft er jetzt zuerst machte, theils von ältern, geprüften Freunden und Freundinnen ein so angenehmer und interessanter Zirkel um ihn, daß er (in den Annalen) nicht leicht eine Badezeit unter besserer Gesellschaft verlebt zu haben bekennt. Leider war aber ein stürmisch regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich, wo er dann zu Hause bisweilen die Uebersetzung des Theophrast vornahm oder seine Farbenlehre weiter auszubilden suchte. An der Dunsthöhle in der Nähe des Ortes stellte er zur Unterhaltung seiner Gesellschaft Experimente mit Seifenblasen an, die auf der dichtern Luftschicht tanzten, mit flackernden Strohwischen, die eingetaucht augenblicklich verloschen und sich beim Herausziehen plötzlich wieder entzündeten u. dgl. mehrere. Er ließ sich sogar das geheimnißvolle Agens in Pyrmonter Flaschen füllen und wiederholte die Versuche im Kleinen zu Hause und später noch in Weimar. Wenn es das Wetter gestattete, wurden kleine Excursionen unternommen, z. B. nach Lüde, und hinter diesem Orte auf den sogenannten Krystallberg, wo bei hellem Sonnenschein, zur größten Freude seines Sohnes, die Aecker von tausend und abe

tausend kleinen Bergkrystallen wiederschimmerten. Das anhaltende üble Wetter drängte die Gesellschaft nicht selten in's Theater. Hier wandte er mehr dem Personal als den Stücken seine Aufmerksamkeit zu. „Bei dem hiesigen Theater," berichtete er darüber an Schiller, „sind mehrere Subjecte, die ein recht gutes Aeußere haben und perfectibel erscheinen. Die Gesellschaft ist im Ganzen eher gut als schlecht, doch bringt sie eigentlich nichts Erfreuliches hervor, weil der Naturalismus, die Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten entweder zum Trocknen oder Manirirten, und wie das Unheil alle heißen mag, hier so wie überall webt und wirkt und das Zusammenbrennen des Ganzen verhindert." Eine lebhafte Apprehension erregte in ihm die Leidenschaft des Spiels, die er wie eine böse Schlange sich durch die Badegesellschaft winden und bewegen sah. Hier hörte er eine Gattin ängstlich den Gemahl anflehen, nicht weiter zu spielen, dort sah er einen jungen Mann, in finsterer Verzweiflung über seinen Verlust, die Geliebte, die Braut vernachlässigen. Auch war er Zeuge, wie ein Glücklicher die Bank sprengte und sich sogleich in eine Postchaise warf, um den erbeuteten Schatz in Sicherheit zu bringen.

Unterhaltungen und mannigfache Lectüre, auf Pyrmont's Geschichte und Nachbarschaft bezüglich, erregten in ihm die Idee zu einer Art von Roman, der die lebhafte Wanderschaft aus allen Welttheilen nach Pyrmont im Jahre 1582 darstellen sollte. Er entwarf nach seiner Weise sogleich ein Schema dazu, welches ihm wohl beim Niederschreiben der in den Annalen gegebenen Skizze *) vorgelegen hat. Nach dieser zu urtheilen, würde das Werk mehr Beschreibung und Reflexion als Erzählung enthalten, und vielleicht zu sehr der Grundlage einer anziehenden und spannenden Handlung entbehrt haben. Der Gedanke beschäftigte ihn die ganze Zeit seines Aufenthalts in Pyrmont und auf der Rückreise. Weil aber Vieles durchzustudiren war, um das Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, und die Verarbeitung des zersplitterten Stoffes viel Zeit und Kraft verlangt haben würde, so gerieth es bald, und um so eher in's Stocken, als er den zweiten Aufenthalt in Göt-

*) S. Goethe's Werke. Bd. 27, S. 89 ff.

tingen zum Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte.

Die letzten Tage in Pyrmont brachte er in unerfreulicher Stimmung zu; ja er schrieb an Meyer, er habe sich in seinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt, als damals. Das anregende Bad, nach der hochentzündlichen Krankheit, hatte ihn so reizbar gemacht, daß er Nachts vor heftiger Blutwallung nicht schlafen konnte, und bei Tage durch das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzt ward. Am 9. Juli kam der Herzog Karl August an. „Er ist im Falle aller Ankommenden," schrieb Goethe über ihn am 12. an Schiller; „er hofft und amüsirt sich; ich hingegen, als ein Abgehender, finde sehr mäßigen Gewinn, und die Weile will alle Tage länger werden. Ich sehe daher mit Sehnsucht meiner Erlösung entgegen." Sie erfolgte am 17. Juli.

Die Bewegung und Zerstreuung der Reise, und vielleicht auch die von dem Arzt versprochene Nachwirkung des Brunnens ließen ihn zu Göttingen in besserer Stimmung anlangen. Seinem Vorsatz gemäß brachte er hier einen großen Theil des Tages auf der Bibliothek zu und arbeitete Vieles zur Geschichte der Farbenlehre zusammen. „Wenn man eine Zeit lang hier bliebe," schrieb er an Meyer, „so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele Andere, reizend werden." Er meinte aber, wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren könne, was geschehen sei, so könne man leicht darüber vergessen, was geschehen solle. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er das in der Farbenlehre bereits Geleistete vollständiger erfahren und gewürdigt hätte; wie manche schöne Stunde wäre dadurch für seine poetische Thätigkeit ausgewonnen worden! Die Professoren Sartorius und Hugo baten ihn um einen Vortrag über seine Farbenlehre, und er gab ihrem Antrage „zu eigener Fassung und Uebung" nach. Der Versuch schlug nicht zur Befriedigung aus; allein, weit entfernt, den Grund in der Sache zu finden, suchte er ihn nur in „seiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes."

Kam er aus der Bibliothek zurück, so wurden die übrigen Tagesstunden in heiterer Geselligkeit verlebt. Von allen Seiten

wetteiferte man, den gefeierten Dichter durch Mittags- und Abendtafeln, Spaziergänge und Landfahrten zu erheitern. Dazwischen fehlte es nicht an mannigfaltiger Belehrung. Blumenbach gab ihm eine Menge neuer Kenntnisse und Aufschlüsse, und suchte zugleich die Sammler-Leidenschaft seines Sohnes zu befriedigen. Professor Hoffmann machte ihn mit den kryptogamischen Gewächsen näher bekannt und füllte dadurch eine starke Lücke in seinem botanischen Wissen aus. Prof. Seyffer zeigte ihm die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Indem er so die Tage nützlich und angenehm verbrachte, zeigten sich bei Nachtzeit doch noch einige Reste der krankhaften Pyrmonter Reizbarkeit. Ganz unglücklich machte ihn die Tochter seines Hauswirthes, indem sie sich bis Mitternacht unermüdlich in einem und demselben cadenzartigen Gange übte, der zuletzt mit einem Triller gekrönt wurde. Dazu kam eine bellende Hundeschaar, nach der manches Ammonshorn des Heinberges hinausflog; und was das Maß seiner Verzweiflung voll machte, war der ungeheure Ton des Nachtwächterhorns, der, wie zwischen die Bettvorhänge herein, ihm an's Ohr schallte. Er trat wegen des Letztern mit der Polizei in Unterhandlung, welche denn auch, dem berühmten Gast zu Gefallen, erst eins, dann mehrere der Hörner zum Schweigen brachte.

Dankbar für Genuß und Belehrung schied Goethe am 14. August von Göttingen, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, bestieg den hohen Hagen, wo das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte, und reiste über Hannöverisch-Münden nach Cassel. Hier traf er die Seinigen und Freund Meyer an. Von dem wackern Nahl geleitet, gingen sie nach Wilhelmshöhe, betrachteten die herrlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Dann ging die Reise über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach nach Gotha. Dort nahm ihn der längstbefreundete Prinz August in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich auf und hielt die ganze Zeit seines Aufenthaltes eine eng geschlossene Tafel. Goethe's dießjährigen Geburtstag feierte er durch ein stattliches Mahl, zu dessen Nachtisch der Haushofmeister, an der Spitze der sämmtlichen prinzlichen Livrée, eine

tige, von bunten Wachsstöcken flammende Torte auftrug. In
ter Stimmung trafen die Reisenden am 30. August wieder
Weimar ein.

Siebenzehntes Capitel.

chenbetrachtung. Ausstellung. Theatralische Bestrebungen. Kränz-
Gesellschaftslieder. Vereiteltes Schillerfest. Zelter's Besuch.
ge Lieder. Vorspiel: „Was wir bringen." Ausflug nach Halle.
nthalt in Jena. Kunstausstellung. Verlust eines Kindes. Münzen-
ilung. Cellini beendigt. Chladni zu Besuch. Die natürliche Tochter
:führt. Excerpiren seiner Aufsätze über die Farbenlehre. Abermaliger
ch Zelter's. Lieder. Umarbeitung des Götz. Dramatische Didaskalien.
Sorge für die Jenaer Literaturzeitung. Herder's Tod.

Goethe war auf dem Ausfluge nach Göttingen und Pyrmont
er in Gefahr gewesen, wie auf der letzten Schweizerreise eine
e von Anschauungen und Eindrücken auf sich zu laden, deren
rfülle nachher seine Productivität hemmen mußte. Er hatte es
ich abermals darauf abgesehen, Actenfascikel anzulegen und
Mannigfachste zu Protokoll zu nehmen. Glücklicher Weise hin-
ihn daran Zweierlei: der Rest seiner Schwäche von der Krank-
her und die Gesellschaft seines Sohnes. Er selbst war freilich
t nicht sehr zufrieden und klagte in einem Briefe aus Göttingen
Schiller: „Leider scheinen meine Acten auf dieser Reise nicht so
schwellen, wie auf der letzten nach der Schweiz; damals war ich
em Falle, meine Kräfte an der Welt zu versuchen, jetzt will ich
eden sein, wenn ich sie an ihr wieder herstelle. Mein Reise-
hrte August ist auch Schuld an meinem mindern Fleiße, indem
ich zerstreut und manche Betrachtung ableitet. Doch ist er sehr
lich; er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältniß
n die *Menschen wird* durch ihn gelinder und heiterer, als es viel-
außerdem hätte sein können."

So kehrte er denn diesmal nicht belastet und ermüdet, sondern erfrischt und gekräftigt zurück, und wir irren wohl nicht, wenn wir in der erfreulichern und fruchtbarern Periode, die jetzt nach beinahe vierjährigem Stocken seiner tiefern produktiven Kraft wieder anhebt, eine Nachwirkung der Reise finden. Mitten unter der Fülle von Anregungen, durch welche er sich diesmal nur leichter hatte berühren lassen, war in ihm der heilsame Entschluß gereift, „sich zu beschränken, nur das Nächste und Nothwendigste zu thun." Und was seinen Hang zum Theoretisiren betraf, so war auch mit diesem eine Veränderung vorgegangen. Er wollte in Zukunft „immer weniger für Andere theoretisiren," wie er aus Pyrmont an Schiller schrieb. „Die Menschen," setzte er hinzu, „scherzen und bangen sich an den Lebensräthseln herum; wenige kümmern sich um die auflösenden Worte. Da sie nun sämmtlich sehr recht daran thun, so muß man sie nicht irre machen." Freilich trafen nach der Rückkehr noch andere günstige Umstände zusammen, auf deren Rechnung zum Theil Goethe's reichere Productivität in der nächsten Zeit zu schreiben ist. Zu diesen gehören die Gründung eines gesellschaftlichen Kränzchens, deren Mittelpunkte Goethe und Schiller waren, und die damit in Zusammenhang stehende engere Verbindung mit Zelter. Beide Umstände vereinigt führten Goethe einmal wieder auf das Feld der Lyrik zurück, das er einige Jahre hindurch unbebaut gelassen hatte. Daneben gingen seine Bestrebungen im dramatischen Gebiete fort, während das Epos durchaus in den Hintergrund trat. So können wir also die nächste Periode als eine lyrisch-dramatische bezeichnen.

Der Leser erwarte indeß weder eine so reiche und glänzende Blüthenfülle lyrischer Poesien, wie sie das Zusammenwirken mit Schiller in den drei ersten Jahren hervorrief, noch so lebensfrische Dramen, wie Goethe sie auf dem Höhenpunkte seiner poetischen Kraft geschaffen hatte. Er stand jetzt in seinem dreiundfünfzigsten Jahre, und in dem fünfzigsten hatte er schon jenen Höhepunkt hinter sich liegen. Was er von nun an als Dichter leistete, ist zwar großentheils noch bedeutend, und das Meiste läßt, wenn es auch im Ganzen nicht den Eindruck eines aus der Fülle sprudelnder Dichterkraft hervorgegangenen Kunstwerkes macht, doch von der einen oder andern

Seite den Meister ersten Ranges erkennen; allein bestimmte Zeichen deuten doch auf ein Sinken hin. Zu kleinern und größern Dichtungen entlehnt er von jetzt an häufiger den Stoff von außen her und begnügt sich bisweilen selbst mit einem geringern Grade der Umbildung, oder er verwendet seine Kraft an eigene ältere Productionen und sucht ihnen eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben (wie dem Götz), und wo er den Stoff aus der Gegenwart nimmt, da behandelt er ihn, ein tieferes pathologisches Interesse vermeidend, mehr spielend oder rückt ihn durch Betrachtung in eine weitere Ferne. Dann äußert sich mehr und mehr ein Hang, in dem Einzelnen eine allgemeinere Bedeutsamkeit zu erblicken und diese Bedeutung hervorzukehren, kurz die Neigung, die Gegenstände in der Poesie symbolisch zu behandeln. Ferner legt er auf die allgemeinere Kunstform der Gedichte, die dem Bereich des Verstandes angehört, einen überwiegenden Accent und läßt dafür im Detail, wo Gefühl und Geschmack energischer zu wirken haben, in Ausdruck, Rhythmus und Reim oft Leben, Wärme, Rundung und besonders Klarheit vermissen. Die Sprache entbehrt manchmal zu sehr des Colorits und ist nüchtern und gewöhnlich; in andern Productionen dagegen, wo der Ausdruck sich hebt, herrscht ein forcirter Schwung oder ein vornehmes Pathos. An die Stelle der früheren Lieblichkeit und Wärme tritt häufig Zierlichkeit und Galanterie, und mehr und mehr verdrängt etwas Gesuchtes und Manirirtes die ehemalige natürliche Anmuth und Leichtigkeit in Wort und Wendung.

Wenn diese Erscheinungen den denkenden Beobachter des Menschengeistes überhaupt nicht befremden können, so erklären sie sich bei Goethe insbesondere auch durch ursprüngliche Anlagen und sein bisheriges Leben. Die vom Vater ererbten Charakterzüge, die sogar in den frühern Jahren nicht wirkungslos waren und wenigstens zur Mäßigung seines Jugendfeuers beitrugen, das bedächtige, besonnene Wesen, die Förmlichkeit, die Ordnungsliebe und Oekonomie, das Zurathhalten und stille Ausbilden des Besitzes, das Behagen an demselben, ferner die von der Mutter überkommene Scheu vor allen heftigen Eindrücken, die ruhige Beschaulichkeit, der humoristische Gleichmuth, womit auch diese in spätern Jahren das Leben ansah — Alles dieses trat in Goethe bei herannahendem Alter stärker und

stärker hervor. Und daß ein Mann, der ein halbes Jahrhundert lang so intensiv gelebt, späterhin nicht über ein reicheres Capital von Kräften zu gebieten hatte, darf uns nicht sowohl Wunder nehmen, als vielmehr, daß ihm noch ein so großer Fonds zu Gebote stand. Denn unstreitig würde das, was er weiterhin geleistet, das ganze Leben eines andern, selbst bedeutenden Mannes würdig ausfüllen.

Knüpfen wir, nach dieser Zwischenbetrachtung, wieder bei der Zeit an, wo er von der Reise zurückkehrte, so finden wir ihn sogleich durch ein äußeres Geschäft, die Ausstellung der eingesandten Concurrenzstücke, lebhaft in Anspruch genommen. Obwohl er diesmal Entrée bezahlen ließ, um den Ertrag zum Preise zu schlagen, so fehlte es doch nicht an zahlreichem Besuch von Nachbarn und Fremden. Nach geschlossener Ausstellung erhielt Nahl aus Cassel die Hälfte des Preises wegen Achill auf Skyros, und Hoffmann aus Köln die andere Hälfte wegen Achill's Kampf mit den Flüssen. Außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Zimmerverzierung des in Bau begriffenen Schlosses aufbewahrt.

Dann forderte das Theater wieder Goethe's Aufmerksamkeit, zumal da gegen den 20. September ein bedeutender Gast, Madame Unzelmann, erschien, die, in acht wichtigen Rollen auftretend, dem Weimarer Bühnenpersonal eine neue Anregung gab. Schiller urtheilt in einem Briefe an Körner (vom 23. September) über ihre Darstellung der Maria Stuart: „Sie spielt diese Rolle mit Zartheit und großem Verstand, ihre Declamation ist schön und sinnvoll; aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Styl wünschen. Das Vorurtheil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr; ihr Vortrag nähert sich dem Conversationston und Alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde. Da, wo die Natur graziös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen."

In dieser Abneigung gegen das Natürlichkeitsprincip, die Goethe mit seinem Freunde theilte, begannen jetzt beide, und besonders unser Dichter, auf theatralischem Gebiet über die rechte Gränze hinauszugehen. Daß er am 24. Oktober, als dem Jahrestage des ersten Maskenspiels Paläophron und Neoterpe, die Brüder, nach

Terenz von Einsiedel bearbeitet, gleichfalls in Masken aufführen ließ, wollen wir nicht tadeln; „es wurde so," wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannigfaltigkeit in die Vorstellungen bringen, und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten." Allein schon das scheint uns ein wunderliches Beginnen, daß man durch die Aufführung älterer französischer Trauerspiele, wie Mahomet und Tancred, Schauspieler und Publikum für die höhere Tragödie heranzubilden suchte; denn wie soll die falsche Nachahmung des Edlen und Hohen im Stande sein, Neigung und Achtung für dasselbe einzuflößen? Noch weniger aber dürfte es Billigung verdienen, daß Goethe gleich zu Anfange des nächsten Jahres (4. Januar 1802) den Jon von A. W. Schlegel und später gar den Alarkos von Friedr. Schlegel auf die Bühne brachte. Mit dem erstern, wodurch er eine Annäherung an das griechische Trauerspiel bezweckte, wie durch die Brüder an das römische, glückte es noch ziemlich. Der sinnliche Theil des Stückes unterstützte seine Wirkung; die sechs Personen: ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, eine Königin, ein würdiger Greis, eine Priesterin, stellten eine große Mannigfaltigkeit dar; für bedeutende Costüme, für zweckmäßige Ausschmückung der Bühne war gesorgt; die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch Masken in's Tragische gesteigert; es fehlte nicht an wechselnden gefälligen Gruppen, und die Hauptsituationen gaben Anlaß zu bewegten Tableaux. Dennoch gab sich am Vorstellungsabend eine Opposition kund. In den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, und Böttiger wollte einen sowohl gegen die Intendanz als den Autor gerichteten satyrischen Aufsatz *) in das bei Bertuch herauskommende Journal für Luxus und Mode einrücken lassen. Aber — der schon gedruckte Bogen durfte nicht ausgegeben werden. „Es war noch nicht Grundsatz," sagt Goethe selbst, „daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

*) S. Böttiger's literarische Zustände und Zeitgenossen I, 87 ff.

Wie wenn Goethe's Bauten, bemerkt Hoffmeister hierzu in seinem Leben Schiller's, so schlecht begründet gewesen wären, daß eine solche Abhandlung sie hätte umstürzen können! Es wäre wohl geziemender gewesen, dem abweichenden Urtheil das freie Wort zu gönnen, als sich in Geschmackssachen ein Monopol erzwingen zu wollen; und Goethe handelte mit sich selbst im Widerspruch, wenn er dem ästhetischen Urtheil, welches durch die Aufführung der verschiedenartigsten Stücke aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen erst frei werden sollte, durch dieses Machtwort wieder Fesseln anlegte.

In der eben angedeuteten Absicht wurde auch Gozzi's Turandot, von Schiller frei bearbeitet, am 30. Januar auf die Bühne gebracht; aber gleichfalls ohne den erwarteten Beifall. Das Publikum fand sich nach der Jungfrau von Orleans bei diesem gemischten Genre getäuscht und äußerte Langeweile. Eine zweite Vorstellung gelang zwar etwas besser. Indeß glaubte Goethe doch durch eine Abhandlung das Publikum auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Leistungen des Theaters heben zu müssen, und schrieb den Aufsatz „Weimarisches Theater" *) für Bertuch's Journal. „Es ist ein Wurf," berichtete er darüber am 19. Februar an Schiller, „den ich so hinthue; man muß sehen, was sich weiter daran und daraus bilden läßt."

Jetzt wurde nun auch die Iphigenia, über deren Einrichtung für die Bühne die beiden Dichter schon vor drei Jahren verhandelt hatten, ernstlicher in's Auge gefaßt. Schlegel's Jon hatte ihr nunmehr die Wege geebnet. „Hiebei kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels," schrieb Goethe am 19. Januar an Schiller. „Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen, denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks incalculabel sind." Schiller meinte, „das Humane darin" werde die Probe besonders gut aushalten, und davon rathe er nichts wegzunehmen. Ueberhaupt fand er bei näherer Betrachtung weniger an

*) S. Goethe's W., B. 35, S. 339.

dem Stücke zu verändern, als er erwartet hatte, indem das, was den Gang zu sehr verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der reflectirenden Haltung des Ganzen liege. Nur glaubte er die sittlichen Sprüche und Wechselreden einschränken zu müssen, da überhaupt in der Handlung selbst schon zu viel „moralische Casuistik" herrsche, und rieth jedenfalls die Orestischen Scenen zu kürzen, worin er „eine zu lange und einförmige Qual ohne Gegenstand" sah *). Allein es war Goethe'n unmöglich, irgend etwas daran zu thun, und so nahm Schiller die Veränderungen ganz nach eigenem Ermessen vor. Am 15. Mai ward das ziemlich verkürzte Stück mit Beifall gegeben und erhielt sich auf dem Repertoir.

Um so unglücklicher war Goethe mit dem Schlegel'schen Alarkos. Schiller warnte vor der Aufführung. „Leider ist es," schrieb er am 8. Mai, „ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst noch den Respekt wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte .... Einen Schritt zum Ziele werden wir durch diese Vorstellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen." Goethe antwortete: „Ueber den Alarkos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen Alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach Außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören (!). Uebrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen." Allein das Publikum fühlte, daß es zu Experimenten mißbraucht werde und sprach bei der Vorstellung am 29. Mai unverholen seinen Unwillen aus. „Mit dem Alarkos," berichtete Schiller an Körner, „hat sich Goethe compromittirt; es ist seine Krankheit, sich der Schlegel's anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält." Vielleicht aber waltete bei Goethe auch eine geheime Intention ob, von der Schiller nichts wissen konnte. Denn mitten unter den theatralischen Geschäften hegte und pflegte er im Stillen seinen „Liebling" Eugenie" fort, und um dieser Production willen mochte ihm auch viel

*) Vgl. oben S. 36 f. „Ohne Furien kein Orest."

daran liegen, in dem Publikum den Sinn für den höheren und vornehmeren tragischen Kothurn rege zu erhalten.

Die Opposition gegen Goethe's theatralische Bestrebungen war um so bedeutender, als sie einen gewandten Führer in Kotzebue gefunden hatte, der vor Kurzem, nach der Ermordung des Kaisers Paul, aus Liefland nach Weimar, seiner Geburtsstadt, zurückgekehrt war. Um aber seine Mißstimmung gegen unsern Dichter zu verstehen, müssen wir auf das bereits erwähnte Kränzchen zurückkommen, wodurch Goethe, wie Schiller, zu neuen lyrischen Productionen angeregt wurde. Schon seit dem Anfange Novembers 1801 hielt ein auserlesener Kreis harmonirender Männer und Frauen alle vierzehn Tage in Goethe's Hause am Frauenthor eine Abendzusammenkunft *), „ohne spekulative Zwecke," wie er in den Annalen sagt, „bloß an seinem und Schiller's Umgange und sonstigen Leistungen sich erfreuend." Falk berichtet uns, dieser Zirkel habe außer den beiden Dichtern und Meyer fast nur weibliche Mitglieder gezählt, und er bezeichnet darunter namentlich Frau von Schiller, von Wolzogen, Amalie von Imhoff und die Gräfin von E. (Egloffstein). Allein schon aus dem Stiftungsliede erhellt, daß wenigstens sieben Herren zu dem Kreise gehörten, und nach einem Briefe Schiller's an Körner wurden auch „der Herzog und die fürstlichen Kinder" eingeladen, durch welche man sich aber weder im Singen noch Poculiren stören ließ. „Aus den Elementen der Zusammensetzung," sagt Falk weiter, „kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte eben so sehr, als Vorzüge des Geistes, das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, daß die Damen die größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Demzufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienste er sich ausschließlich widmete. Goethe'n hatte gegenseitiges Wohlwollen die eben so liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin von E. zugeführt. Es versteht sich von selbst, da die Ritter und Sänger der Wartburg gleichsam auf's Neue in diesem Zirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die

*) S. Schiller's Briefwechsel mit Körner, IV, 247 f.

Vorzüge seiner Dame besingen mußte, was Goethe'n besonders nicht schwer fallen konnte." Er bekennt auch selbst, daß er „manche durch Naivetät vorzüglich ansprechende Lieder dieser Vereinigung verdanke, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei, und zu all dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechselseitig in einander wirkten."

Diese Lieder, die von Körner und Zelter componirt wurden, stellte der Dichter mit einigen andern, später entstandenen und zum Theil in diesen Kreis nicht recht passenden, zu einem Liederstrauße zusammen, und veröffentlichte sie zuerst unter dem Titel „Der Geselligkeit gewidmete Lieder, ein Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Goethe und Wieland." In dem Stiftungsliede (zum 11. November 1801) „konnten sich die Glieder der Gesellschaft," wie Goethe versichert, „als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen." Desto schwerer wird es für uns, die Personen zu errathen; das Gedicht gehört zu denen, die nur der Dichter selbst durch einen Commentar dem Leser hätte vollkommen genießbar machen können. Das Lied zum neuen Jahre (1. Jan. 1802) zeigt stellenweise schon eine Wendung des Gedankens und der Sprache, die an den manirirten Styl späterer Poesien erinnert, was vielleicht zum Theil der Schwierigkeit der gewählten metrischen Form, der Gedrängtheit der Reime bei daktylischem Rhythmus zuzuschreiben ist. Dagegen gehört die Generalbeichte, worin das Weltkind Goethe mit offener Keckheit aller trübseligen Frömmelei entgegentritt, auch in sprachlicher Behandlung zu seinen musterhaftesten und abgerundetsten kleinen Productionen. Das Tischlied („Mich ergreift, ich weiß nicht wie") wurde zum 22. Februar gedichtet, wo der Erbprinz, im Begriff nach Paris zu reisen, zum letzten Mal an dem Kränzchen Theil nahm. Schiller feierte den Abend durch sein Gedicht: „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reis'te." Bei Vergleichung der zwei Lieder tritt uns die Verschiedenheit des Charakters beider Dichter recht lebhaft entgegen. Schiller's Gedicht ist ernst, herzlich, von vaterländischer und sittlicher Gesinnung durchströmt. „Er warf," wie Hoffmeister treffend sagt, „den Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüth in die Schale der gesellschaftlichen Unter

haltung, und ernst, wie diese, waren auch seine Gesellschaftslieder." Goethe trifft meisterhaft den Ton gesteigerter geselliger Fröhlichkeit. In der Regel wählte er für das Gesellschaftslied leichtere Sujets, anmuthige und gefällige Stoffe, wogegen Schiller sich zu den erhabensten und großartigsten Gegenständen hingezogen fühlte, und z. B. den Mitgliedern des Kränzchens in den „vier Weltaltern" umfassende weltgeschichtliche Gemälde aufrollte, oder in dem „Siegesfest," nach seinem eigenen Ausdruck, in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfiel und daraus heimtrug, was er konnte. Ausnahmsweise hat auch Goethe in einem vielleicht ebenfalls für das Kränzchen bestimmten Liede, der Weltseele, nach einem der erhabensten Stoffe gegriffen. Er stimmt hier in begeisterten Tönen den Hymnus der Kosmogonie an. Das Gedicht stellt das Universalleben der Natur dar, wie es aus dem gemeinsamen Urquelle, der Gottheit, nach allen Richtungen sich ergießt; und so möchte wohl die ältere Ueberschrift „Weltschöpfung" als die bezeichnendere anzusehen sein. Goethe veränderte sie, wahrscheinlich um den Irrthum zu verhüten, als sei hierbei an eine erste, eine einmalige Weltschöpfung zu denken, während dieser Prozeß der Weltbeseelung in Wahrheit als ein continuirlicher zu betrachten ist *).

Das liebliche Gedicht „Schäfers Klagelied" soll, wie Falk erzählt, gleichfalls seine Entstehung jenem Abendzirkel verdanken. „Doch streiten sich," fügt er hinzu, „wie einst die sieben Städte um Homer, noch Weimar und Jena um dieses Lied." So viel ist nämlich gewiß, daß Goethe die anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Zirkel brachte und sie, als ein treuer Ritter, seiner Dame, der Gräfin von E., zu Füßen legte. Aber was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber und besucht die Gräfin. Bald lenkt sich das Gespräch auf Goethe, seine Vorliebe für Jena, und wie er sich besonders auch im Hause dieser Dame äußerst wohl gefällt. „So haben wir uns unter Anderm," ährt die vermeintlich oder wirklich begünstigste Dame fort, „auch ur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das zu den schönsten,

*) Näheres über den Sinn und die Entstehungszeit dieses wichtigen Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 446 ff.

unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind." Die Gräfin wird gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. Da erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge." Sie eilt mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen und bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben. Auf so anmuthige Weise wurden diese Zirkel gehalten und fortgeführt.

Leider sollte die Gesellschaft, die bei längerem Fortbestehen unserm Dichter noch manche schöne lyrische Blüthe entlockt haben würde, schon im ersten Viertel des Jahres 1802 einen verderblichen Stoß erfahren, und zwar durch Kotzebue. Dieser suchte an dem Kränzchen Theil zu nehmen, und hatte auch bald mehrere, namentlich weibliche Mitglieder zu seinen Gunsten gestimmt. Allein Goethe wußte durch ein neues in die Statuten eingeschobenes Gesetz, demzufolge kein Mitglied, ohne Zustimmung aller übrigen, einen Fremden oder Einheimischen in die Gesellschaft mitbringen durfte, ihm jeden Zutritt zu den Abendzirkeln zu verschließen, und reizte überdieß noch den eitlen Mann durch ein Bonmot, das ihm bald zu Ohren kam: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, an dem weltlichen Hofe zu Japan (beim Herzoge) aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Zutritt zu verschaffen wisse." Dazu kam, daß Goethe sich herausgenommen hatte, ohne mit dem Autor Rath zu pflegen, die Kleinstädter bedeutend abzukürzen und Alles zu streichen, was gegen die mit ihm in der Hauptsache übereinstimmenden Personen gerichtet war, während er die Stücke der verhaßten Schlegel unverkümmert und mit der größten Sorgfalt aufführte. Voll Erbitterung beschloß Kotzebue jenen Zirkel zu sprengen. Zu dem Ende suchte er ein Fest zu Ehren Schiller's auf den 5. März zu veranstalten und hoffte dadurch zugleich eine Erkältung, wo nicht einen Bruch zwischen den beiden Dichtern hervorzurufen. Die Verhältnisse lagen günstig für ihn; die wachsende Unzufriedenheit der

ihm geneigten Damen des Kränzchens war seiner Absicht förderlich. Als ihre Bittgesuche um die Aufnahme Kotzebue's sich ernst und scherzend immer wiederholten, wurde Goethe verdrießlich und äußerte, entweder müsse man dem aufgestellten Gesetze treu bleiben, oder lieber die ganze Gesellschaft auflösen, was vielleicht um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue der Ritter gegen die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe.

Die Verherrlichung Schiller's sollte auf dem neu decorirten Stadthaussaale vor sich gehen. Man hatte sich zu dem Ende eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen ausgedacht. Scenen aus seinen wichtigsten Tragödien, im Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Krause besorgte die artistische Anordnung des Ganzen, Goethe's Dame, die Gräfin von Einsiedel, übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Fräulein von Imhoff die der schottischen Königin, Sophie Mereau wollte gewisse Theile der Glocke vortragen, Andere betheiligten sich in anderer Art. Kotzebue selbst gedachte zweimal zu erscheinen, zuerst als Vater Thibaut, und sodann als Meister in der Glocke. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem Hammer mächtig entzweizuschlagen; und, wenn die Form zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen, und der anwesende Dichter selbst von zarten Händen gekrönt werden.

Schiller'n war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Verfängliche der Rolle, die man ihm zugedacht hatte, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen ganz zu entziehen. Einige Tage vor dem anberaumten Termin äußerte er in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank schreiben," — worauf Goethe kein Wort erwiderte. Unterdeß herrschte in den ersten Häusern Weimar's die regste Thätigkeit; man war mit dem Kostüme, mit dem Einüben der Rollen eifrigst beschäftigt; ja man trat schon in briefliche Verhandlung mit den Vorstehern der Bibliothek, um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker zu erhalten. Aber — zu Aller Bestürzung lautete die Antwort abschläglich, „weil man noch nie eine Gypsbüste von einem Feste unbeschä-

digt zurückbekommen habe.“ Noch größer war aber der Schrecken, als am Tage vor der Aufführung der Bürgermeister Schulze die Schlüssel zum neuen Stadthaussaal verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte: Das Aufschlagen des dramatischen Gerüstes im Saale sei unzulässig; dieser sei erst ganz frisch eingerichtet und decorirt und könne daher zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Alle Vorstellungen und Bitten prallten an dem unbeweglichen Bürgermeister ab; und als dieser bald nachher den Rathstitel erhielt, bemerkte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig unter sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen.“

Goethe scheint noch in späteren Jahren, bei Abfassung der Annalen, seine Freude daran gehabt zu haben, daß Kotzebue, obwohl ein großer Meister in der Intrigue, diesmal einen größern gefunden. Aber mit Recht meint Hoffmeister, unser Dichter würde höher da stehen, wenn er, über Privatempfindlichkeiten erhaben, den Huldigungsact gebilligt und sogar befördert hätte; auch wäre dieß klüger gewesen; denn der Vorfall brachte zunächst in der höhern Societät eine große Störung hervor, die sich schnell durch alle Schichten der Gesellschaft in der kleinen Residenz fortpflanzte. Das Kränzchen lös'te sich auf, und, wie Goethe selbst gesteht, „gelangen ihm seitdem nie wieder Gesänge jener Art.“ Zu Schiller aber blieb sein Verhältniß ungestört. Scherzend schrieb dieser: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15.“ Als ob nichts vorgefallen wäre, sah man Beide einträchtig ihre hohen Zwecke weiter verfolgen.

Leider stellten sich diesen Zwecken auf Seiten Goethe's immer noch allerlei Hindernisse entgegen. So hatte ihm der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters von 1801 auf 1802 ereignete, ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auferlegt. Büttner hatte der Universität Jena eine sehr umfassende, theilweise höchst ungeordnete Bibliothek und mancherlei physikalisch-chemischen Apparat hinterlassen, mit deren Uebernahme, Katalogisirung und ordnungsmäßiger Aufstellung Goethe als Vorsteher der wissenschaftlichen Anstalten des Staates beauftragt wurde. Er wäre dabei, nach seiner Weise, gern umsichtig und planmäßig zu

Werke gegangen; aber die von Büttner eingenommenen Zimmer mußten zu einem andern Zwecke baldigst geräumt werden. In einem Briefe vom 22. Januar heißt es: „Ich dachte die Zimmer zuzuschließen und diesen Wirrkopf methodisch aufzukämmen; nun muß ich ihn aber rein wegschneiden und sehen, wo die Sachen herumstecken und dabei Sorge tragen, daß ich die Verwirrung nicht vermehre.“ Am 12. Februar beklagt er sich, daß „Mangel an Raum ein zweckmäßiges Deployiren hindere,“ und von den Jenensern sich Niemand zu dem Geschäft anstellen lasse, da ihre Zeit schon regelmäßig eingetheilt und besetzt sei. Ihr Treiben vergleicht er (in einem Brief vom 4. Mai) „nahezu mit der Italiener göttlichem Nichtsthun“ und macht die feine Bemerkung, „daß gerade das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde solche Menschen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigste stundenweis und stundenhaft, möchte man sagen, arbeiten.“

Zwischen diesen unangenehmen Bemühungen, die ihn zu wiederholtem Aufenthalt in Jena nöthigten, fehlte es aber nicht an erfreulichen Stunden. Bisweilen brachte er einen Abend mit Schelling zu und freute sich „seiner großen Klarheit bei großer Tiefe.“ Dann kam wieder eine „lustige, gesellige Epoche,“ wo er Mittags und Abends auswärts war. Mitunter stellten sich auch productive Momente ein; es gelang ihm „etwas Lyrisches,“ und dazu möchten wohl Frühzeitiger Frühling, Dauer im Wechsel, Frühlingsorakel, Sehnsucht und das Hochzeitlied zu rechnen sein, wenn sie gleich erst im folgenden Jahre erschienen sind. Zur Belebung seiner poetischen Stimmung trug ohne Zweifel die Anwesenheit Zelter's gegen Ende Februars bei. „Zelter hat sehr lebhafte Eindrücke zurückgelassen,“ schrieb Goethe am 19. März an Schiller. „Man hört überall seine Melodien, und wir haben ihm zu danken, daß unsere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt worden.“ Das liebliche Gedicht „Frühzeitiger Frühling“ muß schon vor dem April entstanden sein; denn Zelter erwähnt seiner in einem Briefe an Goethe vom 7. April, als eines bereits componirten. In den sieben ersten Strophen hat es einen descriptiven Charakter, was bei Goethe eine Seltenheit ist, und erinnert an Salis. „Dauer im Wechsel“ schildert in sprachlich und metrisch muster-

hafter Darstellung in den zwei ersten Strophen den ewigen Wechsel der Natur, in den beiden folgenden die stete Umwandlung des Menschen durch die verschiedenen Altersstufen. Aber die Schlußstrophe weist tröstlich auf ein Bleibendes hin: wer den Gewinn wissenschaftlicher Forderung, den Erwerb bedeutender Lebenserfahrungen in seinem Busen zu bewahren und ihm mit künstlerischem Geiste Gestalt und Form zu geben weiß, der bereitet sich einen unvergänglichen Schatz, der ihn treu durch allen Wechsel der Natur und des Menschenlebens hindurch begleitet. Zu dem anmuthigen „Frühlingsorakel“ ward Goethe wohl durch ein Volkslied angeregt. Das Coucou scheint auf ein französisches Vorbild zu deuten. Doch fehlt es auch unter den deutschen Volksliedern nicht an solchen Kuckuks-Orakeln, wie z. B. Erk in seiner Sammlung ein durch ganz Deutschland weit verbreitetes mittheilt („Ein Schäfermädchen weidete“). Das jugendlich feurige, in lebendigen Rhythmen sich ergießende Lied „Sehnsucht“ ist man in Versuchung, einer frühern Periode zuzuschreiben. Zelter erwähnt es in einem Briefe vom 3. Februar 1803 und weist dabei auf eine ältere Composition von Reichardt zurück. Das „Hochzeitlied“ gehört, wie Goethe in dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort“ bekannt, zu „gewissen Motiven, Legenden, uraltgeschichtlichen Ueberlieferungen,“ die er seit langen Jahren in seinem Innern trug und einer immer reinern Form entgegenreifen ließ. Wahrscheinlich war ihm der Gegenstand aus der lebendigen Volkssage zugekommen *). Er entnahm daraus nur die Grundlinien zur Schilderung der Zwergenhochzeit, indem er alles Uebrige fallen ließ. In dieser Schilderung aber scheint er mit der romantischen Schule zu wetteifern, welche die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auch auf die deutsche Poesie übertragen hatte. Eine Fülle von Klangfiguren, von Alliterationen, Assonanzen und Binnenreimen jeder Art, die er verschwenderisch über das Ganze ausgegossen hat, verleiht diesem ein launenhaft-zauberisches, zum Gegenstande trefflich passendes Colorit. Daß unser Gedicht schon 1802 entstanden ist, beweist ein Brief Goethe's

*) Ein paar variirende Formen der Sage s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 465 ff.

an Zelter vom 6. Dezember dieses Jahres, worin es heißt: „Nehmen Sie den Grafen und die Zwerge, die sich hier produciren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben."

An das verworrene Bibliothekswesen, das sich erst im Frühlinge aufzuklären begann, schloß sich sogleich ein anderes Geschäft an, jedoch von etwas freundlicherer Art. Die Lauchstädter Sommerbühne, von Bellomo möglichst ökonomisch eingerichtet, wollte nicht mehr genügen; Schauspieler und Stücke, besonders aber das Hallische und Leipziger theilnehmende Publikum forderten ein würdigeres Local. So wurde denn mit den beim Schloßbau beschäftigten Architecten Gentz und Rabe ein Plan entworfen, und der Bau kräftig in Angriff genommen. Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren, und dennoch ward am 26. Juni zum ersten Mal gespielt. Eine so bedeutende Gelegenheit, wie die Eröffnung eines neuen Schauspielhauses, konnte nicht unbenutzt gelassen werden, um auf die mannigfachen Bestrebungen des Weimarischen Theaters durch irgend eine symbolische oder allegorische Darstellung aufmerksam zu machen; und so schrieb Goethe das Vorspiel: „Was wir bringen." Am 6. Juni hatte er sich zu dem Ende nach Jena begeben, und am 8. heißt es schon in einem Briefe an Schiller: „Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durchdictirt und bin nun daran, ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Prosa halten, obgleich der Gegenstand durch Abwechselung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte." Schiller gratulirte ihm zu der glücklichen Entbindung von dem Werke und schrieb: „Sie sehen, wie viel die Nothwendigkeit bei Ihnen vermag und sollten dieses Mittel auch bei andern Werken anwenden." Am 10. Juni meldete Goethe: „Meine Arbeit hat gut gefördert, ob sie gleich viel weitläufiger geworden ist, als ich gedacht habe. Einige Motive gegen das Ende sind noch auszuführen; übrigens ist Alles schon in's Reine und in die Rollen geschrieben. Freilich, wenn man die Arbeit noch vierzehn Tage könnte liegen lassen, so ließe sich noch Manches daran thun. Ich konnte nicht alle Motive egal ausführen." Von dem Gedanken, sich ganz an die Prosa zu halten, war er unterdeß wieder abgegangen; im

letzten Drittel des Stückes, vom sechszehnten Auftritt an, herrschen die metrischen Formen vor. Ueber die Aufführung berichtete Goethe am 28. Juni aus Lauchstädt an Schiller: „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht. Der Schluß, ob er gleich besser sein könnte, ist mir doch verhältnißmäßig, zu dem Drang der Umstände, leidlich gelungen. Hätte ich Alles voraussehen können, so hätte ich Ihnen keine Ruhe gelassen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten."

Wahrscheinlich meinte Goethe damit das Auftreten der Tragödie als „Pathos" in der vorletzten Scene. Unter Schiller's Feder würde allerdings dieser Auftritt glänzender gerathen und wohl auch der Beruf und die Aufgabe der Tragödie treffender und allseitiger entwickelt worden sein. Goethe faßt diese Aufgabe ungefähr in dem Sinne, wie wir sie in seiner Iphigenie gelöst finden („Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen"). Außer Pathos erscheinen in dem Vorspiel noch Phone, als Repräsentantin der Oper, Vater Märten als Personification des bürgerlichen Schauspiels, seine Frau als die des Possenspiels, eine Nymphe als symbolische Darstellung des Natürlichen, Naiven in der Poesie, ein Knabe mit zwei Masken, einer tragischen und einer komischen in der Hand, der die jüngst auf der Bühne versuchten Maskenspiele repräsentirt, ein anderer Knabe, halb schwarz, halb rosenfarb gekleidet, die Phantasie darstellend. Mercur verknüpft und commentirt das Ganze. Die Verwandlung einer schlechten Bauernwirthshausstube in einen prächtigen Saal deutet symbolisch auf den Neubau hin. Schiller konnte sich mit diesen Allegorien nicht befreunden, die er in einem Briefe an Körner vom 15. November „einen unglücklichen Einfall" nennt. Vom Stücke überhaupt urtheilt er: „Es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel gestickt sind." Wir finden dieses Urtheil zu hart; der Dialog erscheint uns im Allgemeinen anmuthig und gefällig und der Wechsel von Poesie und Prosa geistreich humoristisch behandelt. Schiller urtheilte, bei seiner Vorliebe für den hohen tragischen Styl, über leicht hingeworfene Productionen dieser Art, nicht ohne einseitige Befangenheit, wie er denn auch in Beziehung auf das Kränzchen an Körner schrieb, daß Goethe auf Anlaß desselben „einige platte

Sachen" (die oben besprochenen Gesellschaftslieder) habe ausgehen lassen.

Ehe Goethe nach Lauchstädt ging, ward noch (am 13. Juni) in seinem Hause eine fromme Feier, die Confirmation seines Sohnes August durch Herder nach seiner edlen Weise verrichtet *). „Sie ließ uns," sagt Goethe in den Annalen, „nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge." Indeß konnte diese Hoffnung, sofern sie sich nicht auf die Söhne bezog, nur schwach sein; denn zwischen den Vätern that sich mit jedem Jahre eine weitere und tiefere Kluft auf; und daran war zum Theil Schiller's wachsende Abneigung gegen Herder Schuld. So schrieb er im vorigen Jahre (am 20. März) an Goethe, der ihm Herder's Adrastea als eine Novität zugesandt hatte: „Diese Adrastea ist ein bitterböses Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteter Hefte vorüberzuführen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk zieren, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehens, und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann ... Und dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren und hämische Vergleichungen anzustellen! Und was sagen Sie zu der Aeonis? Haben Sie eine feste Gestalt gepackt? u. s. w." — Goethe antwortete milder: „Den üblen Eindruck, welchen das Greisenpaar auf Sie machen würde, habe ich vorausgesehen. Das allegorische Drama habe ich diesen Morgen wieder gelesen; was mir besonders auffiel, ist die Bitterkeit und die Trauer in Einem Product. Ich möchte nicht in der Haut des Verfassers stecken." — Herder fühlte seinen Genius durch amtliche und gesellschaftliche Stellung gebunden; „das Beste," klagte er, „was ich schreibe, ist

*) In den Annalen ist diese Handlung irrthümlich ein Jahr früher angesetzt.

was ich ausstreiche;" und in dieser Stimmung blickte er nicht ohne neidischen Verdruß auf den freien und kühnen Geistesflug seiner beiden großen Zeitgenossen. Dazu kam sein Widerwille gegen die Kantische Philosophie, welcher Schiller anhing, und seine durchaus abweichende Ansicht von der Aufgabe der Poesie, die er geradezu in den Dienst der Sittlichkeit gestellt haben wollte, während Schiller und Goethe ihr eine gänzliche Unabhängigkeit vindicirten und das Sittlichgute zwar als eine nothwendige Wirkung des Schönen betrachteten, aber nicht als den Zweck desselben gelten ließen. In dem Verhältniß zu Goethe insbesondere dürften auch wohl dessen häusliche Umstände nachtheilig auf die Beziehungen zur Herder'schen Familie eingewirkt haben.

Goethe blieb bis gegen den 8. Juli in Lauchstädt und las noch mit Friedrich August Wolf, der von Halle herübergekommen war, das theophrastische Büchlein von den Farben. Zu seiner großen Genugthuung wurden drei Conjecturen, die er gewagt hatte, von dem großen Philologen acceptirt, so wie dieser auch über das Hauptresultat sich einstimmig erklärte, daß das Werk ächt alt, der peripatetischen Schule werth und ein in sich geschlossenes Ganze sei, welches sogar durch Abschreiben wenig gelitten habe. Wolf's Besuch zu erwidern, machte Goethe um den 9. Juli einen Abstecher nach Halle. Unter den dortigen Freunden nahm Kanzler Niemeyer so lebhaften Antheil an seinen theatralischen Bestrebungen, daß er eine Uebertragung der Andria übernahm, wodurch dann die Weimarische Bühne die Zahl ihrer Maskenstücke sich erfreulich vergrößern sah. Den botanischen Garten unter Sprengel's Leitung und das Meckel'sche Cabinet besuchte Goethe zu großem Gewinn für seine Naturforschungen. Die Erinnerung an den Xeniensturm hielt ihn nicht ab, dem gastfreundlichen Reichardt in dem nahen, romantisch-ländlichen Giebichenstein einen Besuch abzustatten, wo er manche seiner Lieder, mit Reichardt's Melodien, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Am 26. Juli war er wieder in Weimar zurück; allein schon am 3. August flüchtete er sich auf's Neue nach Jena, in der Hoffnung eine productive Stimmung zu finden. In den ersten vierzehn Tagen wenigstens bewährte sich diese Hoffnung nicht, wie aus dem

Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Dafür gelang es ihm, einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insekten, und zwar durch Beobachtung des Wachsthums der Wolfmilchsraupe, nach Wunsch auszufüllen. Auch die vergleichende Knochenlehre beschäftigte ihn lebhaft. Mit Loder wurden gewisse anatomische Probleme durchgesprochen, mit Himly über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung Vieles verhandelt. Ferner ergab sich ein angenehmes und fruchtbares Verhältniß mit Voß, der mit seiner Familie nach Jena gezogen war. Goethe schätzte ihn als Dichter und Gelehrten und wurde dazu noch durch die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz angezogen; besonders war es ihm angelegen, sich Voßen's rhythmische Theorie zu verdeutlichen.

In der ersten Hälfte des Septembers rief die jetzt zum viertenmal anzuordnende Ausstellung Goethe nach Weimar zurück. Perseus und Andromeda war der Gegenstand der Preisaufgabe gewesen, wobei wieder die Absicht zu Grunde lag, „auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen." Ludwig Hummel, geboren zu Neapel, wohnhaft in Cassel, erhielt den Preis. Im Fache der Landschaften wurde ein Concurrenzstück von Rhoden aus Cassel gekrönt. Die Ausstellung zog im Laufe des Oktobers viele auswärtige und einheimische Kunstfreunde herbei und näherte wieder die durch das vereitelte Fest vom 5. März einander entfremdeten Gemüther. Auch aus weiterer Ferne brachten die Herbstferien manchen willkommenen Besuch, wie unter Andern Blumenbach mehrere Tage in Weimar und Jena verweilte.

Nach dem Schluß der Ausstellung scheint Goethe noch einige Zeit in Jena zugebracht zu haben *). Manche Hin- und Herfahrt veranlaßte der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, bei welchen Gelegenheiten bisweilen Freund Wieland im benachbarten Oßmannstedt besucht wurde. Der ländliche Aufenthalt gab wohl einmal zu kleinern poetischen Productionen eine heitere Stimmung; auch verdanken ihm einige Partien der Eugenie ihre Entstehung. Der Schluß des Jahres wurde Goethe'n noch durch einen häuslichen Kummer

*) Briefwechsel mit Schiller, Nr. 848.

getrübt. „Bei uns geht es nicht gut,“ lautet ein Billet an Schiller vom 19. December, „wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils.“ Der gefürchtete Verlust erfolgte. In einem Billet vom 6. Januar 1803 heißt es: „Mein einziger Trost ist der numismatische Talisman, der mich auf eine bequeme Weise in entfernte Gegenden und Zeiten führt.“

Dieser Talisman, der ihm den Anfang des neuen Jahres und noch späterhin manche Stunden erheiterte, war eine Kupfermünzensammlung, aus einer Nürnbergischen Auction erworben. Bei der Uebersetzung des Cellini hatte er, der abgesagteste Feind von Worten, denen keine Anschauung entsprach, oft eine wahre Pein empfunden, daß ihm keine Cellinischen Münzen und Anderes, was jene Zeiten vergegenwärtigen könnte, zu Gebote standen. So war ihm denn die Nachricht überaus erfreulich, daß in jener Auction eine ganze Masse von Münzen des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum achtzehnten herab feil geboten werde. Leider fand sich in der Sammlung, als sie nun anlangte, kein einziger Cellini, aber dafür die ganze Originalfolge von Päbsten seit Martin V. bis zu Clemens XI., dazwischen Cardinäle, Priester, Gelehrte, Künstler, alle in scharfen unbeschädigten Exemplaren. Hierdurch aufgeregt, das Geschichtliche zu studiren, forschte er nach Bonanni, Mazzuchelli u. A. und legte so wieder den Grund zu neuen Kenntnissen.

Die Lebensbeschreibung des Cellini, oder vielmehr ein Anhang dazu beschäftigte ihn vielfach bis in den Februar hinein. Mit diesem Supplement beschloß er seine Arbeit an dem Werke, veröffentlichte das Ganze in einer besondern Edition *) und entledigte sich so endlich einer Aufgabe, die er sich vor sieben Jahren gestellt hatte. „Sie wissen,“ schrieb er am 5. Februar an Schiller über den Anhang, „daß es keine verwünschtere Arbeit gibt, als solche Resultate

*) Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgeg. v. G. R. A. 1819.

aufzustellen. Wie viel muß man lesen und überlegen, wenn es nicht auf eine Spiegelfechterei hinauslaufen soll!" Das Supplement verbreitet sich über die gleichzeitigen Künstler und ihren Einfluß auf Cellini, gibt eine flüchtige Schilderung der damaligen Zustände von Florenz, charakterisirt Cellini und sein Talent, berichtet kurz über seine letzten Lebensjahre, die in der Selbstbiographie nicht besprochen sind, handelt von seinen hinterlassenen Kunstwerken und Schriften und theilt aus den letztern Mehreres mit. Was aber die Hauptarbeit, die Uebersetzung von Cellini's Leben, betrifft, so ergibt sich bei einer Vergleichung des Originals, daß die Uebertragung, wie leicht und fließend sie sich bewegt, doch im Allgemeinen sehr treu gehalten ist und mit großem Glück den naiven Ton der Urschrift wiedergibt. Die Eintheilung in Capitel gehört Goethe'n an; im Original geht die Erzählung ohne eine solche Eintheilung fort. Auch innerhalb der Capitel hat er häufig der Uebersichtlichkeit wegen Absätze gemacht, wo sie in der Urschrift fehlen, und zuweilen längere Perioden aufgelös't, damit sich die Uebersetzung leichter läse. Stellenweise ist eine minder interessante Partie ausgelassen; von den Sonetten und sonstigen kleinen poetischen Versuchen, die Cellini seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt hatte, ist nur Weniges, wie Goethe sagt, „durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes" übertragen; weggeblieben ist unter Anderm ein längeres Gedicht in Terzinen (zum Lobe des Kerkers), ein sogenanntes Capitolo. Goethe scheint die Absicht gehabt zu haben, es noch nachzubringen; denn er erwähnt seiner in der Inhaltsangabe zum ersten Capitel des dritten Buchs, woraus sich denn auch die auffallende Kürze dieses Capitels erklärt.

Nach Goethe's eigenem Bekenntniß wurde er durch das Studium der Florentinischen Kunstgeschichte, wozu ihn im Jahre 1796 Meyer's Briefe aus Italien anregten, auf Cellini aufmerksam gemacht, und unternahm die Uebersetzung seiner Selbstbiographie, um sich recht in jener Geschichte einzubürgern. Allein dieser Zweck hätte ihn sicher nicht das umfassende Werk zu Ende führen lassen; der Charakter, die ganze Persönlichkeit Cellini's war es vorzüglich, was ihn bei der Arbeit festhielt. Er konnte nicht müde werden in dem Anschauen dieser Naturwüchsigkeit, dieser frischen und gesunden

Kraft, die sich selbst in den Fesseln einer falschen Cultur überall noch geltend machte. Dann vergegenwärtigte ihm die Schrift auf's lebendigste das geliebte Italien und die Freiheit des Daseins, die auch er dort gekostet; und führte ihm einen Mann vor, dem ein Glück vergönnt war, nach dem er zeitlebens gedürstet hatte, das Glück, mit Erfolg seine Kraft der bildenden Kunst zu widmen.

Während Goethe jetzt die letzte Hand an den Cellini legte und ganz im Geheimen seinen Liebling Eugenie zum öffentlichen Erscheinen ausstattete, hielt er in seinen Zimmern eine strenge Quarantaine, und correspondirte mit Schiller, der, mit dem Abschluß der Braut von Messina beschäftigt, gleichfalls das Ausgehen mied, „wie jenes verliebte Paar, über den Schirm.“ Doch Chladni's, des Akustikers, Besuch durfte er nicht ablehnen, der ihm sein ausgearbeitetes Werk mitbrachte. „Ich habe es schon zur Hälfte gelesen,“ schrieb er darüber am 26. Januar an Schiller, „und werde Ihnen mündlich über Inhalt, Gehalt, Methode und Form manches Erfreuliche sagen können. Er gehört unter die Glückseligen, welche auch nicht eine Ahnung haben, daß es eine Naturphilosophie gibt, und die nur mit Aufmerksamkeit suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen, als es nur gehen will, und als ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag. Sie können denken, daß ich sowohl beim Lesen des Buchs, als bei einer mehrstündigen Unterhaltung immer nach meiner alten Direction fortgeforscht habe, und ich bilde mir ein, einige recht gute Merkpunkte zu weiteren Richtungen bezeichnet zu haben. Auch hatte ich eben die Farbenlehre einmal wieder durchgedacht, und finde mich durch die in so vielem Sinn kreuzenden Bezüge sehr gefördert.“

Mittlerweile wurde Schiller mit seiner Braut von Messina fertig, und nun begannen Lese- und Theaterproben unsern Dichter wieder lebhaft in Anspruch zu nehmen. Den Reigen der diesjährigen Theaterstücke hatte Paläophron und Neoterpe, mit einem umgearbeiteten, in's Allgemeinere gewandten Schluß eröffnet. Das Publikum, nun schon durch die Terenzischen Brüder an Masken gewöhnt, nahm die Vorstellung wohl auf. Am 19. März fand

Aufführung der Braut von Messina statt*), und am 2. April brachte Goethe zu Aller Ueberraschung seine Eugenie auf die Bühne. Von den Schauspielern vortrefflich vorgetragen, fand das Stück, besonders in seiner letzten Hälfte, großen Beifall. Schiller bewunderte die hohe Symbolik, womit hier der Stoff behandelt war, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur als Glied eines idealen Ganzen erschien. „Es ist ganz Kunst,“ schrieb er an Humboldt, „und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Brief, an seiner Productivität verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie eben so, wie mich selbst, überrascht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht.“ Ein nicht günstiges Prognostikon stellte Körner dem Stücke nach der ersten Lesung. „Der Stoff ist zum Theil drückend und widrig,“ schrieb er an Schiller, „und es ist mir fast leid um die große Kraft, die Goethe daran verwendet. Indessen darf man dem Dichter nicht vorschreiben, und ich kann begreifen, daß er einen Trieb fühlt, sich auch an einem solchen Stoff zu versuchen. Er ist tief eingedrungen, und in der ganzen Behandlung erkennt man den Meister. Aber auf einen lauten Beifall des Publikums darf er nicht rechnen, und ich wünsche nur, daß er durch eine kalte Aufnahme nicht abgeschreckt wird, das Werk zu vollenden. Für Jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück um so unausstehlicher sein, je lebhafter er fühlt. Es wird also von Vielen gehaßt, von noch Meh-

---

*) Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Goethe's schöpferisches Genie in Heranbildung junger Künstlerinnen. Die später berühmte Wolff war damals als Amalia Malkolmi dem Publikum unausstehlich; von anständiger Körperhaltung war bei ihr keine Spur, und hatte sie ein paar Worte mehr als gewöhnlich zu sprechen, so strich man diese, um die Zuhörer nicht unwillig zu machen. Bei der Vertheilung der Rollen der „Braut von Messina“ diktirte nun Goethe: „Isabella, Fürstin von Messina, Malkolmi“ — „Excellenz,“ fragte der Secretair Kräuter entsetzt, „hab' ich recht gehört?“ — „Schreiben Sie,“ sprach Goethe mit Nachdruck; „nach der Aufführung sprechen wir uns wieder.“ Goethe's Unterricht und Schiller's erhebende Poesie hatten das schlummernde Talent geweckt. Das Publikum erschien mit gerechtem Mißtrauen; aber Declamation und Haltung der Malkolmi setzten die Zuschauer in Erstaunen, das zuletzt in Applaus und Bravoruf ausbrach. (Europa, 1857, Nr. 22.)

vern nicht verstanden, und nur von Wenigen bewundert werden." Dagegen sprach sich Fichte in einem Briefe an Schiller mit enthusiastischem Lobe über das Stück aus, und auch Herder und seine Frau waren anfangs davon höchlich erbaut; aber bald meinte Caroline von Herder, in dem weitern Verlauf der Trilogie werde sich die Wolfsnatur des Wolfgang kundgeben; die Menschheit und die Menschlichkeit würden darin wohl dem ständischen Sonderinteresse zum Opfer gebracht werden.

Viel Vorarbeit verlangte sodann die Aufführung der Jungfrau von Orleans, bereitete dafür aber auch seinem Freunde Schiller einen glänzenden Triumph. Alles „Mißwollende, Verneinende, Herabsetzende" lehnte Goethe als Theaterdirector vielleicht mit zu weit getriebener Strenge ab. So wies er ein kleines Lustspiel „der Schädelkenner" betitelt, welches Gall's Bestrebungen lächerlich machte, mit einem Briefe zurück, den er uns in den Annalen mitgetheilt hat. Es heißt darin: „Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, Alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist." Vielleicht fühlte er sich auch selbst, bei seiner Hinneigung zu den Lavater'schen und Gall'schen Lehren, ein wenig mitgetroffen.

Am 14. Mai begab er sich nach Jena, um sich in der dortigen Einsamkeit der Ausarbeitung der Farbenlehre zu widmen, die ihm wie eine schwere Schuld auflag. Das Hauptübel, welches ihm den Fortschritt erschwerte, war die Masse von Papieren, die er zusammengeschrieben und von denen er sich schwer losmachen konnte. Ehe er noch der Sache gewachsen war, hatte er wiederholt einmal angesetzt sie zu behandeln, so daß von Einem Capitel manchmal drei Aufsätze vorlagen, von denen der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellte, der zweite eine bessere Methode hatte und besser geschrieben war, der dritte auf einem höhern Standpunkt Beides zu vereinigen suchte und doch immer noch ungenügend blieb. Alle diese Papiere zu excerpiren und dann zu verbrennen, war ihm ein schwerer Entschluß. Er fühlte schon im Voraus, daß er sie später zurückwünschen werde, um sich selbst sich historisch zu vergegenwärtigen. „Die naive Unfähigkeit," schrieb er an Schiller, „d

Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Akten eine recht interessante Ansicht." Aber er fühlte auch, daß er nicht an's Ziel komme, wenn er sie nicht vertilge, und so entschloß er sich, die Erze, wie glänzend sie auch zum Theil waren, zu opfern, um endlich das reine Metall herauszubekommen. Diese Arbeit füllte den gegenwärtigen Aufenthalt in Jena ziemlich aus, nur gerieth zuweilen mit ihr sein Interesse für die deutsche Zeitmessung in Streit, welches durch Voßen's Nähe rege gehalten wurde.

In der ersten Hälfte des Juni rief ihn ein Besuch Zelter's nach Weimar zurück, der in mancher Beziehung gewinnreich für ihn war. Es bekamen nicht bloß die kleinen Concerte, die er in seinem Hause ausführen ließ, einen belebenden Anstoß, sondern auch für die Organisation des Theaterorchesters und der Oper, womit sich Goethe seit einiger Zeit ernstlich beschäftigte, ging ihm Zelter mit förderlichem Rath an die Hand. Dann entlockte ihm auch das Bewußtsein, an dem neugewonnenen enthusiastischen Freunde einen liebevoll eindringenden Componisten für jede singbare Production zu haben, wieder einige Lieder theils lyrischer Art, theils der Balladengattung sich nähernd. Es dürften dahin folgende gehören: Magisches Netz, Trost in Thränen, Selbstbetrug, Nachtgesang, die glücklichen Gatten, Wanderer und Pächterin, Kriegserklärung, Bergschloß, Ritter Curt's Brautfahrt, der Rattenfänger. Das erste derselben war schon, vor Zelter's Ankunft, zum 1. Mai, dem Geburtstag der Fräulein v. Wolfskeel, gedichtet worden. Es schließt sich der metrischen Form, und bis auf einen gewissen Grad auch noch dem Geiste nach, an jene Anakreontischen Lieder an, deren Reihe Goethe vor mehr als zwanzig Jahren mit der Nachbildung von Anakreons Lied „An die Cicade" eröffnete. Das magische Netz ist die jüngste Blume dieses frisch duftenden Liederkranzes. „Trost in Thränen," dieses wundervolle, von tiefster, innigster Empfindung durchströmte Gedicht, wurde durch ein in Thüringen und sonst weit verbreitetes Volkslied hervorgerufen. Goethe behielt den Anfang desselben bei, setzte dann aber sein Lied mit freier Erfindung, jedoch in derselben Tonart fort. Von geringerer Be-

deutung ist das Gedichtchen „Selbstbetrug"; dagegen um so werthvoller der „Nachtgesang", wozu Goethe durch ein italienisches Volkslied *) angeregt wurde. „Das zarte, dringende Verlangen," sagt Poggel über dieses Gedicht, „in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süße Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flößen, und Himmel und Erde, äußere und innere Natur mit dem reinen Gefühle des Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und Begeisterung unseres Wesens zu läutern, verbunden mit dem Wunsche, daß auch die Geliebte von der Seligkeit dieses Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewußtseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden, diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit uns die Verse berühren." Für „die glücklichen Gatten" hat Goethe, wie er in den Gesprächen mit Eckermann bekannte, immer eine besondere Vorliebe gehabt; und mit Recht; denn das Gedicht ist von inniger herzlicher Empfindung durchdrungen, und die sprachliche und metrische Ausführung überaus reinlich, leicht und gefällig. Merkwürdig ist es, daß Goethe mit dieser Production aus seiner gewöhnlichen poetischen Sphäre heraustritt, und dennoch seinen Gegenstand mit solchem Glück behandelt. Es sind dießmal ganz fremde Situationen, die er uns vorführt, Lebenslagen, die von der seinigen ganz abweichen. Er nähert sich hier dem Genre, dessen verunglückte, triviale Bearbeitung durch Schmidt von Werneuchen u. A. er in den „Musen und Grazien in der Mark" verspottet hatte. Wahrscheinlich war es der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, und der dadurch veranlaßte ländliche Aufenthalt, was ihm den Anstoß zu dieser Production gab. Weit weniger gelungen ist das Gedicht „Wanderer und Pächterin," worin Riemer „eine Anspielung auf das Verhältniß der Eugenie in dem zweiten (oder vielmehr dritten) Theile" des Stückes sieht. Der Gegenstand ist an und für sich unbedeutend, nichts als die glückliche Katastrophe eines ziemlich gewöhnlichen Romans; und daß er durch die Behandlung gehoben und veredelt worden, läßt sich nicht behaupten. Die Sprache ist ohne Schwung und Colorit, und doch nicht einfach und natürlich, vielmehr geziert und gezwungen,

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 493.

und obendrein an einigen Stellen unklar. Zu dem Gedicht „Kriegserklärung“ empfing Goethe die Anregung wieder von einem Volkslied *), dessen erste Strophe er unverändert aufgenommen hat. Auf gleiche Weise versetzt er sich im „Bergschloß“ durch den Anfangsvers, womit so viele Volkslieder anheben, wie durch einen einleitenden Accord, in den Ton des Volksgesanges, dem er auch darin treu bleibt, daß er besonders in der ersten Hälfte des Gedichtes Alliterationen, Annominationen und Assonanzen reichlich angewandt hat. Das Stück zerfällt in zwei bestimmt geschiedene gleiche Hälften, die durch die siebente Strophe verknüpft werden; die erste ist der Erinnerung an die Vergangenheit gewidmet, die zweite stellt die Gegenwart, aber noch immer von dem Lichte der vergangenen Zeit beleuchtet, dar. Es waltet in dem Gedicht ein Gefühl, von dem Goethe in seiner Selbstbiographie bekennt, daß es ihn oft und mächtig beherrscht habe, „die Empfindung der Gegenwart und Vergangenheit in Eins.“ Bei „Ritter Curt's Brautfahrt“ scheint ihm eine Geschichte des Marschalls von Bassompierre vorgeschwebt zu haben, der zu gleicher Zeit eine Tochter aus einem vornehmen Hause verführt hatte, eine Ehrensache durchfechten und von seinen Gläubigern in den Schuldthurm eingesperrt werden sollte, was er Alles, wie er behaglich hinzufügt, durch die Gnade Gottes vergnüglich überstanden **). Den „Rattenfänger“ hat er aber wieder aus dem deutschen Volksgesange entlehnt. Bekannt sind „der Rattenfänger von Hameln“ aus des Knaben Wunderhorn und die Simrock'sche Bearbeitung. Unser Dichter hat aber nicht bloß den Gegenstand seiner localen Beziehungen entkleidet (Hameln und die Weser werden nicht genannt), sondern auch überhaupt die Sage als ein abgeschlossenes Factum fallen lassen, und zudem das Innere, die Seele der Dichtung ganz verändert, indem er statt eines ahnungsvoll warnenden Märchens uns ein heiteres, anmuthiges Bild gibt. Nach Riemer wäre „der Rattenfänger“ ein Ueberbleibsel aus einem

*) Breslauer Liedersammlung, Heft I, Nr. 1. „Des Stadtmädchens Wünsche.“ Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 483.

**) Mehr als zehn Jahre später deutet Goethe in einem Briefe an Knebel auf diese Geschichte hin, ohne jedoch seines Gedichtes zu erwähnen.

verloren gegangenen gleichnamigen Kinderballet der frühern Weimarischen Zeit. Dieß würde den heitern Ton des Ganzen gut erklären; und man könnte dann den „gutgelaunten" Rattenfänger füglich als eine bildliche Darstellung Goethe's, des Kinderfreundes, betrachten, der zu jener Zeit den Kleinen manches frohe Fest bereitete. — Alle diese Gedichte erschienen zuerst in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen Taschenbuche auf das Jahr 1804.

Zelter schied nach vierzehntägigem Aufenthalt. Diese zwei Wochen legten den Grund zu einem nähern und bleibenden Verhältnisse mit Goethe, welches für Beide von unschätzbarem Werthe geworden ist. Was unserm Dichter einst André, Kayser, Reichhardt vorübergehend gewesen waren, das sollte ihm Zelter für sein ganzes übriges Leben sein, — ein ergänzendes Organ seines Wesens für die Musik, so wie ihm bereits vor längerer Zeit für eine andere Seite seines geistigen Strebens, für die bildende Kunst, ein solches ergänzende Organ an Heinrich Meyer zu Theil geworden war. Hatte der Letztere auch, bisher sein Haus- und Tischgenosse, in Folge einer eingegangenen ehelichen Verbindung, im vorigen Jahre sein Haus verlassen, so trat dadurch in ihrem wechselseitigen Einwirken doch weder Hinderniß noch Pause ein. Beide Freunde blieben ihm, Meyer durch fast täglichen persönlichen Verkehr, Zelter durch unausgesetzten Briefwechsel und wiederholte Besuche, zeitlebens innig verbunden; und, gleichsam wie zum Zeugniß ihrer Unzertrennlichkeit, folgten Beide dem hingegangenen Dichter in kurzer Zeit nach.

Unterdessen hatte die Sommersaison des Theaters zu Lauchstädt begonnen. Das neue Haus, das wohl ausgestattete Repertorium, die sorgfältige Darstellung von Stücken, wie die Braut von Messina, die natürliche Tochter, die Andria des Terenz nach Niemeyer's Bearbeitung u. s. w. zogen von Leipzig, Halle und andern Städten ein sehr gebildetes Publikum herbei. Goethe verweilte diesmal nur so lange dort als nöthig war, um mit Hofrath Kirms die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen, und machte dann noch einen Ausflug über Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, auf welchem er manche werthe Verbindung (mit Wolf, Schmalz, Jakob, Reil, Lafontain-

Niemeyer) erneuerte und auch einige Ausbeute für seine mineralogische Sammlung gewann.

Er hätte sich nun gern das Theaterwesen auf eine Zeit lang ganz aus dem Sinne geschlagen; allein er hatte bereits, um das Repertorium der deutschen Bühne zu bereichern, eine Umarbeitung des Götz begonnen. „Das altdeutsche, wieder erstandene Drama," heißt es darüber in einem Briefe aus Jena an Schiller vom 5. Juli, „bildet sich mit einiger Bequemlichkeit um. Ich wüßte nicht zu sagen, ob sich's organisirt, oder krystallisirt, welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufen könnte." Dann hatten sich auch drei junge Männer, Wolff, Grüner und Grimmer bei ihm gemeldet, mit entschiedener Neigung und unverkennbaren Anlagen für die Bühne. Mit den beiden erstern begann er, weil er eben einer heitern, ruhigen Zeit genoß, „gründliche Didaskalien," wie er in den Annalen erzählt, „indem er auch sich diese Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte, und an den Fortschritten beider Lehrlinge sich nach und nach emporstudirte, so daß er nun selbst klarer über ein Geschäft wurde, dem er sich bisher mehr instinktmäßig hingegeben hatte." Es erwuchsen hieraus allmählig, indem er diese Studien auch später mit andern jungen Schauspielern verfolgte, die „Regeln für Schauspieler" *), die jetzt in seinen sämmtlichen Werken den Schluß der Rubrik „Theater und dramatische Poesie" bilden. Sie erhielten aber erst im Jahr 1824 durch Eckermann ihre gegenwärtige Gestalt und bildeten bis dahin nur ein Aggregat von höchst zerstückelten Notizen **). Auch jetzt noch kann das Ganze nicht für einen vollständigen und gründlichen Schauspieler-Katechismus gelten, enthält aber eine Menge wichtiger und leichtfaßlicher Vorschriften. Man sieht es jeder einzelnen Regel an, daß sie unmittelbar aus der Erfahrung und Praxis hervorgegangen ist.

Die Ausflüge nach Roßla, denen wir in den vorhergehenden Jahren vielfach begegneten, hören von nun an auf; denn er hatte

---

*) S. Bd. 35, S. 435 (Ausg. in 40 Bd.).

**) S. Gespräche mit Eckermann, I, 155 und III, 46 ff.

das Gut bereits im Mai *) an seinen Pachter mit Vortheil abgestanden. Dagegen dauerten die Excursionen nach Jena fort, und es boten sich dazu jetzt gerade recht häufige und nicht angenehme Veranlassungen dar. Wie überhaupt seit der Revolution eine große Unruhe und Veränderungslust in die Menschen gekommen war, so ließ sich jetzt auf einmal eine ganze Reihe der vorzüglichsten Professoren, wie Boder, Paulus, Hufeland, Schelling, von Jena nach andern Universitäten herüberlocken; und dazu machte Schütz sogar Anstalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit sich nach Halle zu verpflanzen. Anfangs hielt man den Plan geheim. Als ihn aber Kotzebue mit triumphirender Schadenfreude im Freimüthigen ausgeplaudert hatte, ließ Goethe öffentlich erklären, daß man mit dem neuen Jahre die Literaturzeitung in Jena selbst fortsetzen werde. Die ausgezeichnetsten Männer wurden zur Theilnahme an dem neuen Institut eingeladen. So wandte sich Goethe an Zelter und Johannes Müller, und Schiller in einem umständlichen Schreiben an Fichte. Goethe und Meyer beschlossen auch über die Kunstausstellungen in Weimar und die Preisaufgaben in der Zeitschrift zu verhandeln, und Schiller sollte, so weit es seine übrigen Arbeiten gestatteten, durch Recensionen mitwirken. Hofrath Eichstädt, der bisher schon sich mit besonderer Thätigkeit an der Literaturzeitung betheiligt hatte, entschloß sich zur Uebernahme der Redaction. Auch die Lücken in der Reihe der akademischen Lehrer suchte Goethe so gut als möglich auszufüllen. Als Anatom ward Ackermann herangezogen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten anatomischen Museum legte; der botanischen Anstalt wurde Schelver vorgesetzt. Fernow, von Rom heimkehrend, erhielt die seit Jagemann's Tod vacante Bibliothekarstelle der besondern Büchersammlung der Herzogin Amalia. Mit ihm kehrte Dr. Riemer aus Italien zurück, welcher dort eine Zeit lang in Humboldt's Familienkreise gelebt hatte. Er war Goethe'n als gewandter Kenner der alten Sprachen höchst erwünscht und wurde von ihm als Lehrer seines Sohnes in sein Haus aufgenommen. Im weitern Verlauf unserer

*) Nicht erst gegen „Ende des Jahres," wie er in den Annalen sagt. S. den Briefwechsel mit Schiller, Nr. 876.

Schrift wird es sich zeigen, was für eine bedeutende Acquisition unser Dichter an. diesem Manne, besonders für seine poetischen Zwecke, gemacht hatte.

Den Rest des Jahres hindurch durfte nun Goethe nicht feiern, wenn die Zeitschrift mit dem neuen Jahre würdig in's Leben treten sollte. Jenem Plan zufolge, daß der ganze Complex schriftlicher Ausführungen, der früher in die Propyläen aufgenommen wurde (Preisaufgaben, Recensionen und Preisertheilung u. dgl.), nunmehr der Literaturzeitung zu Theil fiele, arbeitete er fleißig an einem Programm, worüber er am 2. December aus Jena an Schiller schrieb: „Mich beschäftigt jetzt das Programm, das in zwei Theile zerfällt, in die Beurtheilung des Ausgestellten (der Kunstausstellung des Jahres 1803) und in die Belebung der Polygnotischen Reste. Jenen ersten Theil hat Meyer zwar sehr schön vorgearbeitet, indem er alles zu Beherzigende trefflich bedacht und ausgedrückt hat; doch muß ich noch einige Stellen ganz umschreiben, und das ist eine schwere Aufgabe. Für die Polygnotischen Reste ist auch gethan was ich konnte; doch Alles zuletzt zusammen zu schreiben und zu redigiren, nimmt noch einige Morgen weg; indessen führt diese Arbeit in sehr schöne Regionen und muß künftig unserm Institut eine ganz neue Wendung geben." Das Ganze ist jetzt auch dem größern Publikum zugänglich durch die Nachträge zu Goethe's Werken von Boas *). Nach einer kurzen Vorerinnerung und einem Verzeichniß der sämmtlichen, diesmal ausgestellten Kunstwerke folgt eine Beurtheilung der einzelnen Arbeiten. Odysseus, welcher den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, war die erste Aufgabe gewesen für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigte; die Küste der Kyklopen „nach Homerischen Anläßen" die andere für den Landschaftsmaler. Die Zahl der eingelaufenen Concurrenzstücke zeugte wieder von erfreulicher Theilnahme; den Preis erhielt eine Zeichnung „Odysseus und Kyklop" von Martin Wagner aus Würzburg. Einen großen Theil des Programms nimmt dann ferner der Versuch ein, „Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es

*) III, 253 ff.

sich thun ließe, zu nähern." Diese Arbeit sollte der Vorläufer einer ganzen Reihe ähnlicher sein; die Weimarischen Kunstfreunde gedachten, auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, durch successive Behandlung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern und zugleich den Alterthumsforschern in die Hände zu arbeiten. Als Preisaufgabe für das nächstfolgende Jahr wurde „das Menschengeschlecht, vom Element des Wassers bedrängt," ausgewählt. Goethe und Meyer hatten aus den bisherigen Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe den Künstlern nicht ganz zusage und die Sphäre ihrer Erfindungskraft beschränke; und so hatten sie diesmal einen Gegenstand ausgedacht, welcher dem Geiste einen freien Spielraum gewährte.

Gegen Ende des Jahres, am 18. December, erlitt Goethe einen Verlust, der, wenn er ihn einige Jahre früher getroffen hätte, freilich ungleich schmerzlicher gewesen wäre. Herder starb nach längerm Hinsiechen. Kränklichkeit und wohl auch das Gefühl, daß aus ihm nicht geworden war, was er werden konnte, hatten in der letzten Zeit alles Herbe, Verletzende, Verneinende, was in seinem übrigens so edlen Gemüthe lag, aufgeregt und verstärkt, so daß Goethe schon seit drei Jahren fast gänzlich seinen Umgang mied. Sie sahen sich das letzte Mal im Frühling dieses Jahres, während Goethe's Aufenthalt zu Jena, wohin Herder zur Einführung des Superintendenten Marezoll gereis't war. Goethe wünschte und hoffte damals eine Wiederannäherung; denn er hatte vernommen, wie günstig und einsichtsvoll sich Herder nach der Vorstellung der natürlichen Tochter über das Stück geäußert *). Zusammen unter einem

*) Nach Falk (Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Lpz. 1836. 2. Aufl. S. 153 ff.) nannte Herder die Natürliche Tochter „die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuren Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig sei." Die Stelle, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal schon dicht hinter ihr steht, verglich er mit einem Gedichte der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einer schroff-abhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig en

Dache im Schlosse wohnend, wechselten sie „anständige Besuch
wie Goethe berichtet. Eines Abends fand sich Herder bei ihm
und entwickelte, zu Goethe's innigster Freude, mit Ruhe und Re
heit die Vorzüge des Drama's. Aber diese Freude sollte nicht la
dauern; denn er endigte seine Kritik „mit einem zwar heiter aus
sprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf," wie es in den A
nalen heißt, „wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenbli
vor dem Verstande vernichtet wurde." Goethe sah ihn an, oh
etwas zu erwiedern, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins e
schreckten ihn in diesem Symbol auf's Fürchterlichste.

Achtzehntes Capitel.

Die natürliche Tochter. Bühnenbearbeitung des Götz von Berliching

Bei Weitem die bedeutendste Frucht der im vorigen Capitel e
zählten lyrisch-dramatischen Periode war die natürliche Tocht
Vergleicht man dieses Drama mit der Quelle, woraus der Di
den Gegenstand geschöpft, den Memoiren der Prinzessin Steph
Louise von Bourbon-Conti *), so sieht man, wie frei er mit de
Stoffe geschaltet und Alles in's Ideale hinauf geläutert hat. Ei

schlafen ist. Im Ganzen aber, meinte er, sei der Silberbleistift Goethe's
das heutige Publikum zu zart; die Striche desselben seien zu fein, zu unk
lich, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge könn
zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt,
kümmert um richtige Zeichnung und Charakter, wolle durchaus mit einem
ergiebigen Farbenquast bedient sein. Uebrigens wünschte er nichts angele
licher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt
Zartheit und der Perlenebene seiner Diction, wie er es nannte, mit ke
jener Produkte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewi
ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen.

*) Vergl. oben S. 454. Die Memoiren erschienen April und Mai

er historischen Personen treten abstracte, symbolische Gestalten auf,
ie Zeit der Handlung ist eben so wenig als der Schauplatz be-
timmt bezeichnet. In der Figur des Königs sind, was das ge-
chichtliche Verhältniß zur Heldin des Stückes betrifft, Ludwig XV.
nd Ludwig XVI. zusammengefaßt, und besonders von dem Letztern
inige Hauptcharakterzüge entlehnt. Aus dem Prinzen Ludwig
Franz von Bourbon-Conti ist, mit bedeutender Veränderung seines
Charakters und seiner politischen Stellung, der Herzog entstanden.
Eine Frucht seines geheimen Liebesverständnisses mit der schönen
Herzogin von Mazarin, die in dem Drama als „die Fürstin, die
erehrte, nah verwandte, nun erst verstorbene" angedeutet wird, war
ie Prinzessin, in unserer Dichtung einfach Eugenie (die Gut-
der Edelgeborne) genannt. Nach den Memoiren lebte die Herzogin
och, als der Moment der Anerkennung der natürlichen Tochter sich
äherte, während der Dichter sie jüngst verstorben sein läßt. Die
Hofmeisterin des Drama's, die liebevolle Erzieherin Eugeniens,
scheint in den Memoiren als eine feingebildete, aber hartherzige,
inkevolle junge Wittwe, Namens Delorme, die ganz der Partei
s Halbbruders der Prinzessin, des Grafen von Marche, zugethan
. Um ihre Hand bewarb sich ein Herr Jaquet, Officier des könig-
hen Hauses, aus dem der Dichter, gleichfalls mit bedeutender Um-
rmung des Charakters, den Secretär des Herzogs geschaffen.
m weitesten ist Goethe in dem Gerichtsrath von seinem histori-
hen Vorbilde abgewichen, dem Procurator Antoine Louis B.,
ch der Schilderung der Memoiren einem gefühllosen, geizigen, bi-
tten, abergläubischen Menschen von widerlichem Aeußern. Die
eirath der Prinzessin mit ihm wurde durch die unwürdigsten Mit-
l erzwungen, während der Dichter Eugenien aus den edelsten Mo-
ven dem Gerichtsrathe die Hand reichen läßt. Die übrigen Per-
nen des Stückes, der Weltgeistliche, der Mönch, der Gouverneur,
e Aebtissin sind rein symbolische Figuren. So hat also Goethe
n jener dem Dichter zustehenden Freiheit, den vorgefundenen
toff nach seinem Bedürfniß umzuschaffen, reichlichen Gebrauch
macht.

Andererseits ließ er sich nicht leicht einen Zug aus der
Wirklichkeit entgehen, welcher seinen Zwecken förderlich sein

konnte *). Die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen, das offenbare Geheimniß von der Abkunft der Prinzessin, die Zärtlichkeit des Vaters, der Haß des Halbbruders gegen sie, die Uneinigkeit des Fürsten von Bourbon-Conti mit seinem Sohne, das Verhältniß von Herrn Jaquet zu Frau Delorme, die Huld des Königs gegen die Prinzessin, die Vorbereitungen zu ihrer feierlichen Vorstellung bei Hofe, ihre ritterlich-männliche Erziehung, die Macht geheimer Instructionen, die der Verstoßenen überall in den Weg tritt, und so viele andere geschichtliche Thatsachen sind in die Dichtung herübergenommen und ziehen sich als ein zusammenhaltender Faden durch das Ganze hindurch. Jedoch ist keines dieser Verhältnisse in der rohen Form der Wirklichkeit dargestellt; alle haben durch das poetische Läuterfeuer hindurchgehen müssen, und erscheinen, von den Schlacken der Zufälligkeit gereinigt, in veredelter, idealischer Gestalt.

Die wichtigste Veränderung aber, die Goethe mit seinem Stoffe vorgenommen, besteht darin, daß er den ganzen Gegenstand aus seiner ursprünglichen Enge und Unbedeutsamkeit herausgerückt, daß er ihn zum Träger der großartigsten welthistorischen Verhältnisse gemacht hat. Der Handel, wie er in der Wirklichkeit vorging, gehört, nach Weber's treffender Bemerkung, in das Gebiet gewöhnlicher Hof- und Familienränke. Goethe hat ihm die höchste politische Bedeutung geliehen; Eugeniens Loos ist bei ihm der Erisapfel, welcher unter dem bereits merkbaren Beben des gesammten Gemeinwesens zwischen zwei Parteien geworfen wird, die nur auf den Anlaß harren, um zu wildem Bürgerkriege loszubrechen und ihren Herrscher und das gesammte Vaterland an den Rand des Verderbens zu ziehen. Gerade der Umstand, daß sich an die Schicksale der natürlichen Tochter, durch eine zweckmäßige Umformung des Sujets, ein Gemälde der verschiedenen Phasen der Revolution anknüpfen

---

*) Vergl. zu dem Nächstfolgenden die „Vorlesungen zur Aesthetik" von W. E. Weber (Hannover 1831) S. 77—192. Außer dieser tief eingehenden Erörterung von Goethe's Eugenie sind noch die betreffenden Vorlesungen in der Schrift von Rosenkranz: „Goethe und seine Werke" mehrfach benutzt worden.

ieß, war es, was unsern Dichter den Gegenstand aufgreifen ließ. Er bereitete sich darin, wie er selbst sagt, ein Gefäß, worin er schließlich seine Ansichten der französischen Revolution, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs und ihrer Folgen niederlegen wollte. Die poetischen Werke, die er bisher diesem ungeheuern Phänomen in der Weltgeschichte gewidmet hatte, wollten ihm nicht genügen. Auf epischem Felde hatte er durch Hermann und Dorothea gewissermaßen mit der Revolution Frieden geschlossen. Er erkannte sie dort, wie Rosenkranz treffend sagt, „als eine unvermeidlich gewordene Katastrophe an, und waffnete sich gegen sie durch die Zuversicht, die er aus der unverwüstlichen Substanz des Menschengeistes herausnahm, welcher aus allen Verirrungen zum Gehorsam gegen die Gesetze der Natur und zur Ausgleichung der Eigenkraft mit den von außen auf ihn eindringenden Veränderungen sich zurückgewiesen sieht." Auch im Spiegel der dramatischen Poesie hatte er schon, wie uns bekannt ist, die grauenvolle Erscheinung aufzufassen und dadurch ihren beängstigenden Eindruck zu mildern gesucht; allein er war damit selbst unzufrieden, und vermißte namentlich an jenen Versuchen „den geziemenden Ernst." Jetzt endlich, durch Schiller's glänzenden Erfolg in dem höhern Drama angespornt, schickte er sich an, den Gegenstand, wie es die Größe und Würde desselben verlangte, in einer Tragödie, und zwar in einer Folge von mehreren Stücken, als Trilogie zu behandeln.

An eine solche cyklische Darstellung hatte er schon, wie wir wissen, bei seiner Iphigenie gedacht, und sich näher noch mit dieser Behandlungsweise durch die lebhafte Theilnahme an Schiller's Wallenstein befreundet. Allein seine Tragödie sollte dem Begriff der Trilogie vollständiger, als die Wallenstein'schen Dramen, genugthun. Jedes ihrer drei Stücke sollte für sich selbst ein größeres, selbstständiges Drama, und alle drei zusammen sollten ein abgerundetes höheres Ganze bilden. In Beziehung auf diesen höheren Organismus ist das uns fertig vorliegende Stück, welches mit der Einwilligung Eugeniens in die Heirath mit dem Gerichtsrath schließt, nach Goethe's eigenem Geständnisse, nur die Exposition.

Ueber den Inhalt, welcher dem zweiten Drama zugedacht war, hat uns Goethe zwar nur skizzenhafte, aber doch zureichende Andeu-

tungen hinterlassen, um uns von dem Gange desselben im Allgemeinen eine Vorstellung zu geben. Der erste Aufzug exponirt in Gesprächen, theils des Secretärs mit der Hofmeisterin, theils des Herzogs mit dem Grafen (einem Freunde des Königs), den politischen Zustand und deutet auf eine bevorstehende, wichtige und gefährliche Epoche. Gegen den milden, kinderlosen König, der dem Volke herzlich zugethan ist, hat sich im Stillen eine Partei unter der hohen Aristokratie gebildet. Sie strebt durch Intrigue und Gewaltthätigkeit nach Herrschaft und Genuß; ihr Opfer ist auch Eugenie geworden. Indem aber die Aristokratie den König umgarnt und unschädlich zu machen sucht, ahnt sie nicht, daß ihr der mächtigste und gefährlichste Feind von unten auf, aus dem Volke, erwächst. Der zweite Aufzug beginnt idyllisch auf dem Landsitze des Gerichtsrathes, wo Eugenie schon manche Verbesserungen getroffen; aber selbst in ihre traulichen Gespräche mischt sich die Betrachtung der öffentlichen Zustände, die der Gerichtsrath mit begeisterten Hoffnungen, Eugenie mit düsterer Besorgniß ansieht. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft von Gästen gestört, worauf sich Eugenie entfernt. Es finden sich zu einer geheimen Conferenz mit dem Gerichtsrath ein Sachwalter, ein Soldat und ein Handwerker ein, wieder sämmtlich symbolische Figuren, Vertreter von ganzen Volksklassen und Ständen. Der Gerichtsrath eröffnet die Besprechung mit einer Darstellung der augenblicklichen Auflösung der politischen Verhältnisse und ermahnt zu patriotischem Zusammenhalten durch Föderalismus; er gehört zu den aufrichtigsten, idealisirenden Freiheitsfreunden, wie ihrer so viele den Beginn der französischen Revolution mit froher Hoffnung begrüßten. Aber in dem Gespräche zeigt sich, daß die andern Stände, die von dem Grundbesitz ausgeschlossen waren, durch die Revolution die Vortheile der bisherigen Besitzer an sich reißen möchten; die Versammlung geräth in Streit und löst sich auf. Eugenie, durch ihre heftigen Discussionen neugierig gemacht, erkundigt sich beim Gerichtsrathe, erfährt näher den Zustand des Staates und die Absichten der Parteien, entsetzt sich über die Entdeckung, und beschließt zuletzt in einsamem Selbstgespräch, nach der Hauptstadt zu fliehen und dem König zu Hülfe zu eilen.

Ueber den dritten Aufzug haben sich nur schwache Andeutungen erhalten. Er führt uns auf einen Platz in der Hauptstadt, wo der Weltgeistliche, die Hofmeisterin, der Secretair, der Handwerker, der Herzog, Volk und zuletzt auch Eugenie auftritt. Die Revolution scheint in voller Entwicklung begriffen, der Herzog als ein edler gehaltener Louis Philipp Egalité sich auf die Seite des aufrührerischen Volkes gestellt zu haben. Dann findet im Palais des Herzogs eine Zusammenkunft Eugeniens mit dem Könige und zuletzt, wie es scheint, Eugeniens Verhaftung statt. Der vierte Aufzug versetzt uns in einen Kerker. Hier finden wir den Grafen, aus der Höhe des Lebens in die Tiefen der Gefangenschaft hinabgesunken; er spricht seine Sorge für den König aus. Zu ihm kommen noch der Gouverneur und die Aebtissin, aber auch der Weltgeistliche, der Mönch, die Hofmeisterin, der Secretair, Eugenie, ja selbst der Handwerker; und dies beweist, daß die Revolution bereits ihr höchstes Stadium erreicht. „Die Masse wird absolut," wie Goethe dieses Stadium selbst charakterisirt, „sie vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstrebenden, erniedrigt das Hohe, erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen." In dem fünften Acte fehlt uns jede Anschauung des Einzelnen. Es sollten darin der Handwerker, Sachwalter, Soldat, Gerichtsrath und Eugenie auftreten, mannigfach im Dialog combinirt; der Ort der Handlung ist nicht angegeben.

Aus dem in den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken veröffentlichten Schema für die Fortsetzung der natürlichen Tochter, dem wir in dem Vorhergehenden genau folgten, geht deutlich hervor, daß er in den Annalen entweder aus undeutlicher Erinnerung berichtete, oder einen andern Plan für die Fortsetzung vor sich hatte, wenn er sagt: „Der zweite Theil sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen; der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett (aus dem ersten Theil) freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben." Wahrscheinlich entschloß er sich, weil man dem ersten Stück einen zu langsamen Gang, eine zu große Ausführlichkeit vorgeworfen hatte, den ursprünglich auf die zwei andern Stücke vertheilten Stoff in eines zusammenzudrängen; un

so entstand wohl das in den jüngsten Ausgaben der Goethe'schen Werke mitgetheilte Schema. Riemer vermuthet, daß das Gedicht „Wanderer und Pächterin“ in Bezug zu unserm Drama stehe. Wenn sich dieses so verhält, so wäre damit wohl ein Wink über den projectirten Abschluß des Ganzen gegeben, welcher sich hiernach idyllisch gestaltet und an den Ausgang und die Schlußlehre von Hermann und Dorothea erinnert hätte.

Nach diesen Andeutungen über den Gesammtinhalt der Trilogie wird der Leser sich selbst sagen, wie sehr die Nichtvollendung derselben zu bedauern ist. Freilich ein lebendiges, bewegungsreiches, markiges Bild der Revolutionsepoche durfte man von Goethe in diesem Alter nicht mehr erwarten; jene Fülle und Energie der Darstellungskraft, womit er einst die Volksscenen seines Egmont hingeworfen hatte, war versiegt. Aber welches Licht würde er über das dunkle Getriebe ausgegossen, mit welcher Einsicht die wirksamsten Factoren aus dem verworrenen Ganzen hervorgehoben, mit welcher Kunst die verwickelten Erscheinungen entfaltet und übersichtlich gruppirt, welche Fülle von Weisheit, von Lehren und Warnungen in sein Werk verwebt haben! Er selbst suchte die Ursache der Nichtvollendung darin, daß er den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theile hervorzutreten, ehe das Ganze fertig war. „Ich nenne den Fehler unverzeihlich,“ sagt er in den Annalen, „weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß ganz vernünftig erklären läßt. Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Märchen, man müsse, bei wunderhafter Wagefahrt nach einem Talisman, in entlegensten Bergwildnissen unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehen und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“ Mag es sein, daß die voreilige Veröffentlichung des ersten Stückes nachtheilig wirkte, so ist

das Unterbleiben der Vollendung doch zum Theil gewiß auf Rechnung der Beschaffenheit des Stoffes zu setzen, welcher den weitern Stücken zugedacht war. Goethe mußte fühlen, daß diesem Gewühle sich drängender und überstürzender Begebenheiten, diesen furchtbaren Auftritten, diesen hochtragischen Motiven sein jetzt schon mächtig zu ruhiger Contemplation sich hinneigendes, immer apprehensiver werdendes Gemüth nicht mehr recht gewachsen sei. Im August 1804 schrieb er an Zelter, er fühle sich bisweilen versucht, den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Er besorgte jedoch, es möchten die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt seien, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Zehn Jahre später äußerte er gegen Falk, er sei so völlig von dieser Arbeit zurück, daß er damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter seinen Papieren zu zerstören, damit nicht nach seinem Tode ein Unberufener sich an die Fortsetzung mache. Im Jahr 1823 gestand er indeß, er bilde diese Fortsetzung noch immer in Gedanken aus, ohne aber den Muth zu gewinnen, sich im Einzelnen der Ausführung zu widmen. Im Jahre 1831 endlich schrieb er an Zelter: „An die natürliche Tochter darf ich gar nicht denken; denn wie wollte ich mir das Ungeheuere, das da gerade bevorsteht, wieder in's Gedächtniß zurückrufen?"

Obwohl uns nun, dieser unterbliebenen Vollendung wegen, über die volle Bedeutsamkeit und den ganzen Werth des fertig gewordenen ersten Stückes kein Urtheil gestattet ist, indem in der Trilogie, wie in einem dreitheiligen musikalischen Ganzen, die einzelnen Stücke sich vor- und rückwärts auf einander beziehen, einander erklären, ergänzen und heben: so darf uns dieses doch nicht abhalten, das erste Drama an den Maßstab einer vollendeten Tragödie zu legen, da doch auch wieder jedes der drei Stücke, die einen Cyklus bilden, für sich bis auf einen gewissen Grad ein selbstständiges, künstlerisch abgegränztes Ganze darstellen muß. In der That läßt auch das vorliegende Drama keineswegs die wünschenswerthe Einheit und Abrundung vermissen. Eine mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattete Jungfrau aus fürstlichem Geschlechte, die ihre Kindheit in halber Verborgenheit verlebt hat, steht auf dem

Punkte, zu der ihr gebührenden glänzenden Stellung erhoben zu werden; da stürzt sie, zum Theil durch eigene, jedoch schwache Verschuldung, zumeist aber durch Verkettung unglücklicher Umstände, von ihrer Höhe herab und wird gezwungen, sich die Rückkehr zu ihrem frühern Standpunkt durch die Ehe mit einem unebenbürtigen, wenn gleich edelgesinnten Gatten zu verschließen. Die Höhe des Sturzes, die außerordentlichen Umstände, womit er in Verbindung steht, der sittliche Werth der Person, die von dem Unglück betroffen wird, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre äußern Vorzüge, ihre geringe Verschuldung, die gewaltsame Trennung der Tochter von dem liebenden Vater — Alles vereinigt sich, das Ereigniß zu einem vollkommen tragischen zu machen. Um die Heldin des Stückes ist ein Kreis bedeutender Charaktere gestellt: ein König, der durch manchen Charakterzug an jenen gekrönten Märtyrer erinnert, der unter der Guillotine seine edle Seele aushauchte, ein Herzog, in dem nicht bloß das Bild eines zärtlichen Vaters, sondern auch eines hochsinnigen Edel- und Staatmannes dargestellt ist, ein Graf als Musterbild treuer Anhänglichkeit an seinen Monarchen; und selbst den drei Mittelspersonen des Gewaltstreiches, wodurch Eugeniens Unglück herbeigeführt wird, muß man einen Antheil höherer und edlerer Denkart zuerkennen. Mit Recht macht Weber auf diesen Grundzug in Goethe's Dichtungen besonders aufmerksam, daß er selbst die Vertreter des bösen Princips nicht unedel und verächtlich darzustellen pflegt. „Nichts steht mit Goethe's Gesinnung, wie sie in seinen Werken sich überall offenbart, in so vollkommenem Gegensatze, als das Rohe und Gemeine; er hat nie ohne Noth und stets in einer höchst mäßigen, zurückhaltenden Anwendung diese ungeschlachten Elemente in seine Productionen zugelassen; in der hohen Tragödie hat er sich ihrer gänzlich enthalten. Selbst das Böse, so weit es in die Maschinerie seiner Dramen einwirkt, ist von jedem Beischmack des eigentlich Rohen frei gehalten; es erscheint furchtbar, aber nicht verächtlich. So steht auch in der natürlichen Tochter die feindselige Kraft, welche die unglückliche Jungfrau so erbarmungslos aus dem Wege drängt, nicht als grobe Selbstsucht da, sondern sie wirkt als eine in Zeiten tumultuarisch gährenden Dranges mit den Mitteln, die ihr zu Macht und Ansehen dienen können, haushälterisch geizende,

mehr der Röthigung gebieterischer Umstände, als einem unmenschlichen Hasse wider ein harmloses Wesen gehorchend. Wir sehen den Secretair als eine tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt, wie sie liegt, nicht ohne den zarteren Bedürfnissen des Geistes und Herzens zu huldigen; wir freuen uns der ungeheuchelten Anhänglichkeit der Hofmeisterin an ihren Zögling, wir beklagen die wohlgesinnte Frau, wenn die Sophistik eines überlegenen Verstandes ihrem widerstrebenden Gefühle jeden Ausweg abschneidet; wir folgen mit jener lebhaften Theilnahme, welche jede selbstständige, energische und sinnreiche Wirksamkeit eines weit umfassenden Verstandes zu gewinnen pflegt, dem Unterrichte, welchen der Weltgeistliche in den Künsten des Machiavelli ertheilt." Durchaus schön und würdevoll ist endlich der Gerichtsrath gehalten, der wenigstens durch Adel der Gesinnung und Bildung der Jungfrau ebenbürtig ist, die ihm die Hand reicht.

Ungeachtet solcher Vorzüge hat es dem Stücke von Anfang an nicht an Tadlern gefehlt. Man vermißte darin das rechte Leben, man fand es zu gedehnt, zu wenig theatralisch; man behauptete, es fehle ihm an Wärme und Energie, es sei „marmorglatt, aber auch marmorkalt;" man erklärte es für zu vornehm, und Gervinus namentlich findet darin nur Diplomatie. Was den Vorwurf zu großer Gedehntheit betrifft, so scheint diesen Goethe selbst nicht abzuweisen, und er erklärt sich die Ausführlichkeit daraus, daß er unter allerlei „Tumulten" das Stück fortgeführt habe. Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig gewesen sei, so habe er am Einzelnen, wie er ging und stand, weiter arbeiten können, und dabei sich nun auf den jedesmaligen besondern Punkt concentrirt, der in die Anschauung treten sollte. Zur richtigen Beurtheilung der Frage, ob das Drama theatralisch sei oder nicht, muß man nothwendig das Publikum, wofür es berechnet ist, in Betracht ziehen. Allerdings eine Zuschauermasse, der sich nur durch eine lebhaft spannende Handlung, durch ein Getümmel bunter Erscheinungen, durch eine rasche Folge effektvoller Scenen Antheil abgewinnen läßt, wird unser Stück nicht theatralisch finden; aber edlere, bildungsreichere Zuhörer, welche mit Genuß eine feine, sinnreiche, gefühlvolle Entwickelung gemüthlicher den Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Verhältnisse verfolge

möchten in dieser Beziehung wohl anders urtheilen. Goethe pflegte bei seinen dichterischen Productionen zunächst an den Kreis, der ihn umgab und den er sich zugebildet hatte, an Weimar zu denken; und wie viel war hier nicht in den letzten Jahren durch Aufführung Schiller'scher und Schlegel'scher Stücke, durch Uebertragung französischer Tragödien, durch Uebung der Schauspieler in der rhythmischen Sprache des höhern Kothurns geschehen, um das Theaterpublikum für den Genuß eines Drama's, wie die natürliche Tochter ist, vorzubereiten! Wer dem Stücke Mangel an Wärme vorwirft, den verweisen wir nur auf den dritten Act, wo der Herzog durch den Weltgeistlichen die erdichtete Geschichte von Eugeniens Tode erfährt. Wahrlich, mit dieser Partie können sich nur wenige Stellen anderer Tragödien an Wärme des Gefühls, an pathetischer Kraft messen. Vornehm, diplomatisch ist allerdings die ganze Haltung unsers Stückes. Aber mit Recht fragt Rosenkranz: Kann der erste Theil anders als diplomatisch sein? Mußte nicht das Tumultuarische in dem Kraftdrang ungebändigter Naturen den spätern Stücken aufbehalten bleiben? Müssen nicht die Könige, die Hofleute eine feingebildete, diplomatisch gewandte Sprache reden, wo ein Staat mit dem Maß der individuellen Bildung das Maß der Freiheit, welches seine bestehende Verfassung gewährt, schon überschritten hat? Wie kann man dem Gebildeten die Bildung, dem Hofmann das Höfische zum Vorwurf machen?

Dem mannigfachen Tadel, den unser Stück erfahren hat, mag wohl bei Vielen ein richtiges Gefühl zu Grunde liegen, welches nur nicht zu klarem Bewußtsein gekommen ist, nämlich daß Goethe hier in seiner symbolischen Richtung zu weit gegangen. Wir wissen bereits, von wann sich diese Neigung datirt. Zum Durchbruch kam sie auf seiner letzten Schweizerreise, so wie er auch damals ihrer sich selbst bestimmt bewußt wurde. Bis auf einen gewissen Grad ist alle wahre Poesie symbolisch; das Einzelne, das Individuelle, das sie uns vorführt, ist immer der Repräsentant von etwas Allgemeinem. Allein der ächte, der naive Dichter stellt, ohne daß er es weiß und will, in dem Besondern das Allgemeine dar; und dieses klingt in jenem nur dunkel, aber um so reicher mit an. Der ächte Dichter strebt mit Bewußtsein nach individueller Charakteristik, und die

Idealität gesellt sich seinem Werke von selbst zu, in dem Maße wie er eine wahrhaft dichterische Weltanschauung hat. So war es in Goethe's frühern Werken. Seit jener Epoche aber arbeitete er zu absichtlich auf symbolische Darstellung hin. So wie sein Geist mit zunehmenden Jahren in immer höhere und ruhigere Regionen eines beschaulichen Quietismus sich erhob, verloren seine poetische Gestalten an plastischer Bestimmtheit und wurden immer mehr zu ätherischen Gebilden. Die Idealität begann die Individualität zu überragen. Weber hat sich bemüht, beim vorliegenden Stücke aus der Natur des Stoffes diese Erscheinung zu erklären und zu rechtfertigen. „Die ganze unserm Andenken zu nahe liegende Periode," sagt er, „welche der französischen Umwälzung voranging, ist an poetischem Interesse nackt und kahl wie keine andere der Völkergeschichte (?); die Figur Ludwig's XV. steht in den Annalen seines Reichs in furchtbarer Kläglichkeit und Entwürdigung da, welche ohne die schmählichste Lüge durch den Griffel keiner Dichtkunst zu heben wäre; Fürst Conti, so rechtschaffen und achtbar er in Hinsicht seiner bürgerlichen Ansichten gewesen sein mag, tritt in persönlicher Gewichtigkeit keineswegs also hervor, daß sie ihm zu der Rolle eines tragischen Helden verhelfen konnte; hätte auch aus dem brutalen Grafen von Marche sich ein Bühnenbösewicht einigermaßen zurichten lassen, die Prinzessin selbst, als die gräßliche Katastrophe ihrer bürgerlichen Austilgung sie ergriff, war noch ein Kind; ihr Schicksal hätte rühren, nicht ihr Charakter auch durch Adel und Hoheit überwältigen können. Da mußte ein Genius wie Goethe empfinden, daß es nur einen halben und verworrenen Theatereffekt hervorbringen konnte, die historischen Namen und Anspielungen in das Drama nachzuschleppen, während wenigstens, und in nicht geringem Umfange, eine theilweise Umgestaltung der persönlichen Verhältnisse unerläßlich blieb; er verzichtete auf den möglichen Gewinn, der aus dem Eindrucke des etwa Beibehaltenen auf die Gemüther d[illegible] zu ziehen war; er wollte mit reiner Kunst den Beifall [illegible] Geschmackes erwerben. Im Sinne jener griechischen M[illegible] deren vollbürtigen Geistesgenossen wir ihn in der Iphige[illegible] Tasso erkennen, schuf er auch in der natürlichen Tochter [illegible] [illegible]ealischer Gestalten, die in jeder Hinsicht vollendete Typ[illegible]

strakt Charakterischen sind.“ Allein, abgesehen davon, daß Weber hier die Untauglichkeit des Stoffes zu einer concretern Behandlung übertrieben darstellt, so gibt uns die Kraft, womit Goethe eine einmal eingeschlagene Richtung zu verfolgen pflegte, die Bürgschaft, daß er um diese Zeit auch auf einen Gegenstand von anderer Art die symbolisirende Manier angewendet haben würde; zeigt sich doch auch in der Mythik der Pandora, in der Allegorik des Epimenides, in der Symbolik des zweiten Theils von Faust, wie entschieden und anhaltend er in dieser Richtung fortging.

Ehe wir von dem Drama Abschied nehmen, gedenken wir noch einer die Heldin desselben betreffenden interessanten Mittheilung Varnhagen's von Ense. Man hat mehrfach den Zweifel aufgeworfen, ob nicht die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti erdichtet seien, und die Person selbst, die sich als Verfasserin angibt, gar nicht existirt habe. Nun erzählt aber Varnhagen *) von einer Madame Gnachet, einer durch die mannigfachsten Talente ausgezeichneten Dame, die unter den vielen andern französischen Ausgewanderten, in Deutschland eine Zuflucht gegen Noth und Elend suchend, nach Berlin kam. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon und Teig, zeichnete und malte, übte Musik und las ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vor. Aber sie verstand auch mit Pferden rüstig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt. Im Stichfechten und Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Manne aufzunehmen. Auf näheres Befragen vertraute sie Rachel Levin, der nachherigen Frau Varnhagen von Ense, sie sei aus dem Hause Bourbon, dem Makel unehelicher Geburt durch königlichen Machtspruch enthoben, aber durch ein feindliches Familienverhältniß dieses Vortheils beraubt worden, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei. Ihr Vater habe sie Alles lernen lassen, was ein Mädchen, und zugleich was ein Knabe wissen solle, und ihr die besten Lehrer in allen Fächern gehalten; unter Andern rühmte sie sich J. J. Rousseau's Unterricht genossen zu haben. In ihren Ge-

*) Vermischte Schriften III, 24.

sichtszügen war in der That eine große Aehnlichkeit mit den Bourbonen auffallend. Sie verließ Berlin bald wieder, um nach Rußland zu reisen, lebte aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder in Mecklenburg und Holstein bei ihrer Freundin, der Fräulein von Schuckmann, reis'te dann nach Paris, wo unter Bonaparte's Consulate günstigere Hoffnungen für die Ausgewanderten aufzugehen schienen, und knüpfte hier Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel an. Sie durfte in Paris nicht bleiben und ging später wieder nach Rußland, wo sich ihr Lebensfaden verliert. Sie erzählte Schlegel'n unter Anderm, daß sie auf ihren frühern Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und dort ihre Kenntnisse der Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen. Des Herzogs Günstling und Rathgeber (Goethe) habe jedoch den Plan für eine Schwindelei gehalten, das Gesuch sei abgewiesen, und ihr selbst der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahnte nicht, daß er ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm so lebhaften Antheil und Mitleid eingeflößt hatte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieser Umstand lange nachher zufällig eröffnet wurde, schien er von dem unerwarteten Zusammenhange tief ergriffen, sagte aber kein Wort, sondern ging ernst schweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit gewaltsamem Entschluß plötzlich das Gespräch auf etwas Anderes hinlenkte.

Des verwandten Gegenstandes wegen reihen wir hier eine kurze Besprechung der im Jahre 1803 unternommenen Umformung des Götz von Berlichingen an, wenn gleich die Hauptarbeit daran und die Vollendung derselben in's nächstfolgende Jahr fällt. Der Gedanke zu dieser dritten Bearbeitung *) ging, wie uns schon bekannt ist, aus dem Plane hervor, in Verbindung mit Schiller allmählig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu schaffen. Die zweite Bearbeitung (das Schauspiel) genügte nicht seinen gegenwärtigen Anforderungen an ein bühnengerechtes Drama, und so beschloß er, sich nochmals an dem Jugendwerke, wie fern es auch seiner jetzigen Empfindungs- und Ausdrucksweise lag, zu versuchen.

Was uns an der dritten Bearbeitung, die wir kurz das Büh-

*) Vergl. Thl. II, S. 73 f.

nenstück nennen wollen, beim ersten Anblick auffällt, ist eine veränderte Abtheilung in Aufzüge. Der erste Act schließt nicht, wie im Schauspiel mit der Entlassung Weislingens aus der Gefangenschaft bei Götz, sondern mit der durch Carl und Marie vermittelten Versöhnung von Götz und Weislingen. Dadurch scheint uns der Uebelstand, auf den wir früher schon bei dem Schlusse des ersten Actes im Schauspiel aufmerksam machten*), noch gesteigert. Denn nun schließt der erste Aufzug, ohne die geringste Spannung im Zuschauer zurückzulassen. Der zweite hebt sodann mit dem Auftritt an, wo Weislingen Marien seine Liebe betheuert und endet mit Scenen, die im Schauspiel fehlen: Götz nimmt Nürnberger Kaufleute gefangen. Der dritte Act beginnt ungefähr wie im Schauspiel, schließt aber weit früher mit den Scenen, wo Götz sich aus dem Kampf in offenem Felde in sein Schloß zurückzieht. Die Vermählung Mariens mit Sickingen, die Belagerung, die Capitulation, die Gefangennahme Götzens, die im Schauspiel noch zum dritten Act gehören, sind im Bühnenstück in den vierten verlegt. Dieser enthält außerdem, nach einigen neu hinzugekommenen Scenen, die uns Adelheid, Weislingen und Franz vorführen, noch die Auftritte zu Heilbronn bis zu Götzens Befreiung durch Sickingen. Die übrigen Scenen, welche im Schauspiel die letzte Hälfte des vierten Actes bilden, sind im Bühnenstück ausgefallen. In diesem finden wir im Beginn des fünften Actes Götz mit Georg auf der Hirschjagd, wo ihn die aufrührerischen Bauern treffen und ihm die Hauptmannsstelle antragen.

Aber nicht bloß in der Eintheilung, auch sonst hat das Drama bei der Bearbeitung für die Bühne große Veränderungen erfahren. Die humorreichen Scenen am Hofe zu Bamberg, der witzige Liebetraut, der pedantische Olearius, das massive Weinfaß von Fulda sind gänzlich ausgeschieden worden; so sehr war es dem Dichter um Herstellung einer compactern, einheitvollern dramatischen Handlung zu thun. Ueberall sieht man, wie er sich bemüht hat, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen. Dann ist auch an die Motivirung größere Sorgfalt verwendet. Wir machen nur auf Sickingen's Heirathsantrag im dritten

*) Vergl. Thl. II, S. 76.

Acte (am Schlusse des siebenten Auftritts) und auf Götzen's Uebernahme der Hauptmannsstelle bei den rebellischen Bauern aufmerksam. Ließ uns der Dichter noch im Schauspiel über das Motiv dieser Uebernahme im Zweifel *), so zeigt er hier auf's Bestimmteste, daß ihn nicht die Furcht dazu bewog. Zweierlei bestimmt Götz im Bühnenstücke zur Annahme des Antrags: seine Sehnsucht nach Thätigkeit, und Stumpf's Vorstellungen von all dem Unglück, das in seiner Macht steht zu verhüten. Das erste Motiv ist durch die unmittelbar vorhergehende Scene vorbereitet, welche diesem Zwecke augenscheinlich ihr Entstehen verdankt. Götz setzt mit seinem lieben Georg einem Hirsche nach bis an die äußerste Grenze seines Bannkreises. Auf die Frage Georg's, ob er die Beschränkung, daß er nicht hinüberdürfe, mit Gelassenheit ertrage, antwortet er: „Mit Gelassenheit? Nein! So oft ich in die Ferne sehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt u. s. w." Das zweite Motiv findet an Stumpf ein beredtes Organ und tritt viel bedeutender hervor als im Schauspiel. Damit man aber ja nicht glauben solle, daß Furcht zu Götzen's Entschlusse mitgewirkt habe, so hat der Dichter eine Situation hiezu erdacht, worin Götzen's Todesverachtung recht in's Licht tritt. Da er sich bedenkt, fällen die Aufrührer im Kreise ihre Spieße gegen ihn. Aber jetzt bricht sein Grimm gegen sie los: „So! So recht! Die Stellung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von Euch denke u. s. w." Erst, als sie nach und nach, durch die Hoheit seiner Erscheinung überwältigt, die Spieße wieder aufgerichtet haben, erklärt er sich unter gewissen Bedingungen zur Annahme der Hauptmannsstelle bereit.

Ferner sind vielfache Derbheiten und übertrieben scheinende Naivetäten in dem Bühnenstücke gemildert oder getilgt, und endlich mehrere Charaktere weiter ausgeführt und detaillirt. So erschien Selbitz in dem Schauspiel als eine Nebensonne zu Götz, in matterm Glanze, sonst aber in den Hauptzügen ihm verwandt. In dem Bühnenstück lös't sich sein Charakter durch komische Zuthaten entschiedener von dem des Haupthelden ab und ist zugleich bedeutsamer

*) Vgl. Thl. II, S. 79.

geworden. Sein erstes Auftreten ist hier ungemein anziehend und charakteristisch gehalten, wenn gleich der Ton des Dialogs nicht mit dem Gesammttone der Dichtung harmonirt. Er erscheint als ein treuherziger Hans ohne Sorge, durch „ein Kleeblatt verwünschter Ritter" (Würfel) fast bis auf's Hemd ausgezogen, so daß ihm Götzen's Hausfrau mit nicht weniger, als mit Allem aushelfen muß. Auch Götzen's Charakter, und noch mehr der seiner Frau hat eine andere Färbung bekommen. Die Elisabeth, die wir im Bühnenstück in der achten Scene des zweiten Actes mit Selbitz in spielend coupirtem Dialog begriffen finden, ist nicht mehr Götzen's schlichte, einfache Hausfrau. Vor Allem aber sind die Umbildungen, welche dem Charakter der Adelheid zu Theil geworden, bedeutend, und nehmen einen großen Raum ein. In der ältern Bearbeitung beruhte ihre zauberische Gewalt hauptsächlich auf ihren äußern Reizen, welche der Dichter natürlich nur mittelbar, durch ihre Wirkungen, darstellen konnte. Im Bühnenstück ist ihr eine liebenswürdige, verführerische Etourderie geliehen, die sich unmittelbar darstellen ließ und jene Wirkungen uns begreiflicher macht. Sehr ansprechend ist die Scene, wo sie dem schwachen Weislingen, der aber beim Kaiser viel vermag, eine ganze Reihe von Verwandten und guten Freunden, lauter unfähige oder unwürdige Menschen, zur Anstellung im Executionsheer vorschlägt, den Edlen von Wanzenau, den von Blinzkopf u. s. w. Weislingen befürchtet alle die Namen zu vergessen; sie verspricht ihm einen Staar abzurichten, der ihm die Namen immer wiederholen und „bitte, bitte" hinzufügen soll. Kaum ist Weislingen weg, so kommt Franz. Sie versucht gleich, ob sie durch ihn sich den Staar nicht ersparen kann; und er, durch die Liebe zu einem gelehrigen Schüler gemacht, extemporirt alsbald die versus memoriales:

> Beim alten Herrn von Wanzenau
> Gedenk' ich meiner gnäd'gen Frau;
> Beim Marschall, Truchseß, Kämmerer, Schenken,
> Muß ich der lieben Frau gedenken u. s. w.

Nach Götzen's Gefangennahme sehen wir sie vermummt mit einem Maskengefolge auftreten, aber unter diesen scheinbar leichtsinnigen Zerstreuungen von weitaussehenden ehrgeizigen Entwürfen

bewegt. Von hinreißender Gewalt ist die Abschiedsscene zwischen ihr und Franz, wo dieser sich, um den Preis ihrer höchsten Gunstbezeugung, mit dem Fläschchen zur Vergiftung seines Herrn auf den Weg macht und bald darauf eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch sich in das Schloß hereinschleicht. Vorbereitet sind diese Scenen durch eine frühere kurze, worin vier Boten des heimlichen Gerichts von den vier Himmelsgegenden an derselben Stelle zusammentreffen und sich mit geheimnißvollen Worten begrüßen. Dafür ist aber die Sitzung der heiligen Vehme, die sich in den ältern Bearbeitungen findet, ausgefallen.

In der Ausdrucksweise stechen diese neuen Partien seltsam gegen die alten Theile ab, so daß das Bühnenstück, was den Styl betrifft, durchaus nicht wie aus einem Guß erscheint, sondern den Eindruck des Zusammengestückten macht. Es ist merkwürdig, in welchem Grade der Dichter in spätern Jahren unfähig war, auch nur in dergleichen Einschiebseln den jugendlichen Genius zurückzubeschwören. Man sollte denken, der Geist und Ton des Ganzen hätte ihn für eine so kurze Zeit aus dem augenblicklichen Bannkreise emporheben und tragen müssen. Er scheint also die Fähigkeit, deren er sich irgendwo rühmt, einen Menschen, den er nur eine halbe Stunde sprechen gehört, ganze Stunden in seiner eigenthümlichen Art sprechend nachzuahmen, damals nicht mehr besessen zu haben. Wie schlecht stimmt es zu den naiven, kräftigen Tönen der Jugenddichtung, wenn Marie in dem Bühnenstück ihren Bruder und Weislingen mit den Worten zusammenführt: „Nähert euch, versöhnt, verbündet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch,“ oder wenn Götz bei Tisch zu den Seinigen sagt: „Von diesem spärlichen Mahle wendet den Blick hinauf zu euerem Vater im Himmel u. s. w. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dießmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knechte an Einen Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann.“ — Und selbst, wo der Dialog in den neuen Scenen frisch und lebhaft ist, haftet ihm doch etwas Glattes, Feines, Geziertes an, das an den Dichter der natürlichen Tochter erinnert.

So konnte also unmöglich diese dritte Bearbeitung, schon ihres buntscheckigen Ansehens wegen, Goethe'n zu eigener Befriedigung gereichen. „Ueberdieß blieb," wie er selbst sagt, „das Stück immer noch zu lang; in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden."

Neunzehntes Capitel.

Frau von Stael, Benjamin Constant, Johannes Müller u. A. zu Besuch. Theilnahme an Schiller's Tell. Interesse für Calderon. Beschäftigung mit dem Götz. Arbeiten für die Literaturzeitung. Uebersetzung von Rameau's Neffen. Charakteristik Winckelmann's. Krankheit. Schiller's Tod. Goethe's Trauer.

Schon im December des vorigen Jahrs (1803) war die berühmte Frau von Stael auf ihrer Reise durch Deutschland nach Weimar gelangt, worauf sie es ganz besonders abgesehen zu haben schien. Sie kam unserm Dichter sehr ungelegen; denn er war eben in Jena mit den Arbeiten für die neue Literaturzeitung beschäftigt. Der Herzog ließ ihn berufen; allein er erklärte sich anfangs in einem Briefe an Schiller auf's Entschiedenste, nicht kommen zu wollen. „Ich habe," schrieb er, „besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte, um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung an einem so schweren und bedenklichen Geschäfte verpflichtet bin." Aber weiterhin im Briefe zeigt es sich, daß er eigentlich das Zusammentreffen in der Societät mit ihr scheute. „Will Mad. de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein. Weiß ich es vierundzwanzig Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers meublirt sein, um sie aufzunehmen; sie

oll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen ind sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu hun habe, ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit oll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu sein, ist rein unmöglich.“ So mußte denn einstweilen Schiller, obwohl auch er durch die Vollendung seines Tell schwer bedrängt war, für ihn eintreten und schickte ihm den 21. December eine höchst treffende Charakteristik der geistreichen Französin, die Goethe in die Annalen aufgenommen hat *). Wir geben zur Vergleichung Schiller's Bericht an Körner vom 4. Januar 1804: „Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren.“

Gegen Anfang des neuen Jahrs fand sich auch Goethe in Weimar ein, wo die Französin mit ihrem Begleiter Benjamin Constant bereits eine allgemeine Bewegung in der einförmig stockenden höhern Gesellschaft hervorgerufen hatte; aber er brachte aus dem Jenaer Schlosse einen Katarrh mit, der, ohne gefährlich zu sein, ihn einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt (!). So mußte denn die Unterhaltung mit der „seltenen, verehrten Frau“ erst durch Billete, dann durch Zwiegespräche, später in

*) S. Bd. 27, S. 136 f. (Ausg. in 40 B.)

dem kleinsten Cirkel gepflogen werden. Frau von Stael mochte sich in ihm einen etwas älter gewordenen Werther gedacht haben und war erstaunt über seine Ruhe und seine — rotondité, wie sie sich einmal ausdrückte. Dann war es ihr auch unbegreiflich, qu'un esprit supérieur tel que lui puisse être si mal logé. Goethe wurde noch durch einen besondern Umstand einen Augenblick scheu gemacht. Er erhielt so eben die neu erschienene Correspondenz zweier Frauenzimmer mit Rousseau, die den unzugänglichen Mann erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren gewußt und zu einem Briefwechsel angelockt hatten, den sie dann, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen. „Ist denn doch nichts Neues unter der Sonne," schrieb darüber Goethe an Schiller. „Hat nicht unsere vortreffliche Reisende mir heute früh mit der größten Naivetät versichert, daß sie meine Worte, wie sie solcher habhaft werden könne, sämmtlich werde drucken lassen? Diese Nachricht von Rousseau's Briefen macht wirklich der gegenwärtigen Dame bei mir ein böses Spiel. Man sieht sich selbst und das fratzenhafte französische Weiberbestreben im diamantnen — adamantinen Spiegel." Ihre eigentliche Lust und Leidenschaft war ein gesellschaftliches Philosophiren, selbst über Dinge, die, wie Goethe sagt, „nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." In Goethe wurde dadurch jener bekannte böse Genius aufgeregt, so daß er alles Vorkommende widersprechend dialektisch oder problematisch behandelte. Dann ärgerte es ihn auch, daß sie über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände keinen Augenblick stilles Nachdenken gestattete, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle jedesmal so schnell bei der Hand sein, als gälte es einen Federball aufzufangen. Kein Wunder, daß bei solcher Verschiedenheit der Geistes- und Gemüthsstimmung sie über Goethe äußerte, sie möge ihn eigentlich nur dann, wenn er eine Flasche Champagner getrunken habe. Eine Dame, die damals in Goethe's Kreisen lebte, erzählte, man habe sich nichts Interessanteres denken können, als Goethe und die Stael in vertrautem Cirkel einander gegenüber zu sehen, in ewigem Wechsel sich anziehend und wieder abstoßend. Bald fällte Frau von Stael ein Kunsturtheil, worüber er erstarrte; bald sprach er ein schneidendes Wort über falsche Sentimentalität und die verfluchte

moralische Tendenz, die alle Kunstreinheit beflecke; da bebte Frau von Stael ob solcher Ketzerei zurück. Neue Annäherung, neues Abstoßen. So ging es in endlosen divergirenden und zuneigenden Linien, ein langes Conversationsmenuet, das zuletzt mit zwei tiefen Verbeugungen endigte.

Goethe mußte endlich seine Clausur brechen und mit ihr in den Hofcirkeln erscheinen, um so mehr als auch Schiller zuletzt unwohl wurde und ein Uebel bekam, welches ihn am Gehen hinderte, so daß er die Concerte und Diners der Frau von Stael versäumen mußte. Der Unmuth beider Dichter über ihr langes Verweilen wuchs mit jedem Tage. Als Schiller vernommen hatte, daß sie noch drei Wochen bleiben wolle, schrieb er: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß wir Deutschen in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zu rechter Zeit zu gehen." Nachdem sie endlich den 29. Februar aufgebrochen war, sagte er in einem Billet an unsern Dichter, ihm sei nach der Abreise der Freundin nicht anders zu Muthe, als wenn er eine große Krankheit ausgestanden hätte.

Von großem Nutzen waren für Goethe die Unterredungen mit ihrem Begleiter Benjamin Constant. Seine Grundsätze und Ueberzeugungen, die, wie es in den Annalen heißt, „durchaus in's Sittlich-politisch-praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren," sprach er offen und vertraulich aus und verlangte von Goethe ein Gleiches. Indem es diesem nun nicht immer gelingen wollte, dem Fremden seine Art und Weise, wie er Kunst und Natur ansah, zu verdeutlichen, wurde ihm selbst durch seine Bemühungen einleuchtend, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unpraktisches in seiner Behandlungsweise liegen mochte. Um dieselbe Zeit verweilte auch Johannes Müller etwa vierzehn Tage in Weimar*). Er brachte einige Abende bei Goethe in Gesellschaft des Herzogs Carl August und der Frau von Stael zu, wo denn die wichtigen Zeitereignisse zur Sprache kamen. Um von diesen das Gespräch etwas

*) Vergl. hierzu und zum Nächstfolgenden den Briefwechsel mit Zelter I, 100.

abzulenken, kamen Goethe'n seine Münzschubladen zu statten, an denen der berühmte Geschichtschreiber eine große Freude hatte. „Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam," schrieb darüber Goethe an Schiller, „so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig, und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen." Ungefähr eben so lange, als Müller, hielt sich Wolf, „der mächtige Philolog," in Goethe's Nähe auf, und auf einige Tage kam auch Voß von Jena herüber. Der verdienstvolle Maler Rehberg, durch die Kriegsbedrängnisse aus Italien vertrieben, zeigte preiswürdige Arbeiten vor, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch Fernow's Gegenwart war sehr belehrend, da er für Kunst und italienische Literatur viel Anregendes mitgebracht hatte.

Zwischen all diesen Besuchen hatte Goethe es in den zwei ersten Monaten des Jahres nicht an häuslicher Thätigkeit fehlen lassen. Die Theilnahme an Schiller's Tell, der eben in dieser Zeit entstand, die Lectüre Calderon's, die Fortführung der bereits im vorigen Jahre begonnenen Bühnenbearbeitung seines Götz von Berlichingen und die Sorge für die Literaturzeitung füllten alle freien Stunden hinreichend aus. Es läßt sich denken, mit wie lebhaftem Interesse er die Gestaltung des Schiller'schen Drama's verfolgen mußte, da er hier ein poetisches Sujet, dessen ersten Keime sein Inneres empfangen und entwickelt hatte, durch die noch jugendlicher sprudelnde Productivität seines Freundes sich zu einem herrlichen Gebilde entfalten sah. War gleich die Form eine andere, als die er dem Gegenstande zugedacht hatte, und trug das Werk auch im Einzelnen entschieden das Gepräge des Schiller'schen Geistes: so mußte er doch in der Auffassung des Ganzen, wie in der Ausführung des Besondern überall mit Genugthuung seinen wohlthätigen Einfluß erkennen. Er that in spätern Jahren sich selbst Unrecht, wenn er sagte, daß Schiller ihm nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung (der Schweizerischen Oertlichkeiten und Zustände) verdanke; schon die Auffassung des Hauptcharakters wurzelt ganz in Goethe's ursprünglicher Conception. Schiller sandte ihm die einzelnen Acte, wie er damit fertig wurde, zu, und schöpfte aus

seinem Beifall erhöhte Lust und Kraft zur Vollendung des Ganzen. Alsdann wurde sogleich zwischen beiden Dichtern über die Aufführung des Werkes verhandelt, deren sich Goethe nicht mit größerer Liebe hätte annehmen können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Er überließ dem Verfasser die Vertheilung der Rollen und leitete mit ihm gemeinschaftlich auf's Sorgfältigste die Proben. In allem Aeußern, in Costüm und Decoration, hielt er ein bescheidenes Maß, wogegen er das Innere, das Geistige, Declamation, Gesticulation, Gruppirung der Figuren u. s. w. so hoch als möglich zu steigern suchte. Jene Mäßigung war nicht bloß durch die ökonomischen Mittel des Theaters geboten, sondern floß auch aus der Ueberzeugung, daß niemals im Schauspiel der sinnliche Stoff das Geistige und Höhere überwuchern dürfe.

Aber die Begeisterung für dieses jüngste Geschenk der dramatischen Muse hielt ihn nicht ab, sich gleichzeitig an ältern Meisterwerken, namentlich an einem Stücke von Calderon, zu erfreuen. „Fernando, Prinz von Portugal," schrieb er darüber Ende Januars an Schiller, „stirbt zu Fez in der Sclaverei, weil er Ceuta, das man als Lösepreis fordert, nicht herausgeben will. Man wird, wie bei den vorigen Stücken, aus mancherlei Ursachen im Genuß des Einzelnen, besonders beim ersten Lesen, gestört; wenn man aber durch ist, und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes erhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Ja, ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen."

So durch ältere und neuere Meisterwerke auf das Drama hingewiesen, nahm er wieder, wie er in einem Briefe an Zelter berichtet, „im Februar den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf einmal hinunterschlucken könnte." „Das ist denn eine böse Operation," fügte er hinzu, „wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben." Die unerquickliche Arbeit beschäftigte ihn bis tief in das Jahr hinein. Am 30. Juli schrieb er an Zelter: „Von meiner

Götz hoffe ich in vier Wochen Leseproben zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und, was ich gewoben hatte, immer wieder ausdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz *): Was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan sein wollte, und deßwegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig." In einem Briefe an Zelter vom 8. August heißt es: „Ich verlange sehr, den umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich." Am 10. September meldet er endlich, „daß er im Probiren stecke; Alles gehe gut, nur fürchte er sich vor der Länge."

Neben dem Götz von Berlichingen nahm die ganze Zeit her die neue Literaturzeitung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. „Unsere Zeitung," schrieb er am 27. Februar an Zelter, „nimmt sich gut genug aus; wenn nur erst die schweren Quadersteine im Grunde liegen, wird sich das Uebrige schon leichter in die Höhe bauen." Er meinte mit diesen Quadersteinen Aufsätze, welche die allgemeinen Grundsätze der einzelnen Gebiete von Kunst und Wissenschaft behandelten. In diesem Sinne verlangte er denn auch von Zelter „etwas recht Fundamentales" über Musik, und er freute sich über den Beifall, den Schiller einer „Einleitung in die Philosophie der Nationen" spendete, welche ein Anonymus zur Literaturzeitung eingesandt hatte. Er selbst hielt sich für seinen Theil am liebsten an ausgezeichnete Erscheinungen und die Theorie der

---

*) Zelter hatte dem neuen Curator der Königl. Akademie der Künste, Freiherrn von Hardenberg, einen Aufsatz über den Zustand des Kunstwesens im [illegible]ß. Staate eingereicht und Goethe'n eine Abschrift zugesandt.

bildenden und poetischen Kunst und lieferte im Laufe des Jahrs mehrere darauf bezügliche kleinere Arbeiten. So brachte die Literaturzeitung in Nr. 19 und 20 einen Aufsatz über „Zwei Landschaften von Philipp Hackert," die gegen Anfang des Jahres in Weimar zur Verzierung des fürstlichen Schlosses angelangt waren, in Nr. 32—34 eine ausführliche Abhandlung, die „Vorlesungen über Malerei von H. Füeßli, aus dem Engl. von Eschenburg" betreffend, in Nr. 46 — 48 zwei kürzere Anzeigen über „Neu erschienene Kupferstiche." Alle diese Aufsätze sind mit der Chiffre W. K. F. (Weimarische Kunst-Freunde) unterzeichnet, gehören aber, wenn sie gleich unter Meyer's Beirath und Mitwirkung entstanden sein mögen, der Form und Fassung nach ohne Zweifel Goethe'n an und sind daher auch von Boas in die Nachträge zu seinen Werken aufgenommen worden. — Mit besonderer Liebe und gutem Humor ist eine Recension der Gedichte von Voß ausgeführt. In lebendiger, blühender Darstellung, wie sie jetzt unserm Dichter nicht gerade geläufig war, schildert sie den Kreis, worin sich Vossen's Muse bewegt, und erörtert seinen Einfluß und seine Verdienste, namentlich auch um deutsche Sprache und Metrik. Die ganze Arbeit ist ein Muster von Urbanität und Feinheit, selbst im leisen Tadel und Spott, z. B. wo er von Vossen's vorübergehendem Antheil an „jenem dichterischen Freiheitssinne" spricht, der ihn „auch an seinem Theile den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut habe färben lassen." Ueberhaupt aber zeugt die Recension von aufrichtiger Achtung und Zuneigung zu Voß, die er auch sonst wiederholt kund gegeben hat.

Gegen Ende Juni begab sich Goethe nach Jena und ward denselben Abend durch muntere Johannisfeuer auf den Höhen begrüßt. Unter diesen that sich auf der Spitze des Hausberges ein kolossales leuchtendes A (auf den Namen der Herzogin Mutter deutend) hervor. Es war das gemeinsame Werk der sogenannten Mohren von Jena, einer Art von Lazaroni's, Knaben verschiedenen Alters, die am Markt und an den Straßenecken zu stehen pflegten, und für geringen Lohn allerlei kleine Aufträge und Geschäfte besorgten. Nicht bloß den Studenten, auch den weiblichen Dienstboten willfährig, erhielten sie von diesen das Jahr über die Besenstumpfe,

die sie dann für den Abend des Johannistags zum Verbrennen aufbewahrten. Goethe bewunderte die Erscheinung bei einem heitern Abendgelag in einem Kreise von Freunden, und da schon seit einiger Zeit eine immer ernster werdende Polizei Anstalt machte, dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten, so improvisirte er den Toast:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

Als Oberaufseher der wissenschaftlichen und Kunstinstitute des Weimarischen Gebietes untersuchte er die Anstalten zu Jena und hatte die Freude, besonders die mineralogische Sammlung in Reichthum und Ordnung gefördert zu finden. Die von Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer, durch Bindenlassen und Einordnen der Bücher, Manches zu thun. Nachdem auch der Herzog mit dem Geheimenrath Voigt herübergekommen war, faßte man den Beschluß, ein anatomisches Museum einzurichten, welches auch unter Prof. Ackermann's Leitung bald zu gedeihen begann.

Je weiter er in seinen chromatischen Studien fortrückte, desto lieber wurde ihm die Geschichte der Naturwissenschaften. So las er jetzt die Geschichte der nachher königlich genannten Englischen Gesellschaft von Thomas Sprat und die Protokolle dieser Gesellschaft von Birch. Fast jede ruhige Stunde widmete er diesen Werken, und gab später in seiner Geschichte der Farbenlehre von dem, was er sich daraus zugeeignet, kurze Rechenschaft.

Seine poetische Ader stockte, die Umarbeitung des Götz abgerechnet, in diesem Jahre wieder gänzlich. Nicht ein einziges Gedicht ward ihm durch den Verkehr mit Zelter entlockt, und selbst der auf den 9. November bevorstehende festliche Einzug der neuvermählten Erbprinzessin Maria Paulowna, der liebenswürdigen nordischen Kaisertochter, vermochte ihn nicht zu einem theatralischen Gelegenheitsgedichte anzuregen. Im Gefühl seiner jetzigen Unproductivität wollte er Anfangs sich auf der Bühne gar nicht in Unkosten setzen. Als er aber von allen Seiten her die großartigsten Anstalten zum Empfange der Fürstin machen sah, wurde es ihm doch zuletzt, einige

Tage vor ihrer Ankunft, angst, daß er sich allein auf nichts gerüstet hatte, und da er selbst seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so wandte er sich an Schiller, welcher denn auch in vier Tagen eine seiner freundlichsten Schöpfungen ersann und ausführte: Die Huldigung der Künste.

Aber unthätig konnte Goethe nie sein und „sein Müßiggang war," wie Schiller an Humboldt schrieb, „nur ein Wechsel der Beschäftigung." So unternahm er denn noch im Spätjahr 1804 zwei Arbeiten, die er jedoch erst im nächsten Jahre vollendete: die Uebersetzung von Rameau's Neffen, einem Manuscript von Diderot, und die Herausgabe von Winckelmann's Briefen an Berendis, denen er eine Charakteristik Winckelmann's beifügte. Die Schrift von Diderot, ein Dialog, wurde ihm von Schiller mitgetheilt mit dem Bemerken, der Buchhändler Göschen sei zur Herausgabe desselben geneigt, wünsche aber vorher, zur Erregung größerer Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung in's Publikum zu senden. Goethe, der schon seit längerer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegte, übernahm die Arbeit gerne, und widmete sich ihr mit großem Eifer. Im ersten Wurfe war sie bereits am 24. Januar 1805 fertig, wo er sein Manuscript an Schiller mit folgendem Billet übersandte: „Hier, mein Bester, das Opus. Haben Sie die Güte, es aufmerksam durchzulesen, am Rande etwas zu notiren und mir dann Ihre Meinung zu sagen. Darauf will ich es noch einmal durchgehen, die Notata berichtigen, einige Lücken ausfüllen, vielleicht einige cynische Stellen mildern, und so mag es abfahren." Was die hier erwähnten „Notata" betrifft, so hatte er sich anfangs vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in dem Dialog besprochen sind, in einem Anhange alphabetisch geordneter Anmerkungen mehr in's Klare zu stellen. Er führte den Plan nur theilweise aus, fügte aber das, was er zu Stande gebracht, „in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung" der Uebersetzung bei. Diese erfuhr das eigene Schicksal, daß sie im Jahr 1821 in Paris von zwei talentvollen jungen Männern, dem Vicomte de Saur, und seinem Freunde de Saint Géniés rückübersetzt und unter dem Titel Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, für das Original ausgegeben wurde. Das gro-

Aufsehen, welches die Schrift erregte, und die Bemühungen des Herausgebers der sämmtlichen Werke Diderot's, Brière, führten zur Auffindung einer Copie des wirklichen Originals in Diderot's Familie. Da aber jene beiden jungen Männer auf ihrer Behauptung bestanden und das wahre Original für untergeschoben erklärten, so entstanden darüber mancherlei öffentliche Contestationen, die erst im Jahr 1823 durch Goethe's Zeugniß zu Gunsten Brière's ihre Erledigung finden.

Ein sehr ungünstiges Urtheil fällt Gervinus über diese Arbeit Goethe's. „Einem Manne wie Gentz sogar," sagt er, „schien das Ganze, Uebersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autors und Goethe's unwürdig. Auch wir gestehen, daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausakten suchten, und daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solchen Gegenständen verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Goethe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen. Es scheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantische Kunst und die Götter der neuen Schule eingetreten zu sein; Shakespeare und Calderon heißen vor dem höchsten Richterstuhl untadelig, und selbst daß sie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen sind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer; Werke wie Lear, Hamlet und der standhafte Prinz, die Geburten der romantischen Jahrhunderte, heißen aber in demselben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheuern mit dem Abgeschmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden." Dagegen bemerkt aber Rosenkranz mit Recht, ein Werk, das Diderot geschrieben, und Goethe zu übersetzen und zu erläutern unternommen, welches er — setzen wir hinzu — in einem Briefe an Zelter für ein wahres Meisterwerk erklärt, und von welchem Schiller mit gleichem Lobe in Briefen an Körner und Humboldt spricht, könne unmöglich so schlecht und verächtlich sein. Den richtigen Gesichtspunkt zur Würdigung der Schrift gibt Schiller in folgender Stelle eines Briefes an Körner: „Es ist ein Gespräch, welches der fingirte Neffe des Musicus Rameau mit Diderot führt.

Dieser Neffe ist das Ideal eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieser Classe, und indem er sich schildert, macht er zugleich die Satyre der Societät und der Welt, worin er lebt und gedeiht." Und damit übereinstimmend, findet Rosenkranz nach einer nähern Analyse des Dialogs, daß Goethe darin einen wichtigen Beitrag zur innern Geschichte Frankreichs vor der Revolution, den Codex seiner socialen Zerrissenheit gegeben habe, wie sie noch mit den Rosen heiterer Geselligkeit, übermüthigen Scherzes überstreuet war. Schiller's Annahme, daß der Neffe Rameau's nicht existirt habe, widerlegt sich durch eine Stelle in Mercier's Tableau de Paris, bei deren Vergleichung mit der Diderot'schen Zeichnung sogar eine gewisse Portraitähnlichkeit unverkennbar ist *).

Die andere Arbeit Goethe's, die Schilderung Winckelmann's, bezeichnet dagegen Gervinus als die beste Charakteristik, die er geschrieben habe. Den Anlaß dazu gaben Winckelmann's Briefe an Berendis, die längst schon in seinen Händen waren. Berendis, von einem Aufenthalte zu Seehausen her mit Winckelmann befreundet, und seitdem mit ihm in Correspondenz stehend, hatte zuletzt als Kammerrath und Chatouillier bei der Herzogin Amalia in Weimar gestanden und war dort im Jahr 1783 gestorben. Die Herzogin überlieferte Goethe'n die Winckelmann'schen Briefe, mit der Erlaubniß, sie in Druck zu geben. Nachdem unser Dichter selbst Römisches und Italienisches Leben angeschaut und von antiker Welt und Kunst eine reinere Vorstellung gewonnen hatte, mußte er sich doppelt angeregt fühlen, eine Charakteristik des von ihm seit früher Jugend verehrten Mannes zu entwerfen. Sie gelang ihm deshalb so ausgezeichnet, weil er damit wieder nur eine Seite seines eigenen Wesens zeichnete. Was er hier über „Antikes, Heidnisches, Schönheit, Gewahrwerden griechischer Kunst u. s. w." sagte, hatte er selbst erlebt und empfunden. Daher auch die Wärme, wovon das ganze, wenn gleich skizzenhaft gehaltene Gemälde durchströmt ist. Uebrigens gesteht er, auch seine Freunde Meyer in Weimar, Fernow in Jena und Wolf in Halle mit in's Interesse gezogen und besonders aus

*) S. Goethe's W. Bd. 29, S. 375 ff. Vergl. Varnhagen's Vermisch Schriften, Bd. 3 gleich zu Anfange.

krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legte, ergriff sie so heftig, daß sie, statt zu antworten, in Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?“ fragte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ antwortete sie. „Er ist todt!“ wiederholte Goethe und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Freunde und Angehörigen einem Gespräche mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte, daß einem solchen weder seine Ruhe noch seine Fassung gewachsen war.

Die Leiche des hingeschiedenen Freundes wollte er nicht sehen. „Warum,“ äußerte er sich später gegen Falk auf Veranlassung von Wieland's Tod, „warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler.“ Auch gefiel es ihm, daß Schiller's Körper nicht ausgestellt wurde. „Unangemeldet,“ sagte er, „und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe.“

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, den **Demetrius** zu vollenden. Von der frühesten Conception an bis in die jüngste Zeit hatte er, weil Schiller eben so wenig müde ward fremde Meinungen zu vernehmen, als seine eigenen hin und her zu wenden, stets beiräthig und mitthätig eingewirkt; das Stück war ihm so lebendig als Schiller'n selbst. Nun brannte Goethe vor Begierde, die Unterhaltungen mit dem Freunde, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf dem höchsten Gipfel zu zeigen. Schiller's Verlust schien ihm ersetzt, indem er sein Dasein fortsetzte. Die gemeinsamen Freunde hoffte er zu verbinden; das deutsche Theater, für das sie bisher gemeinschaftlich, Schiller dichtend und bestimmend, er lehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines ähnlichen frischen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwais't sein. Genug,

aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust eingibt, hatte unsern Dichter ergriffen. Frei war er von aller Arbeit, in wenigen Monaten glaubte er das Stück vollenden zu können; eine gleichzeitige Darstellung auf allen Theatern mußte die herrlichste Todtenfeier werden, die der Verblichene selbst für sich und seine Freunde bereiten konnte. In diesen Hoffnungen, diesen Träumen schien Goethe sich gesund, er schien sich getröstet.

Der Leser wird sich selbst zu sagen wissen, was aus dem Plane werden mußte. Wie hätte er, der in diesen Jahren in seinen eigenen Götz keine noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die man nicht sogleich als ein späteres, heterogenes Einschiebsel erkannte, wie hätte er ein Stück ergänzen sollen, das, wie Hoffmeister sagt, in der entgegengesetzten Hemisphäre wurzelte? Wie durfte sein weiches, „conciliantes“ Gemüth, das, seinem eigenen Geständnisse nach, dem ersten wahren Trauerspiele zu erliegen drohte, sich an eine so mächtige Tragödie, wie der Demetrius wagen? Er selbst sah freilich in späterer Zeit nur Eigensinn und Uebereilung darin, daß er den Vorsatz aufgegeben; mit einiger Besonnenheit und Klugheit, meinte er, seien die Hindernisse der Ausführung zu beseitigen gewesen, die er im Gegentheil durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit noch vermehrt habe. Den Zustand aber, in den er sich nun versetzt fühlte, wagte er sich kaum noch in seinen alten Tagen zu vergegenwärtigen. Nun war ihm Schiller eigentlich erst entrissen. Seiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den er dem entschlafenen Freunde aufzurichten gedachte, und der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wandte sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun erst fing ihm Schiller an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und da ihn körperliche Leiden von jeder Gesellschaft trennten, so war er in der traurigsten Einsamkeit befangen.

Ganz ohne Todtenopfer ließ er indeß doch den Freund nicht, in welchem, wie er Zelter'n schrieb, ihm die Hälfte seines Daseins verloren ging. Man wandte sich dringend an ihn von Seiten des Weimarer Theaters und anderswoher, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Wie sehr sich ihm dabei der Schmerz

erinnerte, daß er dieß nicht auf die von ihm beabsichtigte Weise thun konnte, so ging er doch auf den Wunsch ein und verlangte zu dem Ende von Zelter einige Musikstücke in feierlichem Styl. Dann aber faßte er einen andern Plan und beschloß, Schiller's Glocke dramatisch darzustellen, wozu er sich ebenfalls Zelter's Unterstützung erbat. Die erste Aufführung fand im Anfange des August zu Lauchstädt *), eine Wiederholung am 10. Mai 1816 auf der Weimarer Bühne statt. Man hatte die herrliche Dichtung, ohne die mindeste Veränderung des Textes, vollkommen dramatisch belebt, indem die verschiedenen Partien derselben an die Mitglieder der Gesellschaft, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit u. s. w. vertheilt wurden. Auch that der mechanische Theil des Stücks eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, sein Verschwinden in die Form, das Aufdecken derselben, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles zusammen gab dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebte so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten konnte, worauf denn der herrliche Epilog zu Schiller's Glocke vorgetragen wurde. Eben dieser Epilog ist der rührendste Tribut der Verehrung und Liebe, welcher dem Hingeschiedenen dargebracht werden konnte. Er gehört zu den empfundensten und zugleich zu den äußerlich vollendetsten und abgerundetsten Dichtungen Goethe's. Seine gegenwärtige Form erhielt er erst im Jahr 1815, wo er um die beiden Schlußstrophen bereichert und auch sonst in einigen Versen verändert wurde **).

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer (Leipzig 1846) S. 79.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Ged. Thl. 3, S. 192 ff.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.





